

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Reisen nach Persien

nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs

Mit Kupfern

Chardin, John

Frankfurt am Mayn, 1780

Von der Religion der Mingrelier.

urn:nbn:de:gbv:45:1-9947



sowohl ihren Glauben, als ihren Gottesdienst
kennen zu lernen. Hier ist die Uebersetzung
davon.



Von der
Religion der Mingrelier.

Vorrede.

Ich besorge, wenn der Leser dieses Werk-
chen über die Religion der Mingrelier
lesen wird, so wird es ihm nicht besser
gehen, als den Boten, welche Saul aussandte,
sich der Person Davids zu bemächtigen; sie
fanden nur ein Bild von ihm, und nicht seine
Person. So wird man auch glauben, hier
eine Schilderung des wahren Christenthums
zu finden; aber man wird nichts als ein lee-
res Bild, einen Schatten davon antreffen, der
mit vielem Aberglauben verstellt ist.

Die Mingrelier haben, so wie alle ihre
Nachbarn, die christliche Religion sehr früh-
zeitig nach den Gebräuchen der griechischen Kirche
von



von heiligen Lehrern empfangen, und haben sie viele Jahre hindurch rein und unverfälscht erhalten. Endlich fieng es an, unter ihnen an treuen und würdigen Dienern der Religion zu fehlen; man führte allerhand fremde, und besonders jüdische Religionsgebräuche ein; und so entfernten sie sich immer weiter von der Römisch-Catholischen Kirche. — Sie fielen nach und nach in eine solche Unwissenheit, daß sie fast nicht mehr wissen, was Glaube, was Religion, was Gottesdienst ist; man siehet die künftige Ewigkeit als eine Fabel und menschliche Erfindung an. Was das schlimmste dabei ist, so wissen ihre Priester, ihre Bischöffe, ihr Catholicos oder Patriarch, selbst nicht, was die Obliegenheiten ihres Amtes sind. Sie können weder lesen noch schreiben, geschweige, daß sie etwas von dem Gottesdienste verstehen sollten. Ihre Priester oder Papas (denn so nennt man sie in ihrer Sprache) machen ihr Hauptgeschäft daraus, das gemeine Volk zu betrügen; sie machen Profession von der Wahrsageren, indem sie ihnen weiß machen, sie fänden die Begebenheiten der Zukunft in ihren Büchern; die gemeinen Leute glauben es, als ein heilig Evangelium, und verehren diese Betrüger als Engel: denn sie glauben alles, was ihr Priester sagt, sind selig auf ihr Wort, und



und auf ihr Wort geplatzt. Wenn jemand unter ihnen krank wird, so lassen sie nicht den Arzt, sondern den Papas rufen; aber nicht in der Absicht, daß sie vor ihm ein Bekenntniß ihrer Sünden ablegen wollen, noch auch daß er zu Gott für sie beten solle; denn darum bekümmern sie sich wenig, oder gar nicht: sondern daß er in seinem Buche nachsehen soll, ob der Kranke sterben werde, oder nicht, ingleichen, warum ihnen diese Krankheit zugestossen sey. Der Papas macht alsdenn ein ernsthaft Gesicht, blättert in seinem Buche hin und her, und sagt endlich zum Kranken: dieses oder jenes Bild sey über ihn erzürnt, und wolle ihn töden; er müsse ihm eine Ziege, oder eine Kuh, oder einen Ochsen, oder Geld, oder sonst etwas opfern, um es dadurch zu versöhnen, daß es ihn nicht töde. Der arme Kranke, der sich zu sterben fürchtet, verspricht und giebt dem Priester alles, was er will; dieser aber behält es für sich, und das arme Volk wird betrogen. Hierinnen bestehet die ganze Wissenschaft der Papas: sie saugen das Blut der unglücklichen Mingrelier aus, und betrügen sie durch ihren Aberglauben. —

Um diesem bedauernswürdigen Religionszustand eine bessere Form zu geben, und diese verirr-



verirrten Schafe wieder in den Schafstall der Kirche zu bringen, schickte der Pabst Urban der achte, im Jahr 1632. Theatiner dahin. Diese Väter aber mußten tausend Gefährlichkeiten ausstehen; sie wurden von den Türken gefangen, nach Constantinopel geführt, und stunden in der größten Todesgefahr: endlich schlug sich der König in Frankreich ins Mittel, und durch dessen Vermittelung wurden sie wieder auf freyen Fuß gesetzt. Es war dieses nicht die erste Mission der Theatiner nach Mingrelieu; denn bereits sechs Jahre vorher hatte eben dieser Pabst schon einige Missionarien hingeschickt, die den Grund zu dieser Mission legten. Es war dieses D. Peter Avitabil, ein sehr heiliger und frommer Mann, und Jacob von Stefani, nicht weniger heilig und fromm, als der vorhergehende. Der Pabst gab ihnen Briefe mit an den Dadian, oder obersten Fürsten von Odisse, (denn so wird Mingrelieu genennt,) an den Meppe, oder König von Imirette, an den Fürsten von Gurjel und Cacket, welche Länder schon zu Georgien gehören, und zwischen Mingrelieu und Persien liegen. Alle diese Fürsten nahmen diese Väter sehr gnädig auf, besonders aber Taimuras Chan, Fürst des Landes Gori in Georgien, wo sie ihre erste Wohnung aufschlugen.



gen. Sie bekamen in der folgenden Zeit mehrere würdige Gehülffen und Nachfolger, und breiteten sich in dem Lande Gurien, Odise oder Mingrelien immer weiter aus, doch stunden sie dabey unglaubliche Arbeit und Gefahr aus.



Erstes Capitel.

Zu welcher Zeit, und von wem die Colchier zuerst den christlichen Glauben angenommen haben.

Da die Colchier aus mehrern Völkern bestehen, die in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen mit einander übereinstimmen, nemlich den Abcas, den Circassiern, Alanen, Seanen, und andern; so muß ich, ehe ich von den Colchiern insonderheit rede, von den Namen dieser Völker, die im Grund betrachtet nur eine Nation ausmachen, handeln. Man behauptet, aus einer mündlichen Sage, daß der Apostel Andreas den Abcas zuerst das Evangelium verkündigt habe; man sagt, er sey in Scythien gewesen, und hierauf nach Griechenland und in Epirus, und hernach zu den Sodianern und



und Suictiern gekommen, und habe sich zuletzt bey den Abcaß, die einen Theil von Colchis bewohnten, aufgehalten. Diese Sage wird dadurch unterstützt, daß man in einem Flecken dieser Provinz, Picciota, welches die Hauptstadt von ganz Colchis ist, eine Kirche, die zu Ehren dieses Heiligen gebauet ist, antrifft; jeder Catholicoß, oder Patriarche, gehet in seinem Leben einmal, mit allen seinen Bischöffen dahin, und bereitet daselbst dasjenige heilige Del, welches sie Mironne nennen. Der Fürst mit seinem ganzen Hofstaat begiebt sich ebenfalls dahin. Diese Kirche wurde anfänglich zur Heiligen Maria von Picciota genennt; aber die Hochachtung, die diese Völker gegen den heiligen Andreas hatten, von dem sie so gar behaupteten, daß er diese Kirche erbauet habe, war Ursache, daß sie dieser Kirche seinen Namen beylegen.

Vor dieser Kirche stehet eine marmorne Säule, von welcher man folgende Begebenheit erzählt: „Zu der Zeit, als der heilige Apostel Andreas hier den Märtyrer-Tod erlitt, kam aus göttlichen Strafgerichte aus dieser Säule ein Strom siedendes Wasser heraus; einige Personen rufen diesen Heiligen an, und hierauf stillte sich der Strom.“ — Seit dies
fer



fer Zeit hat das Volk eine besondere Ehrfurcht für diesem Heiligen, und wenn sie vor dieser Säule vorbehen, so knien sie nieder, und küssen sie. Ich habe diese Nachricht aus dem Munde des Vaters, Christoph Castelli, der mit dem Patriarchen zu Picciota war, und diese Verehrung, die diese Leute gegen die Säule, gegen den Heiligen, und gegen das Kreuz, welches er auf der Brust hat, haben, mit angesehen hat.

Was die Befehrung der Iberier und Georgier anbelangt, so lesen wir in dem Baronius, bey dem Jahr 100. nach Christi Geburt, daß sie durch die Predigt des heiligen Clemens zum christlichen Glauben wären gebracht worden, als derselbe vom Kayser Trajan nach Chersones verwiesen worden wäre: allein ich finde die Meinung des ehrwürdigen Vaters, Thomas de Jesus, eines Carmeliter, gegründet. Dieser sagt in seinem Buch, von der Befehrung der Heiden, im neunten Capitel des vierdten Buchs auf der 90sten Seite, daß eine Slavinn die Befehrung der Iberier gewürkt habe. Von dieser redet das Martyrologium, bey dem 15ten December, unter dem Namen Christiana, und legt ihr den rühmlichen Namen eines Apostels der Iberier oder Georgier bey, wo sie unter dem



Dem Namen der heiligen Ninone bekannt sey. Von eben dieser Heiligen redet auch Nicephorus in seiner Kirchengeschichte, im 8ten Buch, 54. Cap. Der vorhin angeführte Thomas de Jesus, sagt, daß sie in ihrem Sklavenstande jederzeit sehr heilig — gelebt, beständig gefastet, — gebetet, und Werke der Frömmigkeit ausgeübet habe; dieses hätte ihr bey den Barbaren eine grosse Bewunderung verschafft. Wenn sie sie fragten, warum sie sich so quäle, so antwortete sie, sie hätte einen Gefallen an dieser Lebensart, und bete ihren Gott, Jesum Christum, den Gekreuzigten, an.

Dieser neue und ihnen bisher unbekannte Name erregte ihre Aufmerksamkeit; sie bewunderten dieses Weib, und fiengen an Hochachtung gegen sie zu haben, da sie sie doch vorher ganz und gar nichts geachtet hatten. Es war eine Gewohnheit im Lande, daß wenn Kinder krank wurden, die Mütter solche zu ihren Nachbarinnen trugen, um Hülfe zu suchen. Nun geschah es, daß eine Mutter bey vielen ihrer Nachbarinnen vergeblich Hülfe gesucht hatte; sie hatte von dieser Sklavin reden hören: ob sie nun gleich nicht viel auf sie hielte, und wenig Hoffnung hatte, daß ihr Kind durch sie genesen würde; so gieng sie

R. n. Persien. I. Th. R doch



doch zu ihr, und bat sie um Hülfe. Die Sclavin antwortete, daß sie kein Mittel wüßte; aber der Gott, den sie anbetete, sey mächtig genug, den Kranken ihre vorige Gesundheit wieder zu geben. Sie nahm hierauf das Kind in ihre Arme, bedeckte es mit ihrem Kleide und betete zu GOTT. Und das Kind wurde augenblicklich gesund. Einige Zeit hernach wurde die Königin des Landes krank, und litte grausame Schmerzen. Sie hörte von der wunderbaren Genesung dieses Kindes; sie ließ die Sclavin rufen, und erlangte durch eben dieses Mittel ihre Gesundheit. Sie wurde durch dieses Wunder bewogen, nicht nur selbst die christliche Religion anzunehmen, sondern sie ermahnte auch den König, ein gleiches zu thun. Er versprach es ihr, aber that es nicht. Einige Tage hernach überfiel ihn auf der Jagd ein Gewitter; es wurde auf einmal so finster, daß er nicht einmal diejenigen, die bey ihm waren, erkennen konnte. Hier fiel ihm das Versprechen ein, das er seiner Gemahlin gethan hatte, ein Christ zu werden; er that ein Gelübde, daß, wenn ihn Gott aus dieser Gefahr erretten würde, er sein Versprechen sogleich ins Werk setzen wollte. Den Augenblick verschwand die Finsternis und der Himmel wurde heiter. — Da
er

er zu seiner Gemahlin kam, so erzählte er ihr, was geschehen war; er ließ die Sclavin rufen, und sagte ihr seine Gesinnung: Diese ermahnte ihn, seine Abgötterey abzulegen, sich taufen zu lassen, und den wahren GOTT, Jesum Christum den Gekreuzigten, anzubeten, und ihm einen Tempel zu bauen. Der Fürst vollführte alles dieses mit der größten Genauigkeit. Er schwur seinen Götzen ab, ermahnte alle seine Unterthanen, eben dieses zu thun, und fieng an einen prächtigen Tempel mit vielen Säulen zu bauen. Als man zwey Säulen aufgerichtet hatte, und nun an dem war, die dritte aufzurichten, so war es nicht möglich, solches ins Werk zu richten. So wohl die Arbeiter, als die Zuschauer giengen voller Verwirrung weg, und wußten nicht, was sie sagen sollten. Nur allein die Sclavin blieb allein die ganze Nacht in der Kirche, und erhielt durch ihr Gebet, daß sich die Säule von selbst so stellte und ordnete, wie sie stehen sollte. Da die Arbeitsleute den folgenden Morgen kamen, und die Säule an ihrem Platz sahen, so verwunderten sie sich noch mehr, als den Tag vorher. Das Volk wurde hiedurch noch mehr bewogen, die christliche Religion anzunehmen. Der König, dessen Name Bacurus war, schickte Gesandte an den



Kayser Constantin, und ließ ihm seine Befeh-
rung berichten. Der Kayser war außeror-
dentlich darüber erfreut, und schickte ihm Prie-
ster, um das Volk in den Geheimnissen des
Glaubens zu unterrichten. Da der König
eine Zeit hernach selbst nach Constantinopel
kam; so wurde er von dem Kayser sehr
gnädig empfangen; er machte ihn zu einem
Comes vom ersten Rang, zum Befehlshaber
in der Gegend von Palästina, und zum Ge-
neral derjenigen Kriegsvölker, die man Arcie-
rier und Scutavier nannte. Aber durch die
List zweyer Fürsten des Reichs, Rustico und
Johannes, die über die Ehre, die der Bacu-
rias genoss, eifersüchtig waren, fiel er. Allein
Gott ließ es nicht ungestraft; denn eine kay-
serliche Armee von 50000. Mann wurde von
einer persischen von 30000., geschlagen, und
die beyden Fürsten, Rustico und Johannes,
verlohren den Kopf.

Was die Befehrung der Colchier anbe-
langt, so setzt sie der Cardinal Baronius bey
dem Jahr 523. unter die Regierung des Pab-
stes Hormisdas, und des Kayser's Justinus.
Er sagt, daß der vorhingemeldte Bacurias zu
Constantinopel gewesen sey, um sich daselbst
taufen zu lassen; daß ihm der Kayser Justi-
nus

muß viele Gnade erwiesen, ihn seinen Sohn genannt, und ihm den Titel: Kayser von Asien, mit der Krone und dem weissen Kayserlichen Mantel gegeben habe.

Die Meinung des Larcagnotte, welcher behauptet, daß die Colcher und Armenier zu gleicher Zeit unter dem Pabst Julius, und dem Kayser Constantin die christliche Religion angenommen hätten, ist nicht wahrscheinlich, weil die Armenier zu der Zeit den christlichen Glauben annahmen, als Gregorius, der große Lehrer von Armenien, der König Tiridates, und der Kayser Constantin, lebten.

Wir lesen in dem Baronius, daß die Colcher die Reinigkeit des Glaubens lange Zeit beybehalten haben; nachdem sie aber durch den heiligen Cyrillus und Methodius seinen Bruder, den ihnen der Kayser Michael geschickt hatte, in den Gebräuchen der griechischen Kirche wären unterrichtet worden, und sich mit derselben vereinigt hätten, so wären sie miteinander in die gröbste Unwissenheit gerathen. Uebrigens sind sie in dem Bekenntnis des christlichen Namens sehr standhaft, ob sie gleich von Türken, Persern, Tartarn und Juden auf allen Seiten umgeben sind.



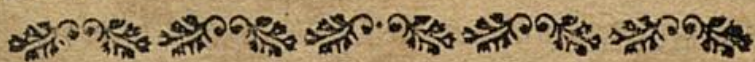
Cobades, König in Persien, wollte sie einstens mit einer zahlreichen Armee zwingen, ihre Religion zu verändern; aber sie fochten unter der Anführung ihres Königs, Gurgenes, der eben ein so tapferer Feldherr als guter Christ war, mit solchen Muth, daß sie durch den Beystand des Kayser's Justinus den Sieg davon trugen.

Aitor, ein Armenier, der gegen das Jahr 1282. lebte, sagt, daß diese Völker lieber mit dem Degen in der Faust sterben würden, als Mahomedaner zu werden. Eben dieses sagt auch Ramuzio von ihnen.

Ketuanne, Königin der Cacherier, Mutter des Taimoras Chan, von dem wir bereits geredet haben, ist in den neuern Zeiten durch ihre Standhaftigkeit, mit welcher sie den Märtyrertod erduldet hatte, berühmt geworden. Nachdem diese Prinzessin von ihrem Sohn nach Persien an den Schach Abas war geschickt worden, um über die Friedenstractaten zu handeln; so warf sie dieser Barbar in das Gefängniß, worinnen sie lange Zeit schmachten mußte. Endlich starb sie unter den grausamsten Martern. Die Augustiner, die damals zu Ispahan waren, haben ihren Märtyrertod beschrieben.

Eben

Eben dieser Taimoras Chan, verlor sein Reich durch Religions-Streitigkeiten, nachdem er viele Kriege gegen seine Feinde, die Perser, geführt hatte. Er liebte zwar die Väter der Mission, die ihm, um ihn desto stärker in ihr Interesse zu ziehen, und ihm ihre Erkenntlichkeit zu erweisen, allerhand Geschenke von Gold und Seide machten; er selbst aber war in seinen Religionsmeinungen unwandelbar. Einer von den Missionarien, D. Jacob de Stephani, redete einstens mit apostolischer Freymüthigkeit mit ihm. Der Fürst legte seine Hand an sein Schwerdt, und sagte: „Ihr Franken, ihr seyd zu hartnäckig; ich werde meinen Glauben mit dem Degen in der Hand gegen alle diejenigen vertheidigen, welche sagen werden, daß er nicht der wahre sey.“ Was konnte der gute Vater anders thun, als schweigen?



Zweytes Capitel.

Von dem Catholicoß, dem Haupt der Geistlichkeit.

Nachdem sich die Georgier und Imiretter zur Gemeinschaft der griechischen Kirche
R 4 gemein-



gewendet hatten, wie wir bereits bemerkt haben; so hieng die Wahl eines Catholicoß von den griechischen Patriarchen ab, die den Georgiern und Imirettern am nächsten waren, und sie wurden entweder von den Patriarchen zu Constantinopel, oder von denen zu Alexandria ernannt. Heut zu Tage steht diese Wahl gänzlich in der Macht des Königs der Imiretter. Diese Völker erkennen ihn für ihren höchsten Patriarchen, und haben auf die griechischen Patriarchen nicht die geringste Rücksicht. Wir haben ein Beispiel davon gesehen, da der Fürst von Odisse, Lavandadian, unsern Geistlichen eine Kirche unter dem Namen des heiligen Georgs gab. Einige griechische Mönche, die sich damals im Lande befanden, waren hierüber sehr aufgebracht, und schrieben deswegen an den Patriarchen nach Constantinopel. Dieser schrieb sogleich an den Fürsten und an den Catholicoß, und verwies es ihnen hart, daß sie den Franken eine Kirche verwilligt hätten; sie gaben dadurch stillschweigend zu erkennen, daß sie nicht ungeneigt wären, eine kirchliche Gemeinschaft mit ihnen zu errichten; er befahl ihnen, daß sie ihnen die Kirche sogleich wieder abnehmen sollten; wo nicht, so würde er gezwungen seyn, sie in den Bann zu thun. Aber weder der
eine



eine noch der andere bekümmerte sich im geringsten etwas darum; und hiedurch geriethen diese Arten von Briefen in eine noch größere Verachtung.

Dieser Catholicus übt seine geistliche Gerichtsbarkeit in Mingrelien, in dem Lande der Imiretter, der Gurieler, der Abcas und der Soaner aus. Die Hauptkirche ist zu Picciota, unter dem Namen des heiligen Andreas, oder der heiligen Maria, davon wir oben geredet haben.

Seine Einkünfte bestehen in Wein, Brod, und andern Landesproducten, die ihm jede Familie seiner Vasallen, deren Anzahl sehr groß ist, geben muß. Seine Hauptbeschäftigung bestehet darinnen, seine Diocese beständig zu besuchen. Dieses aber geschieht nicht in der Absicht, die ihm anvertraute Seelen zu unterrichten und ihnen beizustehen; oder die Kirchen zu besuchen, um zu sehen, wie sich die Bischöffe und Papas in der Verrichtung ihres Amtes beweisen; oder wie die Ausübung des Gottesdienstes beschaffen sey. Die Sorge hierum bekümmert sie sehr wenig; sondern seine Besuche, die er täglich in einer Begleitung von etlichen hundert Personen, die eben

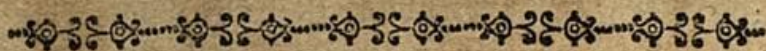


so gierig sind, als er selbst, thut, haben nichts anders zur Absicht, als diesen armen Leuten das Blut auszusaugen, ihnen ihr Vieh aufzufressen, und ihnen alles bis auf den letzten Heller zu nehmen. Demohngeachtet wird er auf eine übertriebene Art von ihnen geehrt.

Die Heiligkeit dieses Catholico besteht in beständigen Gebeten, die er nicht nur bey Tage, sondern noch mehr bey Nacht verrichtet. Er muß fast beständig in der Kirche seyn, und sich einen grossen Theil der Nacht mit dem Gebete beschäftigen. Sie rühmen auch seine Enthalttsamkeit im Essen und Trinken, indem er während der ganzen Fasten keinen Wein trinkt. Wenn ein Mönch Catholico wird, so fängt er von dem Tage seiner Erwählung eine ganz neue Lebensart an: er bringt Tag und Nacht in der Kirche zu, enthält sich an Fastagen, und besonders in der heiligen Woche des Weins, und anderer gewöhnlichen Speisen. Sie sind aber dabey so unwissend, daß sie nichts als ihr Brevier und Missale lesen können, und doch sind sie in ihren Ceremonien bis auf das äußerste eigensinnig.

Ich

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich mich über die Simonie des Catholicoß einlassen wollte. Er weihet keinen Bischoff ein, von dem er nicht über fünfhundert Thaler zieht. Er hört niemanden Beicht, wenn es ihm nicht theuer genug bezahlt wird. Der Bezier des Fürsten hatte ihm einstens nur funfzig Thaler für eine Beicht gegeben; er wurde krank, und wollte wieder beichten; er ließ es dem Catholicoß melden, dieser aber ließ ihm zur Antwort sagen: er sollte erst die vorige Beicht völlig bezahlen. Er thut es niemals anders, er muß denn Versicherung von hundert Thaler haben; bey einigen Gelegenheiten läßt er es sich noch theurer bezahlen.



Drittes Capitel.

Von den Bischöffen in Mingrelieu.

Mingrelieu allein hat sechs Bischöffe, nemlich den Bischoff der Dandrellier, der Mockarier, der Bediellier, der Saisellier, der Sealingichellier, und der Scoindelier. Diese Bischöffe setzen die Sorge für die ihnen anvertraute Seelen gänzlich aus den Augen. Sie besuchen nicht einmal die Kirchen ihrer Diöces, und



und lassen ihre Geistlichen in einer solchen Unwissenheit, daß sie von einem Irrthum in den andern fallen. Sie bekümmern sich nicht darum, ob man die Kinder taufe, oder nicht, ob ein Mann zwey Weiber habe, noch auch, wie man mit den Kindern umgehe. Daher kommt es, daß hier die unerhörtesten Grausamkeiten begangen werden. Mütter verleugnen die Natur dermassen, daß sie ihre Kinder lebendig begraben, oder ihnen auf eine andere Art das Leben rauben, so bald sie von ihnen entbunden sind, ohne sich weder für dem Fürsten zu fürchten, als welcher sich nichts darum bekümmert, noch auch, daß solches von den Mönchen möchte angezeigt werden. Die einzige Sorge dieser Bischöffe ist, alle Tage herrlich und in Freuden zu leben, — und sich mehr oder weniger zu berauschen, nachdem der Wein gut ist. Sie gehen nach ihrer Art sehr prächtig gekleidet, und damit sie im Stande seyn mögen, diese Verschwendung auszuhalten, so saugen sie die Unterthanen bis auf das Blut aus, ja sie machen sich kein Bedenken, sie an die Türken zu verkaufen. Dies ist die Gewohnheit des Landes. Die einzige Pflicht, die sie beobachten, ist, daß sie sich nach Art der Griechen des Fleischeckens enthalten; hierüber allein, und sonst über nichts, machen sie sich Gewis-



Gewissens-Scrupel, und glauben, wenn sie dieser Pflicht eine Genüge gethan hätten, so wären sie weiter zu nichts verbunden, und hätten damit alle andere Gebote erfüllt; ingleichen gehen sie etlichemal des Nachts und des Morgens in ihre Hauptkirchen, um daselbst zu beten. Sie sorgen im übrigen sehr für das Aeußere ihrer bischöflichen Kirchen. Sie halten sie sehr rein, schmücken sie mit Bildern aus, die nach griechischer Manier, mit Gold, Perlen und andern Kostbarkeiten ausgeziert sind, und glauben hiedurch Gott zu versöhnen. Sie beichten niemals, wenn sie gesündigt haben, sondern glauben, wenn sie Gold oder andere Kostbarkeiten opferten, so würden ihnen dafür ihre Sünden vergeben. Sie bilden sich ferner ein, wenn sie dieses thäten, so erlangten sie in den Gedanken der Laien den größten Ruhm der Heiligkeit, nicht weniger bilden sie sich ein, für Heilige gehalten zu werden, wenn sie die strenge Fasten hielten: diese bestehet nach ihren Gewohnheiten darinnen, daß sie sich von Fischen und Wein enthalten, und des Tages nur einmal, nemlich des Abends, essen, welches auch die Laien thun.

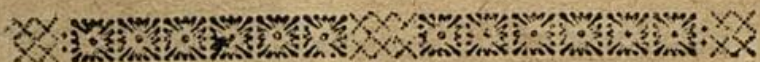
Unter diesen Bischöffen giebt es viele, die nicht einmal lesen können. Sie lernen deswegen



wegen eine Messe auswendig, die sie sodann bey Gelegenheit hersagen. Und dennoch lassen sie sich solche vorher wohl bezahlen. Alle bischöfliche Berrichtungen müssen ihnen bezahlt werden. Sie machen es nicht schlechter, als ihr Oberhaupt, der Catholicos.

Ihre Kleidung ist nach ihrer Art sehr prächtig. Ihr Oberkleid ist kurz, von scharlachrothen Sammet; sie tragen goldene Ketten am Hals, und an den Händen. Man kennt sie auch an ihren langen Bärten, und an den schwarzen Mützen, die bis über die Ohren herab gehen. Sie reiten auf guten und schönen Pferden. Wenn es der Fürst verlangt, so begleiten sie ihn, wenn er in Krieg geht. Sie sind alsdenn die obersten Befehlshaber ihrer Vasallen. Diese führen sie an, greifen den Feind an, aber ohne Ordnung und Kriegszucht. Sie gehen auch auf die Hirsch- und Schweinsjagd; sie verstehen sich auch, Fasanen und andere Vögel mit den Falken zu beizen. Viele Mönche haben den Titel und die Einkünfte eines Bischoffs, die ihnen von dem Fürsten angewiesen sind, ohne daß sie geweiht sind. Sie mögen nun geweiht seyn, oder nicht, so machen sie Priester, um's Geld.

Vierd=



Vierdtes Capitel.

Von den Mönchen und Nonnen.

Nusser den Bischöffen giebt es noch eine andere Art von Prälaten, die sie in ihrer Sprache Cinasquari nennen. Sie kommen unsern Aebten beynahe gleich. Sie haben ihre eigene Kirchen, sind sehr reich, und leben wie die Bischöffe.

Was die Mönche anbelangt, so hat man davon nur einen einzigen Orden, des heiligen Basiliiß, und dieser zergliedert sich wieder in drey Aeste. Die einen nennen sich Cenobiten, weil sie wie unsre Ordensgeistliche in einer gewissen Gemeinschaft mit einander leben. Die andern sind die Anachoreten, die in den Wüsten leben, und sich mit dem Gebet beschäftigen. Die dritten sind die Remobothien, wovon ihrer zwey oder drey auf dem Felde beysammen bleiben, und von ihrer Hände Arbeit in Gemeinschaft leben; diese sind begieriger nach den Gütern der Erde, als nach den Gütern des Himmels. Diese Mönche suchen es im Fasten und der Verrichtung guter Werke einander

juvor



zuvor zu thun. Einige Schriftsteller reden noch von einer vierten Gattung Mönche, die sie Sarabiater nennen; diese sind aber bloß dem Namen nach von der dritten Gattung unterschieden.

Diejenigen Mönche, die man heut zu Tage in Mingrelieu antrifft, sind von der dritten Gattung. Sie kommen von dem Berge Athos, und unter dem Vorwand, als wenn sie Almosen für die Christen zu Jerusalem sammeln, bleiben sie unter dem Schutz des Fürsten im Lande, und haben einige Kirchen innen. Zu meiner Zeit hielten sie sich in dem Hause eines Georgianischen Mönchen, mit Namen Nicophorus Trbachi, oder insgemein des Mönchen Nicolaus, auf. Er war aus einer der vornehmsten Familien in Georgien, ein Mann von siebenzig Jahren; er hatte den Titel eines Archimandriten, und noch über diesen den Namen: Gievarismama, oder Vater des Kreuzes. Bei dem Volk stand er in grossen Ansehen, die Fürsten von Mingrelieu hatten ihn wegen seiner Staatswissenschaft zum Bezier und Gesandten gebraucht. Er war verschiedenemalen zu Jerusalem gewesen, und hatte beynahe ganz Europa durchwandert. Er hatte Spanien, Frankreich, England, Pohlen und Italien gesehen.

Auffer



Ausser der Georgischen und Mingrelischen Sprache verstund er noch verschiedene andere, z. B. die griechische, türkische, arabische, russische, französische, spanische und italiänische. Er hatte sein Glaubensbekenntniß von der catholischen Kirche in die Hände des Pabstes Urban des achten, abgelegt.

Diese Mönche essen niemals Fleisch. Ihr Kleid besteht aus einem schwärzlichen wollenen Zeug. Sie lassen den Bart und die Haare wachsen. Im Fasten und Beten halten sie sich genau an ihre Regel: übrigenß aber bekümmern sie sich wenig um die Seligkeit dieses armen Volks. Sie lesen selten Messe; denn sie verlangen gar starke Almosen dafür.

Wenn einer bey den Mingreliern zu einem Vere, oder Mönch, eingeweihet wird; so geschieht es auf folgende Art. In ihrer zarten Kindheit wird ihnen schon eine schwarze Mütze aufgesetzt, die ihnen bis über die Ohren herunter geht. Man befiehlt ihnen, sich des Fleisches zu enthalten, weil sie Mönche wären, und sie beobachten diesen Befehl mit der äussersten Strenge, ohne daß sie noch wissen, was ein Mönch sey. Sie werden darauf andern Mönchen zur Erziehung gegeben.

K. n. Persien. I. Th.

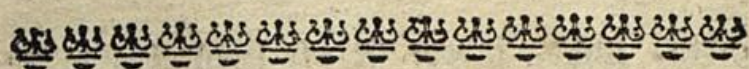
S

Es



Es giebt hier auch verschiedene Gattungen von Nonnen. Einige davon sind Mädchen, die die mannbaren Jahre erreicht haben, und nicht heyrathen wollen; andere sind Sclavinnen, die sich nach dem Tod ihrer Herrn, mit ihren Frauen dem Mönchsstand gewidmet haben. Noch andere sind Wittwen, welche nicht wieder heyrathen wollen. Wieder andere sind Frauenzimmer, welche die Welt, nachdem sie sie genug genossen haben, verlassen. Ferner finden sich darunter auch Weiber, die von ihren Männern verstoßen worden sind. Zu meiner Zeit war die Prinzessin darunter, welche der König von Imirette verstoßen hatte, um die Tochter des Tamuras-Chan zu heyrathen. Endlich haben auch einige den Mönchsstand aus Armuth ergriffen. Diese gehen in den Kirchen herum, und betteln Almosen; und man giebt ihnen solche in Rücksicht ihrer Kleidung reichlich. Ihre Kleidung ist schwarz, sie haben einen Schleier von eben dieser Farbe, und essen niemals Fleisch. Sie bleiben nicht in dem Kloster, sondern gehen hin, wo sie hin wollen. Sie sind auch nicht verbunden, lebenslang in diesem Stand zu bleiben, sondern sie können ihn verlassen, wenn es ihnen beliebt.

Fünf.



Fünftes Capitel.

Von den Papas, oder Priestern der Mingrelie.

Gott weiß, in was für einem elenden Zustand diese Papas in Ansehung ihres Priesterthums sind; denn sie werden von Besseren, (Mönchen) oder Bischöffen eingeweiht, die vielleicht nicht einmal getauft sind, oder wenn sie auch getauft sind, doch nicht geweiht sind: ja sie selbst sind oft nicht einmal getauft. Der Name Papas ist ein allgemeiner Name. Ein Priester, welcher keine Kirche hat, wird Koscessi genannt; der Capellan, Ochdelli, der Pfarrer, Kandelachi; alle aber werden insgemein Papas genannt. Ihre Anzahl ist sehr groß; sie sind alle mit einander arm, und leben von den Einkünften ihres Amtes. Man braucht nicht sehr gelehrt zu seyn, um zu der Stelle eines Papas tüchtig zu seyn. Es ist genug, wenn einer lesen kan, und eine Messe auswendig gelernt hat, die er hernach seine ganze Lebenszeit hindurch brauchen kan. Die Bischöffe prüfen diejenigen, die sich zum geistlichen Stand an-
S 2
geben,



geben, nicht, indem sie oft selbst eben so unwissend als diese sind. Der Preis, den man für eine Einweihung bezahlt, ist ein Pferd, und wenn man dieses hingiebt, so wird man ohne weitere Umstände zum Priester gemacht, man mag auch so unwissend seyn, als man will.

Diese Priester haben das Gelübde der Keuschheit nicht; sondern ehe sie die Priesterweihe empfangen, heyrathen sie nach der Gewohnheit der Griechen, eine Jungfer. Darinnen aber gehen sie von den Griechen ab, daß, wenn ihre erste Frau gestorben ist, sie die zweyte, dritte und vierdte nehmen können, da hingegen die griechischen Priester nach dem Tode ihrer Weiber nicht wieder heyrathen dürfen. Da nun diese Gewohnheit der Mingrelischen Priester gegen die Regel und Statuten des heiligen Basiliius ist; so müssen sie jederzeit von dem Bischoffe Erlaubniß haben: und dieser versagt sie ihnen niemals, doch läßt er sich dafür doppelt so viel, als für eine jede andere Dispensation, bezahlen.

Diese Priester werden von den Weltlichen wenig geachtet; denn sie müssen nicht nur, als Bauern, ihre eigene Ländereyen bauen,
sonst

sondern auch die Felder ihrer Herrn. Wenn diese verreissen, so müssen sie ihnen ihr Gepäck auf den Schultern nachtragen, und werden bey alle dem oft so schlecht gehalten, als die niedrigsten Sklaven. Die Ursache dieser Verachtung ist nebst ihrer Unwissenheit, ihre starke Neigung zum Trunk; denn wenn sie an den Tafeln ihrer Herrn zu essen bekommen, so betrinken sie sich auf das abscheulichste. Sie sind so arm, daß sie oft nichts anders, als ein Hemd von groben Tuch auf dem Leibe haben, welches so voller Löcher ist, daß man die bloße Haut dadurch sieht. Sie sind von den Weltlichen nur bloß darinnen unterschieden, daß sie einen Bart, und die Haare am Kopf, wie einen Kranz geschoren haben. Gegen einen Priester in Mingrelieu hat man nicht länger Ehrfurcht, als so lang er die Messe liest. Wenn diese vorbey ist, so bitten ihn alle diejenigen, die dabey gewesen sind, um Sandoba, d. i. den Segen. Ist man bey Tisch, so giebt man dem Priester zuerst zu trinken; wenn die andern trinken, so bitten sie um seinen Segen, mit den Worten: Sandoba Potorii. Er antwortet darauf: Ghinda Gomert, Gott segne euch. Wenn die Mingrelieu krank werden, so thun sie alles, was ihnen ihre Priester sagen. Sie lassen sie
als



alsdenn zu sich rufen, damit sie in ihren Büchern nachsehen sollen, ob sie an dieser Krankheit sterben werden, oder nicht; ingleichen, aus was für einer Ursache ihnen diese Krankheit zugestossen sey. Die Priester blättern einige Zeitlang in ihren Büchern, und sagen ihnen alsdenn, die erste beste Lüge, die ihnen einfällt. Sie sagen ihnen zum Exempel, ihre Krankheit komme daher, weil dieses oder jenes Bild gegen sie erzürnt sey; um dasselbe wieder auszusöhnen, müßten sie ein Kalb, oder einen Ochsen schlachten, oder dem Bild ein Stück Seidentuch schenken: würden sie dieses nicht thun, so müßten sie sterben. Die Kranken versprechen alles, was sie von ihnen fordern, und bekräftigen so gar mit einem Eide, ihr Versprechen zu erfüllen.

~~~~~\*~\*~\*~~~~~

## Sechstes Capitel.

### Einige Anmerkungen.

**D**ie Priester und Mönche tragen, wie ich schon gesagt habe, keine andere Kleidung, als die Weltlichen, und denken nicht daran, sich so tragen, wie es durch die ältesten Gesetze den Geistlichen befohlen ist. Diese  
Klei-





Kleidung bestund ehemals in einem langen Rock, der bis auf die Füße herab gieng: man nennte sie den Rock des Caracalla, weil dieser Kayser dergleichen Röcke bey den Römern einführte. Unsre Geistlichkeit bedient sich noch jeko des Wohlstands wegen dieser Kleidung. Beda und Baronius sagen, daß die Farbe dieser Kleidung ehemals nicht schwarz, sondern roth gewesen sey, so wie man sie noch heut zu Tage an dem päpstlichen Hofe zu tragen pflegt. Erst gegen das Ende des vierdten Jahrhunderts fieng die Geistlichkeit an, solche zu tragen, um äußerlich ein gewisses Ehrenzeichen vor andern zu haben. Die Mingrelischen Geistlichen aber, die sich aus der äußerlichen Zierde eben nicht viel machen, begnügen sich mit einer weltlichen Kleidung; sie ahmen hierinnen den Priestern der Hebräer nach, von welchen Becanus im fünften Buch seiner Annalen des N. T. sagt: „Die Leviten hatten keine heilige Kleidung, sondern allein die Priester trugen sie nur zu der Zeit, wenn sie in der Stiftshütte, oder in dem Tempel den Gottesdienst verrichteten.“ Eben so verhält es sich bey den Mingrelischen Priestern; die, wenn sie nicht in geistlichen Verrichtungen sind, sehr lumpig einher gehen. Sie lassen Haare und Bart lang wachsen, wie die Priester des alten Bundes, denen Gott 3. B. Mos.





19, 27. den Befehl gab, ihr Haar am Haupte nicht rund abzuschneiden, noch ihren Bart gar abzuscheren. Aber warum verbot Gott den jüdischen Priestern, sich das Haupt zu bescheren, da doch dieses eine so alte Gewohnheit war? Isidor, in seinem Buch: de officiis divinis, sagt, daß derjenige, der sich der Welt entziehen, und sich Gott allein widmen wollte, sich das Haar rund bescheren müsse, und je höher er in der Würde eines Geistlichen stieg, desto größer müsse er sich eine Krone auf dem Haupte scheren lassen; dieses sey ein Zeichen des göttlichen Priestertums. — Das Abscheren des Bartes war von alten Zeiten her ein Zeichen des Adels. Alle römische Kayser ließen sich den Bart abnehmen, und Dio tadelt deswegen den Kayser Adrian, daß er zuerst unter allen römischen Kaysern sich den Bart habe wachsen lassen. In der heiligen Schrift wird in verschiedenen Stellen das Abscheren des Bartes als ein Zeichen der Betrübniß angegeben. Auf gleiche Art bescheren sich die Mingrelier Haare und Bart, ja so gar die Augenbraunen, wenn sie ihre Todten beweinen.

Gott verbot den Priestern der Hebräer, sich den Bart zu bescheren, nicht als wenn es an sich betrachtet, etwas böses wäre, sondern damit





Damit sie sich dadurch von den Aegyptiern und andern benachbarten Abgöttern unterscheiden möchten. Diese glaubten, ihre Götter hätten an der runden, als der vollkommensten Gestalt, ein besonderes Wohlgefallen; deswegen trugen sie eine runde Krone auf dem Haupte, sie bauten auch ihre Tempel rund; ließen sich den Bart rund scheren. Dieses thaten nicht nur die Priester überhaupt, sondern insonderheit die Priester der Isis, und des Serapis.

Beda vergleicht die Krone, die die abendländischen Geistlichen auf dem Haupte tragen, mit der Dornen-Krone Christi, und sieht sie eben so, wie das Zeichen des Kreuzes, als ein Merkmal eines Christen an. Man sagt, Nicen, Bischoff von Trier, habe eine solche Krone mit auf die Welt gebracht. Die Priester der Mingrelie aber lassen ihren Bart wachsen, ohne ein Haar davon abzunehmen. Diogenes sagte, daß er deswegen den Bart wachsen ließ, um sich beständig zu erinnern, daß er ein Mensch sey. Artemidor sagt: „die Söhne seyn die Ehre ihrer Väter, wie der Bart die Ehre des Gesichts. Als Diogenes einstens einen Mann ohne Bart sahe, sagte er: „Warum klagst du die Natur an, daß sie dich zu einem Mann, und nicht zu einer Frau gemacht hat?“ Gott





verbietet den hebräischen Priestern 3 B. Mos. 5. u. 6. die Haare zu beschneiden; dieses beobachten auch die mingrelischen Priester, die in allen Stücken den Priestern des alten Bundes gleich seyn wollen.



### Siebentes Capitel.

#### Von den Kirchen in Mingrelien.

Die Mingrelier haben vier Arten von Kirchen. Die ersten sind kleine Capellen, die fast alle Mingrelier in ihren Häusern haben, um darinnen ihr kurzes Gebet zu verrichten. Sie nennen sie Sa Giovani, oder Calvaria. Die zweyten sind diejenigen, die die Fürsten, als Hofcapellen, in ihren Palästen haben; diese werden auch Giovani genannt. Die dritten sind die Pfarrkirchen, und die vierdten die Cathedralkirchen. Die schönste unter allen ist die Kirche der Meckarien. Alle diese Kirchen sind, wie der Tempel Salomons, gegen Morgen gebaut. Sie haben ihr Allerheiligstes mit einem runden Altar, wo die Messe gelesen wird. Sie sind mit großen Bildern von vergoldeten oder versilberten Kupfer ausgeschmückt; die Bilder selbst sind



sind mit Perlen, Türkissen, auch andern, aber größtentheils falschen Edelsteinen geschmückt. Unter diesen siehet man das Bild der heiligen Jungfrau und Gottes des Vaters, nach griechischer Manier; das Crucifix; viele griechische Heilige und Kirchenväter; alle diese sind mit seidenen Vorhängen bedeckt. Unter allen erweisen sie dem Bilde des heiligen Georgius die größte Verehrung. Es brennen jederzeit vor demselben eine grosse Anzahl Kerzen. Zu den oben genannten Gattungen von Kirchen, kan man noch eine fünfte hinzusetzen, nemlich ihre Marana, oder unterirdische Hölen, wohin sich ihre Priester zuweilen begeben, um sich desto mehr in der Einsamkeit durch die Betrachtung der Liebe Gottes zu begeistern.

Die Kirchen von der zweyten Art sind größtentheils von Steinen, die andern aber von Holz gebaut; sie sind inwendig mit Bildhauerarbeit geziert; sie haben Cupolen, die mit Kupferblech, oder dünnen eichenen gemahlten Brettern, bedeckt sind. Die Capellen haben gleichfalls ihr Allerheiligstes und ihre Altäre, mit seidenen und mit Gold gestickten Vorhängen, wo die Messe nach griechischen Gebräuchen gelesen wird. Man sieht hier nebst dem Bildnisse des Fürsten und seiner Gemah-





Gemahlin, auch Bilder der Heiligen, wie in den andern Kirchen. Bey einer jeden wird ein Capellan, der entweder ein Papas, oder ein Mönch ist, gehalten, der Sorge dafür tragen muß. Der Fürst besucht diese Capellen oft, und wenn er hin kommt, so wird Messe gelesen. Hier werden auch während der Fastenzeit die öffentlichen Gebete verrichtet.

Die Kirchen von der dritten Art sind theils von Stein, theils von Holz gebaut. Man sucht sie besonders an erhabenen Orten anzulegen, um die Gemälde gegen die Feuchtigkeit zu erhalten. Um die Kirchen herum stehen grosse und starke Bäume, welche rings herum mit Mauern, oder Palisaden eingeschlossen sind. Die Wurzeln dieser Bäume sind den Bildern geheiligt; deswegen werden sie niemals durchhauen, ja es getraut sich niemand solche anzurühren, aus Furcht, er möchte sich dadurch den Zorn dieser Bilder zuziehen. In dem Umfang zwischen der Kirche und der äussern Mauer pflegt man die Todten zu begraben, aber niemals in die Kirchen. Vor dem Eingang ist ein bedeckter Gang, wo sich die Weiber aufhalten; nur allein die Fürstin hat das Recht in die Kirche zu gehen: dies ist auch bey den Griechen gewöhnlich. Dieser kleine Gang dient



dient auch zum Begräbnisort der Edelleute, damit sie, wenn sie in die Kirche oder aus derselben gehen, sich jederzeit ihrer Sterblichkeit erinnern können. Die Thüren dieser Kirchen sind jederzeit verschlossen, und der Priester, der seine Wohnung nahe dabey hat, öfnet sie niemals, als wenn Messe gelesen, oder jemand begraben werden soll. Oben darüber ist eine kleine Kammer, in welcher die Glocke aufgehängt wird, wenn man eine hat; aber die wenigsten Kirchen haben Glocken: an deren statt nimmt man ein dünnes hölzernes Bret, einen Schuh groß, und klopft darauf, und damit ruft man die Leute zur Kirche. Denen Bildern, die in der Kirche aufgehängt sind, opfert man Hirschgeweihe, Rienbacken von wilden Schweinen, Federn von Fasanen, Bogen und Köcher, damit sie ihnen auf der Jagd günstig seyn mögen. Mitten in der Kirche sind zwey Kränze, die von weißer oder rother Seide gemacht sind, mit herabhängenden Quasten; diese braucht man bey Vollziehung der Ehen, wie wir hernach sehen werden. Nahe dabey an der Mauer hängt das Gefäß mit dem heiligen Del, welches man Mirone nennt. Hier ist auch eine alte zerrissene Fahne, deren sie sich bey den Processionen bedienen, ingleichen ein Horn von Kupfer, welches länger ist als unsere





sere Trompeten, damit wird vor der Procession geblasen, um das Volk in die Kirche zu rufen. Es hat einen sehr scharfen aber unangenehmen Ton. Sie vergleichen es mit derjenigen silbernen Trompete, die Moses auf Gottes Befehl machen musste, 4 Buch Mose 10., um die Gemeinde zu sich zu rufen. In diesen Kirchen findet man auch grosse Bücher, die aber von Staub und Mäusen zerfressen sind. Es sind Psalmenbücher. Es ist eine Schande, wie wenig Sorgfalt sie auf ihre Bilder wenden. Motten, Würme und Ratten haben sie auf eine erbärmliche Weise zernagt. Auf einige wenden sie noch einige Sorge, und schmücken sie, wie wir gesagt haben, mit Seiden und Perlen. Der Fußboden in ihren Kirchen ist nicht sauberer, als ein Stall. Die Vorhänge für dem Allerheiligsten sind zerrissen, und voller Weinflecken, indem sie solche manchmal zu Wischtüchern, um die Kelche damit auszuwischen, brauchen. Ihr Kirchenschmuck ist von groben Zeug, schlecht gearbeitet, und hängt in der Ecke an einem Seil, auf der andern Seite steht eine Kanne zum Wein. Der Altar steht mitten in der Kirche, auf einem steinernen Fußgestell: auf demselben sind die Wischtücher, die aber sehr unrein sind; ein hölzerner Kelch, der sehr eckelhaft aussieht, ein kleines



nes Bretgen, das zur Patene dient, und einige alte Lumpen, die die Altartücher vorstellen sollen. Mitten auf dem Altar steht ein kleines Bild, vor welchem das Amt gehalten wird. Sie verrichten solches niemals anders, als mit einem eisernen Rauchfaß in der Hand. Das übrige übergehe ich mit Stillschweigen, um dem Leser den Verdruß zu ersparen; man kan leichtlich glauben, daß es dasjenige, was ich gesagt habe, noch übertrifft. Uebrigens will ich nur noch das einzige anmerken, daß die gegenwärtige Beschreibung bloß von den Pfarrkirchen der Papas gilt.

Die Bischöflichen Kirchen sind von weichen Steinen, der so weiß ist, als Marmor. Vor denselben sind bedeckte Gänge von gleicher Bauart, die mit Gemälden und Georgischen Inschriften geziert sind. Inwendig sind diese Kirchen sauber und reinlich. Man sieht hier Gemälde, die die Lebensgeschichte Jesu Christi vorstellen; ingleichen Bildnisse griechischer Heiligen. Ihre Psalmbücher sind schön geschrieben; sie haben Decken, damit sie der Staub nicht verderbe; sie sind mit Gesperren, und Zierathen von Silber versehen. Ihre Bilder haben Rahmen in Mannsgröße; einige sind von Silber, die andern von Kupfer. Andere  
sind



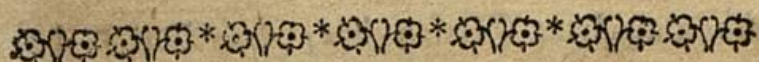


sind in kleine ordentliche Rahmen eingefast; hierunter werden insonderheit die Bilder der heiligen Jungfrau und des heiligen Georgius sehr verehrt. Mitten in der Kirche hängt ein Kronleuchter von Kupfer, auf welchem viele Lichter stecken; auch haben sie viele Wachsfackeln. Ihr Allerheiligstes ist sehr kostbar, mit grossen Vorhängen und einem silbernen Kelch. Wollte Gott, diese Bischöffe sorgten so sehr für ihre Gemeinden, als ihre Kirchen. Allein sie setzen ihre ganze Amtspflicht und Heiligkeit darinnen, daß sie kein Fleisch essen, die Fasten streng halten, des Nachts und des Morgens das Gebet fleissig verrichten, und ihre Kirchen in guten Stand halten: aus dem übrigen machen sie sich kein grosses Gewissen. Die Mönche beobachten eben dieses mit vieler Sorgfalt. Ihre Kirchen haben schöne Glockenthürme mit Glocken. Einige Kirchen sind sehr alt, man sieht es an der Dicke der Mauern und der Bauart. Heut zu Tage baut man sie nicht mehr so dauerhaft, sondern, blos von Holz.



Ahtes





### Achtes Capitel.

Von den Glocken, Zanzaluchi, dem  
heiligen Brett, Ora, und der Troms-  
pete, Da genannt.

**D**ie Glocken sind in Mingrelien, wegen der  
Seltenheit und Theurung des Metals,  
selten und klein. In den Kirchen der Bere,  
oder Mönche, sind ihrer zwey, aber in den  
Kirchen der Papas und den Capellen der Für-  
sten, nur eine. Im ganzen Orient bedient  
man sich nicht der Glocken allein, um das  
Volk zum Gottesdienst zusammen zu rufen.  
Johannes Corona sagt im 24. Cap. seiner Hi-  
storie, daß man das Volk, vermittelst eines  
Holzes, oder eines Brets zusammen gerufen  
habe. Bey der Erzählung der Wunder des  
heiligen Anastasius wird gemerkt, daß, als  
seine Reliquien nach Cäsarea wären gebracht  
worden, die Einwohner entgegen gegangen wä-  
ren, sacra ligna pulsantes.

Dieses heilige Holz ist ein dünnes Bret,  
einer Hand breit, und ohngefähr fünfe lang.  
Mit diesem Holz ruft man an solchen Orten,  
R. n. Persien I. Th. I wo





wo man keine Glocken hat, daß Volk in die Kirche; an denjenigen Orten aber, wo man Glocken hat, schlägt man zuerst auf dieses heilige Bret, und hernach erst läutet man die Glocke. Ich fragte einstens ein Mönch, warum sie nicht zuerst mit der Glocke läuteten; er gab mir zur Antwort, daß eben dieses die Gewohnheit der ersten Christen gewesen wäre, als welche sich durch den Ton, welchen das Holz von sich gegeben hätte, an das Holz des Kreuzes erinnert hätten; so bald deswegen jemand diesen Ton hörte, so segne er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und lobe Gott; weil nun aber dieser Ton sehr schwach sey, so läute man darauf mit der Glocke, und erinnere dadurch das Volk, daß der Ton des heiligen Holzes schon vorhergegangen sey. Ein anderer sagte mir, daß dieses heilige Holz ein Sinnbild des Falls unsrer ersten Eltern wäre, und daß die Gläubigen, wenn sie diesen Ton hörten, Buße thun, und Gott um die Vergebung ihrer Sünden bitten sollten; der Ton der Glocke aber sollte sie an die Barmherzigkeit Gottes gegen die Menschen, die er ihnen durch die Menschwerdung seines Sohnes erwiesen, und der heiligen Jungfrau durch den Engel verkündigen lassen hätte, erinnern.

Mit





Mit der Trompete, die man Da nennt, bläst man niemals, als wenn man das Volk zu feyerlichen Processionen oder zu allgemeinen Angelegenheiten der ganzen Pfarrey zusammen ruft. Auch dieses leiten sie aus 4 B. Mos. 16, 2. her. In diese Trompete stösset man auch etlichemal sehr stark, wenn der Kirche eine Sache von grossem Werth entwendet worden, damit der Dieb hiedurch, gleichsam als durch die Stimme Gottes, erschreckt werde, und Gewissensbisse darüber empfinde, indem er gedanke, daß ihn das Bild darüber strafen werde.



### Neuntes Capitel.

#### Von den Bildern.

Diese Völker haben eine grosse Ehrfurcht für die Bilder, die sie in ihrer Sprache *Eate* nennen; und wer sie nicht genau kennt, sollte glauben, wenn er sieht, mit welcher Inbrunst sie sie anbeten, daß keine Andacht irgend eines Christen in der Welt so feurig wäre, als die Andacht der Mingretier. Allein, es ist gewis, daß ihre Andacht dem Juden- und Heidenthum weit mehr als dem Christenthum eigen ist. Sie beten diese Bilder nicht





als Vorstellungen Christi, der heiligen Jungfrau, der Heiligen an, sondern sie erweisen der materiellen Figur dieser Bilder mehr oder weniger Ehre, nachdem sie entweder in einem vorzüglichen Grad schön, oder wohl ausgeziert, oder von einem edlen Metall sind; oder auch nachdem man von ihnen glaubt, daß sie grausam sind, und viele Menschen töden. Diese Ikonen verehrt man aus Furcht. Die meisten Bilder sind deswegen von Silber, einige sind auch vergoldet und mit Edelsteinen besetzt, worunter doch sehr viele falsche Steine sind, dergleichen man in den berühmtesten Kirchen sieht. Die Verehrung derjenigen Bilder, die in den Hauptkirchen, als den bischöflichen und fürstlichen, stehen, übertrifft allen Glauben. Wenn sie auf einen Weg kommen, der zu einem solchen Bild führt, so fallen sie schon von weiten nieder, um es anzubeten, sie segnen sich mit dem Zeichen des Creuzes, und gehen drey mal um die Kirche herum. Wenn sie an die Kirchthüre kommen, so bücken sie sich drey bis viermal, machen das Creuz, und küssen die Erde; darauf fallen sie von neuen auf die Erde, schlagen sich auf die Brust, und hierauf richten sie ihre Bitte an das Bild. Die erste und vornehmste Bitte ist, daß das Bild ihre Feinde, und diejenigen, die sie be-  
stohlen



stohlen haben, töden wolle. Der Eid, den man für Gericht bey einem solchen Bilde schwöret, ist entscheidend, und beweist die Grösse der Verehrung, die man ihm erzeigt. Die Furcht für diesen Bildern ist bey einigen so groß, daß sie sich nicht einmal getrauen sie zu nennen, noch bey ihnen zu schwören, wenn sie auch ihrer Sache noch so gewiß sind. Der letztere Fall geschieht sehr selten; denn die falschen Eidschwüre sind unter ihnen sehr häufig anzutreffen. Wenn sie daher bey Bildern schwören, so thun sie es hauptsächlich bey solchen, die ein sanftes Ansehen haben, und in dem Ruhm stehen, daß sie weniger grausam, als andere sind, von denen sie auch glauben, daß sie eine gute Gesinnung gegen sie haben. Der Grund dieser Verehrung ist nicht die Liebe, die sie zu Gott und diesen Bildern haben, um von ihnen geistliche oder ewige Güter zu erwarten; denn sie glauben kein anderes Leben, als das gegenwärtige: sondern die Furcht, ermordet, bestohlen, oder von ihren Herrn übel behandelt und an die Türken verkauft zu werden, treibt sie an, Hülfe bey ihren Bildern zu suchen. Wenn sie deswegen bestohlen werden, so gehen sie zu demjenigen Bild, gegen welches sie die meiste Ehrerbietung haben; sie bringen ihm ein Opfer, das





das aus zweyen kleinen Broden und einer Flasche Wein besteht; der Betende stellt sich vor das Bild, der Papas nimmt das Opfer, und fährt damit um den Kopf des Betenden herum. Darauf redet er das Bild, als wenn es ihn verstünde, an, und sagt: „Du weißt, daß ich bestohlen worden bin, und daß ich den Dieb nicht in meine Hände bekommen kann. Ich bitte dich also durch dieses Geschenk, welches ich dir bringe, meinen Feind zu töden und zu vernichten, [indem er diese Worte sagt, so nimmt er einen Stock, und steckt ihn vor dem Bild in die Erde, schlägt mit einem Schlägel oder andern Werkzeug so lange darauf, bis er ihn ganz in die Erde hinein getrieben hat, darauf fährt er fort zu sagen:] und ihm eben so zu thun, wie ich diesem Stock thue.“ Wenn er dieses seine Gebet geendigt hat, so gehet er mit dem Papas zur Kirche heraus, und sie beyde verzehren das Geschenk, welches dem Bild gemacht worden ist, mit einander. Sie bitten in ihren Gebeten jederzeit um den Tod ihrer Feinde, sie begnügen sich damit noch nicht, sondern wünschen, daß auch alles, was ihren Feinden gehöret, Häuser, Aecker und Vieh, zugleich mit ihnen verderben möge. Wenn sie krank werden, so lassen sie den Papas rufen; diesen fragen sie um die Ursache der





der Krankheit, und seinen Aussprüchen glauben sie, als wie den Worten eines Engels. Nachdem der Papas, wie wir schon angemerkt haben, die Blätter in seinem Buche hin und her geschlagen, so lügt er ihnen vor, daß dieses oder jenes Bild gegen ihn erzürnt sey; sogleich schickt ihn der Kranke hin, für ihn zu beten, er schickt ihm Geschenke, und verspricht noch mehrere, wenn er wieder gesund werden würde: allein, wenn der Kranke wieder gesund worden ist, so denkt er nicht mehr an sein Gelübde, oder entschuldigt sich, daß er bey seinem Gelübde keine andere Absicht gehabt hätte, als daß ihn das Bild nicht töden möge.

Die Bilder, bey welchen sich die Diebe, aus Furcht für dem Tod, am meisten zu schwören fürchten, ist das Bild des heil. Georgs, von der Familie Mazimolle, aus dem Dorfe Retas, welches Tuara Anghelos genennt wird, und das Bild des heil. Jobas, in dem Dorfe Pudaz. Sie sagen, daß dieses Bild anfänglich in einer Kirche nahe bey einem Morast gestanden habe, wo es durch die vielen Frösche, die daselbst gewesen wären, sehr beunruhigt worden wäre; endlich sey das Bild des Quacksens überdrüssig geworden, und auf einen hohen Berg geflohen. Sie haben eine





so erschrockliche Idee von diesem Bilde, daß sie glauben, wenn sich ihm jemand nähere, so würde er augenblicklich todt geschlagen. Wenn deswegen die Mingrelier zu diesem Bilde ihr Gebet verrichten, so bleiben sie in der Ferne stehen, werfen ihre Geschenke hin, und laufen aus allen Kräften davon. Des Jahres zwey oder drehmal hält ein Papas die Messe dasselbst, aber mit der größten Furcht und Angst; wenn er die Almosen für dieses Bild sammelt, so ermahnet er jedermann, ja nicht bey diesem Bilde zu schwören, es seye rechtmäßig oder falsch, damit nicht sein Zorn erwache.

Unter den fürchterlichen Bildern des heil. Georgs, verdient auch dasjenige, welches zu Schelissa am Fuß des Berges Caucasus ist, nicht weniger der berühmte St. Georg der Ifforier, hier eine Stelle, als welche von den Mingreliern, Georgiern, Abcas und andern benachbarten Völkern verehrt werden. Es sind noch andere, aber diese sind die berühmtesten. Jedermann erhebt das Bild seiner Pfarrey auf Unkosten der andern, und schreibt ihm eine besondere Tapferkeit und kriegerischen Muth zu. Sie gehen damit in Procession herum, und sammeln Almosen. Wenn sie an einem Ort reichlich bekommen, so trägt jeder



jeder Papas sein Bild dahin, und bettelt um Almosen.

Ein Edelmann, mit Namen Ramazza, wurde einstens krank, und dies gerade zu der Zeit, wo es verboten war, Fleisch zu essen. Der Arzt redete ihm zu, daß ihm etwas Fleisch zu genießen zur Erlangung seiner Gesundheit sehr zuträglich seyn würde; nach vielen Ermahnungen begriff er endlich die Nothwendigkeit, und entschloß sich dazu. Da er nun eben Fleisch aß, so kam der Papas dazu, der ihm von Seiten des Catholicos sein Bild brachte, welches ihn gesund machen sollte. Sogleich deckte er die Schüssel, in welcher das Fleisch war, sorgfältig zu; ließ den Papas hinein kommen, machte das Zeichen des Creuzes, sagte zum Bild einige gute Worte, und schickte es mit einer Empfehlung an den Catholicos zurück; so bald der Papas weg war, sieng er wieder aufs neue an Fleisch zu essen. Die Ehrfurcht, die sie gegen diese Bilder haben, und das strenge Verbot, Fleisch zu essen, kommt beydes von den Griechen her. Um diese Enthalttsamkeit vom Fleisch desto mehr zu empfehlen, so pflegen sie die Einsetzung des heiligen Abendmats so abzumahlen, daß sie geschehen sey, da Christus Fische, nicht aber das





Osterlamm gegessen habe: einige sagen sogar, Christus habe niemals Fleisch gegessen. Ein Mingrelischer Priester hielt einstens folgende Rede: „Jedermann weiß, daß man zur Zeit, wenn das Fest der Verkündigung Mariä einfällt, kein Fleisch ist: In dem Jahre, da Jesus mit seinen Jüngern das letzte Nachtmal hielt, fügte es sich, daß das Fest der Verkündigung Mariä gerade auf den Samstag in der heiligen Woche fiel. Da sich Christus mit seinen Aposteln zu Tische setzte, so fieng er an zu ihnen zu reden, und fuhr damit fort, bis um Mitternacht, ehe sie an das Essen kommen konnten: nun fragten sie, da die Zeit der Fasten vergangen war, ob sie nicht an statt des aufgetragenen Fisches, der während dieser Zeit kalt geworden war, Fleisch essen dürften; da nun die Frage mit Ja beantwortet wurde, so geschah es, daß ein grosser Fisch in ein Lamm verwandelt wurde, welches sie alsdenn essen.“ Dieser Papas behauptete gegen seine Brüder, daß Christus Fleisch gegessen habe. Ein Mingrelischer sagte einstens: „Warum haben eure Bilder nicht so viel Macht, als die unserigen, da doch eure Schwerdter und Zeuge stärker als die unserigen sind?“



Sehen



## Zehntes Capitel.

## Von den Reliquien der Heiligen.

Diese Völker haben viele Reliquien. Diese stammen theils noch von der Zeit her, da das Christenthum bey ihnen eingeführt wurde, wo sich ihre Fürsten mit den Kaysern von Constantinopel verbanden, von denen sie viele zum Geschenk bekamen; theils bekamen sie viele dergleichen von den griechischen Bischöffen, um sie in ihrer Andacht zu unterhalten; theils nahmen nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken, viele griechische Geistliche ihre Zuflucht hieher, und zerstreueten sich in Mingrelien und den benachbarten Ländern. Man erzählt, daß damals ein Erzbischoff nach Mingrelien gekommen sey, der ein Stück von dem wahren Creuze Christi, in der Größe einer Hand, und ein Hemd von der Jungfrau Maria, mitgebracht habe. Unsere Geistliche haben es gesehen. Die Farbe des Tuchs fällt etwas in das Gelbliche, und ist hier und dar mit Blumen gestickt. Es ist acht römische Palmen lang, vier breit, mit kurzen Ermeln, einen Palmen lang, oben am Hals





Hatz ist es sehr enge. Ich habe es selbst in der Kirche zu Copis, wo es aufbewahret wird, gesehen. Daselbst habe ich auch eine außgedrocknete Hand in einer goldenen und mit Edelgesteinen besetzten Capfel gesehen, die man für die Hand des heiligen Marinus ausgiebt, und noch eine andere, die von dem heil. Quiritius seyn soll; auch ausserdem noch viele Knochen in Gold und Silber gefast. Das Hemd, von welchem ich geredet habe, ist in einem Kästchen von Ebenholz, welches mit getriebener Arbeit von Silber geziert ist; in demselben befinden sich auch kleine Rahmen, worinnen Haare aus dem Bart unsres Heilandes, — und Stückchen von den Stricken sind, womit er gegeißelt worden ist. Das Kästchen ist mit dem Siegel des Fürsten versiegelt. Da man uns diese Reliquien zeigte, so legte man sie auf eine Tapete; wir griffen sie mit vieler Hochachtung an, da im Gegentheil die Mingrelier sich gar nicht viel daraus machten. Sie schätzten das Gold und Silber, welches an den Behältnissen war, höher als die Reliquien selbst, weil sie derselben so viele haben. Was die Bücher, worinnen die Liturgie enthalten ist, anbelangt, so haben sie derselben sehr viele; sie sind mit grossen Characteren in Georgischer Sprache geschrieben. Ein jeder Bischoff schreibt sich



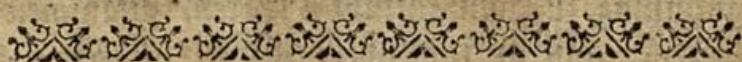


sich ein neues. Claudius Rota, ein Jacobiner, sagt in seiner Legende von der Himmelfahrt Mariä, daß der grosse Damascenus, und St. German, Erzbischoff von Constantinopel, erzählten, daß die Kayserin Pulcheria, zur Zeit des Kayfers Maximinus zur Ehre der heiligen Jungfrau eine Kirche in der Strasse Baltemos gebauet habe; hieher habe der Kayser den Erzbischoff von Jerusalem, Juvenalis, und noch andere Bischöffe aus Palästina, die damals wegen der Chalcedonischen Kirchenversammlung zu Constantinopel waren, zusammen berufen, und sie folgender Gestalt angeredet: „Wir haben gehört, daß der Leichnam der heiligen Jungfrau in dem Garten Gethsemane begraben liegt: wir wollen diesen heiligen Leichnam in unsrer Hauptstadt in Verwahrung haben, und befehlen, daß derselbe mit aller möglichen Feyerlichkeit hieher gebracht werden soll.“ Der Erzbischoff von Jerusalem antwortete darauf: „Die heilige Schrift giebt zu erkennen, daß dieser Leib in die Herrlichkeit aufgenommen worden ist, und man siehet in ihrem Grabe nichts, als ihre Kleidung, und die Tücher, in welche der heilige Leichnam eingewickelt war.“ Diese Reliquien schickte der Erzbischoff nach Constantinopel, wo sie in die Kirche, von welcher wir geredet haben, zur Verwahrung gebracht





bracht worden sind. In der Kirche der Be-  
dellier zeigt man auch ein Stück von dem  
Creuze Christi, Haare aus seinem Bart, —  
Stricke, womit er war gebunden und gegeißelt  
worden, auch Windeln, in welche er in seiner  
Kindheit war gewickelt worden. Die Min-  
grelier aber haben nicht die geringste Ehrer-  
bietung dagegen. Sie schätzen und fürchten  
nichts als ihre Bilder und deren Zierathen;  
und dennoch würden sie auch solche befehlen,  
wenn sie könnten.



#### Fünftes Capitel.

#### Von der priesterlichen Kleidung der Papas.

**D**er heilige Hieronymus sagt, daß die Kir-  
che den Geistlichen zweyerley Arten von  
Kleidung vorgeschrieben habe; eine, deren  
sie sich in der Verrichtung ihres Amtes, und  
eine andere, deren sie sich ausserdem bedienen  
sollten. Diese letztere trifft man bey den  
Mingrelischen Priestern nicht an, indem sie fast  
ganz wie die Weltlichen gekleidet sind; was  
die erste anbelangt, so ist sie von ihrer ordent-  
lichen





lichen Kleidung auch wenig unterschieden. Ihre Armuth erlaubt ihnen nicht, bey den Verrichtungen ihres Amtes vor dem Altar etwas anders, als etliche schlechte zerrissene Lumpen auf den Schultern zu haben. Ihre Prälaten aber haben mehrern Schmuck; sie haben ein Chorhemd, welches sie Quarti nennen, welches aber nicht von Tuch, sondern von Taffet ist; eine Stola, die bey ihnen Olare heist, aber sie gehet nicht creuzweis über die Brust; zwey Binden an der Hand, oder vielmehr zwey kurze Aufschläge, die sie Sanctavi nennen; ein Messgewand, Pittoni, und ein Pluvial, Basmach genannt. Diese Kleidungsstücke sind nach griechischer Manier verfertigt; diejenigen, die die Bisthümer, Aebte und Mönche haben, sind von Seide mit Gold gestickt: aber die Papas haben wegen ihrer ausserordentlichen grossen Armuth zum ganzen Priesterschmuck nichts, als etliche zerrissene Lumpen, in Form eines Pluvials; einige halten Messe, und haben nichts als ein tücherne Hemd über ihrer ordentlichen Kleidung. Wenn sie den Gottesdienst abwarten, so sind sie niemals barfuß, und berufen sich auf Ephes. 6, 15. an Beinen gestieft, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens. Dieses beobachten sie so streng, daß sie jederzeit ihre Chiopola, oder ordentliche Schuhe,



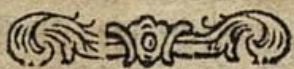


Schube, oder Pantoffeln in der Kirche zu dieser Absicht stehen haben; fehlen ihnen diese, so legen sie ein Bret für das Altar, und stellen die Füße während des Amtes darauf. Sie haben einen Kelch nach griechischer Form, den sie Barzenie nennen; einen Löffel, Lagari genannt; eine Patene, die sie Peseuin nennen; einen Stern, Camara, ein Kelchtuch, Daparna, ein Altartuch, Bercheli, ein Meßbuch, Saccareli genannt: allein, der Kelch, der Löffel, die Patene, und der Stern, welche von Silber, Kupfer, oder wenigstens von Zinn seyn sollten, sind bey den armen Papas oft nur von schlechten und vermoderten Holz. Wenn der Papas bey einem Weltlichen ist, der eine Messe hören will, so hält er sie in seinem Marana oder Keller auswendig, und so hat er kein Buch nöthig. Er nimmt einen Becher, dessen man sich zum ordentlichen Trunk bedient, und diesen braucht er zum Kelch; ein grober Zeller vertritt die Stelle der Patene. Er backt in der Geschwindigkeit ein Brod unter der Asche, und dies ist seine Hostie; Wein kan ihm nicht fehlen, denn er hat ihn im Keller. Zum Altar nimmt er ein Bret, oder einen schlechten Bohlen, der oft dick mit Staub bedeckt ist: denn daraus macht er sich nichts. Hier hält er seine Messe. Vorher läßt er sich von





von den Hausleuten ein Hemd, oder etwas dergleichen geben, und legt es auf die Schulter: dies ist sein Meßgewand. Um Altartücher bekümmert er sich eben so wenig, als um Wischtücher: denn er braucht die Hände dazu. Wenn er an das Evangelium kommt, so zieht er ein kleines Buch aus der Tasche, welches in Georgischer Sprache geschrieben ist; dieses ist sein Brevier. Bey den meisten ist es zerrissen, die Blätter liegen in Unordnung, die Schrift ist verblühen, daß man sie kaum lesen kan, und oft fehlet mehr als die Hälfte der Blätter. Indessen läßt sich der Priester hiedurch nicht irre machen; er liest die Messe so gut, als sie da ist; er schlägt die Blätter herum, und sagt indessen das Gebet her, welches er sucht; denn er kan es auswendig. Doch dieses gilt bloß von den gemeinen Priestern: denn die Bischöffe, Aebte und Mönche haben in ihren Kirchen die nöthigen Geräthschaften, die zur Messe und überhaupt zum Gottesdienst gehören, in sehr guten Stand, so wie man sie auch in den Kirchen der Fürsten sehr wohl gehalten antrifft.







## Zwölftes Capitel.

### Von der Messe.

Sie halten die Messe in der Georgischen ge-  
lehrten Sprache, die aber die Geistlichen  
eben so wenig verstehen, als unsre Bauern die  
lateinische. Die Wohnungen der Geistlichen  
sind jederzeit weit von den Kirchen entfernt,  
weil die Kirchen meistens an abgelegenen  
Orten gebauet sind. Wenn man von einem  
Priester eine Messe verlangt, und ihn dafür be-  
zahlt, [der gewöhnliche Preis ist zwey oder drey  
Klafter Stricke, oder ein Schaaf- oder Zie-  
genfell, oder ein Mittagessen, oder sonst so et-  
was,] so hält er sie. Es mag für Wetter  
seyn, welches es will, Regen oder Wind; so  
geht er in die Kirche, und hat sein geistliches  
Geräthe in einem ledernen Sack, den Wein in  
einem Topf, oder kleinen Flasche, ein kleines  
Brod, welches unter Kohlen gebacken, und in  
der Mitte durch ein Eisen mit Georgischer  
Schrift gezeichnet ist, und ein Licht. Die-  
jenige Person, welche die Messe halten läßt,  
muß alle diese Sachen anschaffen.

Mit





Mit diesem Vorrath gehet nun der Priester auf die Kirche zu. Wenn er nahe genug ist, so fängt er sein oramus an. Kommt er an die Kirchthüre, so legt er seine Sachen nieder, schlägt an das heilige Holz, und läutet darauf etliche Schläge mit der Glocke. Dieses hat aber nicht die Absicht, daß die Leute in die Kirche kommen sollen: denn die Mangelier gehen niemals als an hohen Festen in die Kirche. Hierauf geht der Priester in die Kirche, und zündet seine Kerze an dem Feuer, welches er mitgebracht hat, an. Während dieser ganzen Zeit hält er nicht im Beten ein, sondern fährt immer mit lauter Stimme zu beten fort. Hierauf legt er seinen Priesterschmuck an. Das Messgewand zieht er über die Schultern, wenn er eines hat; ausserdem aber macht er sich auch kein Bedenken, wenn er keines hat. Nunmehr macht er den Altar zurecht, und breitet einige Stücke Zeug, anstatt der Altartücher, darüber. Auf die Seite des Evangelii stellt er die Schüssel oder den Teller, der ihm zur Patene dient; auf die Epistel-Seite stellt er einen Becher, anstatt des Kelches; in die Mitte legt er das Brod, welches consecrirt werden soll, und welches in ihrer Sprache Sabisqueri genennt wird. Er nimmt hierauf das Brod von der rechten Seite,





und ein kleines Messer von der linken, und schneidet damit an dem bemerkten Zeichen so viel ab, als er nöthig hat, und legt es auf einen Teller. Hierauf nimmt er den sogenannten Stern, Camara, der aus zwey halben Eirkeln gemacht ist, und legt ihn über das Brod auf die Patene: was von dem Brod zu viel ist, legt er beyseite. Er bedeckt darauf so wohl die Patene, auf der das Brod liegt, als auch den Wein, mit einem weissen leinenen Tuch. Wenn dieses geschehen ist, so geht er ein wenig auf die Seite des Altars, läst sein Messgewand hinten hinabfallen, und betet das Vater Unser; hierauf liest er die Epistel, und hernach das Evangelium; mit dem Messbuch in der Hand gehet er mitten in die Kirche, und singet den Glauben, oder das Credo, auch betet er einige Gebete zum Opfer. Wenn er wieder zum Altar kommt; so nimmt er das Tuch, womit die Schale mit dem Brod bedeckt war, und legt es auf sein Haupt; er nimmt hierauf die Schale mit der linken Hand, und hält sie vor die Stirn, mit der rechten ergreift er den Kelch, und hält ihn fest an die Brust; und so gehet er mit langsamem Schritten auf das Volk in der Mitte der Kirche zu; er hält einen Umgang und singt dabey den Gesang, den sie Chambique nennen.

Wenn



Wenn Menschen in der Kirche sind, so fallen sie, so bald sich der Priester nähert, mit tiefen Verbeugungen auf die Knie; wenn er vorbey geht, so thun sie Gebete zu Gott, und lassen Zeichen einer inbrünstigen Andacht sehen, sie räuchern, haben angezündete Kerzen in den Händen, und folgen ihm nach. Wenn dieser Umgang vorbey ist, so gehet der Priester wieder vor den Altar; er setzt zuerst den Kelch, und hernach die Schale, oder Patene, wieder darauf; nimmt das Tuch, das er auf dem Kopf hat, hält es vor das Rauchwerk, und thut einige Gebete. Hierauf sagt er mit heller Stimme, die einem Gesange gleicht, die Worte der Einsegnung, erstlich über das Brod, hernach auch über den Wein; er macht eine Art von Kreuz darüber, wie auch über das Rauchwerk. Hierauf nimmt er das gesegnete Brod mit der rechten Hand, hält es über den Kopf, und spricht dabey einige Gebete; nach deren Endigung macht er drehmal das Kreuz mit dem Brod, nimmt es in den Mund und isst es; desgleichen ergreift er auch mit beyden Händen den Kelch, und trinkt den Wein: wenn auf der Patene einige Brodgrumen liegen geblieben sind, so lieset er sie mit der Hand zusammen, und steckt sie in den Mund. Indem er nun isset und den Kelch





in der Hand hält, so wendet er sich gegen das Volk, und sagt: Sciscit, das ist, Zittern. Er legt hierauf alles wieder auf seinen gehörigen Platz, löschet das Licht aus, wenn es anders so lang gebrennt hat: denn gemeinlich dauert es nur die Hälfte der Messe hindurch. Er legt seine priesterliche Kleider ab, steckt sie in den Sack, und gehet nach Haus.

Diese Art Messe zu halten, ist von dem heiligen Basilius, Gregor von Nazianz, und andern Heiligen verordnet, und vom Pabst gut geheissen; aber sie wird von den unweisenden Ringreliern ohne Andacht und Ehrerbietung gehalten, von Leuten, die Gott weiß, ob sie einmal getauft und eingesegnet sind. Sie halten Messe, wenn man es ihnen bezahlt; giebt man ihnen aber nichts, so halten sie auch keine. In der Fastenzeit halten sie solche wöchentlich nur zweymal, den Samstag und Sonntag, weil dieses die Tage sind, an welchen der Catholicos, die Bischöffe und Mönche fasten, und des Tages nur einmal, nemlich nach der Vesper, essen. Wenn sie aber die Messe die andern Tage, in welchen sie fasten, halten würden; so würden sie das Fasten brechen, welches nach ihren Begriffen darin besteht, daß man nur des Tages einmal, nemlich





nemlich des Abends, isset, ohne daß es erlaubt ist, sonst etwas in den Mund zu nehmen. Wenn ein Priester, welcher Messe halten will, die Kirchthüre verschlossen findet, so hält er sie vor derselben, und steckt sein Licht an die Thüre. Wenn mehrere Priester in einer Kirche Messe lesen wollen, so hält nicht ein jeder die seinige besonders, denn dieses ist bey ihnen nicht üblich; sondern sie halten alle mit einander nur eine, und dieß ohne alle Andacht und Ehrfurcht, indem sie während des Antes von allerhand andern Dingen mit einander schwätzen.



### Dreyzehntes Capitel.

#### Von der Taufe.

Sobald ein Kind geboren ist, so macht ihm der Papas, oder der Priester das Zeichen des Creuzes auf die Stirn; und acht Tage hernach salbt er es mit dem heiligen Oele, welches sie Mirone nennen. Die Taufe selbst wird lang hernach verrichtet, wenn das Kind zwey Jahr und drüber alt ist. Die Ceremonien, die sie bey der Taufe beobachten, sind folgende. Der Papas gehet in die Marana, oder





Keller, der ihnen zu einer Kirche dient, und setzt sich auf eine Bank; gegen über setzt sich der Gevatter mit dem Kinde gleichfalls auf eine Bank. Neben dem Priester steht eine Schale mit Rußöl, ein Zuber, oder eine Wanne, oder sonst ein anderes hölzernes Gefäß, dessen sie sich zum Taufstein bedienen. Er fragt hierauf nach dem Namen des Kindes, zündet eine kleine Kerze an, und liest einige Zeitlang; wenn er beynähe fertig ist, so nimmt er seine Mühe ab, und fährt noch eine kurze Zeit fort zu lesen. Er drehet sich hierauf herum, liest noch fort, und verlangt, daß man ihm das Wasser bringe; wenn es noch nicht warm ist, so muß er so lange warten, bis es warm ist. Es wird hierauf in das hölzerne Gefäß geschüttet; der Priester nimmt das Rußöl, und gießt es in das Wasser, wobey er einige Gebete verrichtet. Während dieser Zeit hat der Gevatter das Kind entkleidet; er legt es jezo ganz nackend in das Gefäß, und wäscht es mit seinen Händen am ganzen Leibe. Der Priester rührt das Kind nicht an, sagt auch während der ganzen Zeit kein Wort; sobald diese Verrichtung vorbey ist, so bringt der Priester ein Horn hervor, worinnen heiliges Oel ist, welches aber ganz hart ist; er schneidet mit einem hölzernen Messer ein wenig davon, und





und giebt es dem Gebatter; dieser besalbt damit dem Kind erstlich die Stirn, hernach die Nase, die Augen, die Ohren, die Brüste, den Nabel, die Knie, die Knöchel, die Fersen, die Kniekehle, die Nieren, die Ellnbogen, die Schultern, den Wirbel auf dem Kopf, ohne daß der Priester während dieser ganzen Zeit den Mund eröffnet. Der Gebatter legt darauf das Kind wieder in den Zuber, oder die Wanne, nimmt ein wenig geweihtes Brod, und giebt es dem Kind mit etwas Wein: wenn es das Kind annimmt, und ißt und trinkt, so halten sie es für ein gutes Zeichen: denn sie glauben, das Kind würde munter und stark werden. Hierauf giebt er der Mutter das Kind wieder, und sagt: „Du hast mir das Kind als einen Juden gegeben, und ich gebe dir es als einen Christen wieder.“ Man legt hierauf das Kind in eine Wiege, und schläfert es ein; wenn es erwacht, so wird es wieder gewaschen, aber nicht von dem Gebatter, sondern von einer andern Person. Diese siehet man alsdenn als einen Verwandten der Mutter an, aber nicht in dem Grad, als den Gebatter, als welcher für einen Bruder oder Schwester der Mutter des Kindes angesehen wird: er kan deswegen zu aller Zeit, wenn es ihm beliebt zu ihr, als in sein eigenes Haus, gehen. Hier ist noch an-





zumerken, daß die Priester die Taufe ohne priesterliche Kleidung verrichten. Sie bekümmern sich auch nicht viel darum, ob die Kinder getauft werden, oder nicht; ja sie würden sie gar nicht taufen, wenn sie nicht etwas gutes zu essen und zu trinken dabey bekämen. Es muß jederzeit ein herrliches Gastmahl dabey angestellt werden, welches den ganzen Tag dauert. Daher kommt es, daß wenn Arme nicht so viel haben, daß sie ein Schwein zu verzehren geben können, sie ihre Kinder auch nicht taufen lassen. Viele Kinder der Armen sterben also ohne Taufe.

Die Reichen im Gegentheil stellen jederzeit die herrlichsten Tractamente an. Sie schlachten bey diesen Gelegenheiten nicht nur viele Schweine, sondern auch Ochsen und anderes Mastvieh. Sie laden alle ihre Verwandte und Freunde ein, um an dieser Herrlichkeit Theil zu nehmen. Sie machen sich dabey so lustig, daß sie die ganze Nacht hindurch lärmen, bis sie alle betrunken sind. Es scheint, daß die Mingrelier die Ceremonien bey der Taufe von den Griechen angenommen haben, welche drey Sacramente zu gleicher Zeit hatten, nemlich die Taufe, die Firmelung und das Abendmahl. Wenn sie das Kind wa-

schützen,  
vor, nachher, nachher, nachher, nachher, nachher,  
nachher, nachher, nachher, nachher, nachher, nachher,





schen, so geben sie ihm die Taufe; wenn sie es mit Del salben, die Firmung, oder Confirmation; und da sie ihm gesegnetes Brod und Wein geben, das Abendmahl. Aber ich glaube, daß diese Gewohnheit, dem Kinde Brod und Wein zu geben, mehr eine Nachahmung der Juden ist, welche einem neugebohrnen Kinde Wein und Milch gaben, wie der heilige Hieronymus sagt. Die Mingrelier folgten wirklich in den ältern Zeiten den Gebräuchen der Griechen; aber sie haben sie in vielen Stücken verdorben. Einige von ihren gelehrtesten Papas haben mir erzählt, daß sie, um ihrer Taufe mehr Würde zu geben, die Kinder nicht mit Wasser, sondern mit Wein taufte. Es geschah einst, daß man einen Papas kommen ließ, um ein Kind, welches sehr krank war, zu taufen. Da der Priester das Kind in tödtlicher Schwachheit fand, so wollte er es nicht taufen, sondern sagte, er könne das heilige Del nicht umsonst verschwenden, gerade als wenn das Wesentliche der Taufe in der Salbung bestünde. Da dieses Kind, ohne getauft zu werden, starb, so kam ein anderer Papas, der ein Freund vom Hause war, und wollte die Aeltern in ihrer Traurigkeit besuchen, und über ihren Verlust trösten. Der Vater sagte ihm, mit Thränen in den Augen, daß





daß es ihn bey dem Tode seines Kindes am meisten schmerzte, daß es gestorben wäre, ohne die Taufe zu bekommen; er habe einen Papas rufen lassen, um es zu taufen, dieser habe es ihm abgeschlagen, damit er, wie er sagte, sein heiliges Del nicht vergeblich verschwendete. Der Papas antwortete: „Wißt ihr nicht, daß jener Papas ein Geizhals ist? Weinet nicht, gebt euch zufrieden, ich will es taufen; ein wenig Del ist ja eine Kleinigkeit.“ Er zog hierauf sein Delhorn unter seinem Kleide hervor, nahm ein wenig Del, und salbte damit das todte Kind, auf eben die Art, wie es bey der Taufe geschieht. So dumm und unwissend sind diese Papas. Nun überlasse ich einem jeden zu urtheilen, was von einer solchen Taufe zu halten sey. Unsere Geistliche ermangeln also nicht, alle Kinder, die sie antreffen, sub conditione zu taufen, unter dem Vorwand, ihnen Heilungsmittel zu geben, oder ihnen zu schmeicheln.

Die Namen, die sie ihren Kindern geben, hängen wie bey den Juden, von zufälligen Begebenheiten ab. So nennen sie z. B. ein Kind Objica, d. i. Freytag, wenn es an diesem Tage; Guianisa, d. i. Spätling, wenn es zu Ende des Tags; Prevalisa, d. i. Februar, wenn





wenn es in diesem Monath gebohren worden ist. Sehr wenige geben ihnen den Namen eines Heiligen, weil, wie sie sagen, es nicht erlaubt ist, einem ganz gemeinen Menschen den Namen eines Heiligen zu geben, denn es würde eine eben so grosse Beschimpfung seyn, als wenn man einen Soldaten, der kein Herz im Leibe hätte, den Namen Alexander geben wollte. Dieser Fürst sagte zu einem solchen: entweder beweise dich als Alexander, oder verändere deinen Namen. Wenn also die Mingrelier keine christliche Namen führen, so ist es eben so viel, als wenn sie sagten: Unsre Thaten sind nicht Thaten eines Christen, daher führen wir nicht Namen eines Christen, damit man uns keine Vorwürfe machen kan. Ihr Tauf-Formular ist folgendes: Natelis ighebts facalitos Mamisata Amen. Dazizata Amen. Dazuliza zininda sata Amen. Wenige Priester aber versichen es.



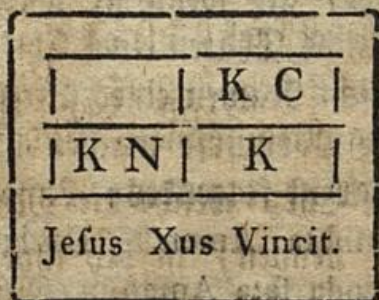




## Vierzehntes Capitel.

### Von dem heiligen Abendmahl.

**B**ey dem Sacramente des heiligen Abendmahls segnen oder consecriren sie so gut, als sie können, ohne daß sie wie die Griechen jederzeit gesäuertes Brod nöthig haben. Sie machen ein kleines rundes Brod, ohngefähr einer Unze schwer, aus Mehl, Wasser und Wein; oben darauf machen sie dieses Zeichen



Daß auf diese Art bezeichnete Brod nennen sie vor der Segnung Sibisqueri, und nach derselben Nazerobe Sazerebeli; Nazili nennen sie es alsdann, wenn sie es den Kranken als den letzten Zehrpfennig geben. Die Priester heben es in einem tüchernen oder zeugernen Behältnisse auf, welches sie als einen Beutel beständig am Gürtel befestigt tragen, wie wir weiter unten sagen werden.

Arcu.



Arcudius sagt, es sey sehr wahrscheinlich,  
 daß man zu der Apostel Zeiten sowohl gesäu-  
 ertes, als ungesäuertes Brod beim heiligen  
 Nachtmal gesegnet habe. Die Lateiner folg-  
 ten dem Beispiel Jesu Christi, und nahmen  
 ungesäuertes Brod; die Mingrelier aber neh-  
 men ohne Unterschied beyde Arten von Brod  
 dazu. Die Zubereitung dieses Brodes aus  
 Mehl, Salz, Wein und Wasser, ist jüdisch,  
 weil nach der göttlichen Verordnung bey einem  
 jeden Opfer Salz seyn mußte. Diese Priester  
 haben auch nicht allemal die Gewohnheit,  
 Wasser und Wein in den Kelch zu thun; doch  
 habe ich einige gesehen, die es thaten. Ich  
 fragte einstens einen Papas, warum er kein  
 Wasser in den Kelch gösse; und er antwor-  
 tete mir, daß er zuweilen Wasser darunter  
 mischte, wenn der Wein zu stark wäre; jezo  
 habe er aber zu viel zu thun, er müsse für  
 Wein, Feuer, Kerzen und Kirchengeräthe sor-  
 gen, und habe nicht Zeit, Wasser herbey zu  
 schaffen. Ich fragte ihn weiter, was er denn  
 thun würde, wenn der Wein zu Essig gewor-  
 den wäre? er antwortete, daß er ihn dennoch  
 consecriren würde; aber keinen Brantewein  
 würde er consecriren, weil dieses nicht mehr  
 Wein wäre. Diese Priester ahmen darin-  
 nen auch den Griechen nach, welche nach der  
 Confe-





Consecration, und unmittelbar vor der Communion, ein wenig siedendes Wasser in den Kelch gießen, zum Andenken, daß Blut und warmes Wasser aus der Seite Christi geflossen war; sie nehmen alsdenn einen eisernen Löffel, machen solchen über einem Lichte warm, schütten ein wenig Wasser hinein, und wenn solches warm ist, gießen sie es vor der Communion in den Kelch. Sie wissen zwar keine Ursache davon anzugeben; doch behalten sie diesen Gebrauch beständig bey.

Ich habe mich oft mit Geistlichen von allerhand Art über die Art der Consecration besprochen; aber ich habe nicht mehr als einen einzigen angetroffen, der etwas mehr, als die andern alle, davon verstanden, und mir sie zu erklären gewußt hat. Er sagte, die Worte der Einsegnung beym Brod würden Marquerit genennt, und lauteten also: Mighet chiamet esse ars cars chiemit quentvis chate chili missa tevebelat zodoat; diejenige aber beym Wein würden Maguent genennt, und lauteten also: Suta Misganqua vesta esse ars fiseli chiemit quentvis chante chili zodoat. Ich fragte einstens einen dieser ehrwürdigen Herrn, wenn sie nun mit diesen Worten das Brod und den Wein eingesegnet hätten, ob denn das Brod



Brod und der Wein wirklich der Leib und das Blut Christi wäre? Er antwortete lächelnd, gleichsam als ob ich im Scherz gefragt hätte: „Wer wird denn Jesum Christum in das Brod bringen? wie kan er dahinein kommen? wie kan er in einem so kleinen Stückchen Brod eingeschlossen werden? warum sollte er den Himmel verlassen, und auf die Erde kommen? Hat man jemahls etwas dergleichen gesehen?“ Ich fragte ihn weiter, wenn nun der Priester die Worte der Einsegnung vergessen hätte, ob denn alsdenn die Messe gültig wäre? Er antwortete: „Warum nicht? aber der Priester hat sich sehr versündigt, weil er sie vergessen hat. Was die Absicht, die der Priester bey der Verwaltung der Sacramente hat, anbelangt, so wissen sie gar nicht, was dieses sey; sie verwalten sie aus bloßer Gewohnheit, um zeitlicher Vortheile willen.“

Was den letzten Behrpfennig, der den Sterbenden gereicht wird, anbelangt, den sie in ihrer Sprache Nazili nennen; so halten es die Mingrelser hierinnen wie die Griechen; sie consecriren des Jahres nur einmal, nemlich am Grünen-Donnerstage, zum Andenken der Einsetzung des heiligen Abendmals. Aber anstatt daß es die Griechen in einem goldenen

R. n. Persien. I. Th. X oder





oder silbernen Gefäße, (ciborium) oder sonst in einem schicklichen Behältnisse aufbewahren; so stecken es die Mingrelischen Priester in einen Luchernen, oder ledernen Beutel, den sie beständig an ihrem Gürtel tragen, sie mögen hingehen, wo sie wollen, und verrichten, was sie wollen. Da sie gar oft betrunken sind, so wälzen sie sich damit ohne alleachtsamkeit auf der Erde herum. Wenn sie sich auskleiden und schlafen legen, so legen sie es mit ihren Kleidern unter den Kopf, oder sonst wo hin. Verlangt ein Kranker mit dem letzten Zehrpfennig versehen zu werden; so bringen sie es ihm, oder, wenn sie sich nicht selbst die Mühe geben wollen, so schicken sie es durch die nemliche Person, die sie zu den Kranken gerufen hat, es mag nun ein Mann, oder eine Frau, oder ein Kind seyn. Und weil dieses gesegnete Brod, welches sie zum letzten Zehrpfennig schicken, meistentheils sehr hart ist, so zermalmt man es mit den Händen in kleine Stücke auf einen Teller, oder auch auf einen Stein, ohne sich die Mühe zu geben, die Krumen, die herabfallen, oder an den Fingern hängen bleiben, zusammen zu lesen; man feuchtet das zerriebene Brod mit Wein an, und giebt es dem Kranken zu genießen; dabey bittet man das Bild, daß es den Kranken nicht töden möge.

Wenn



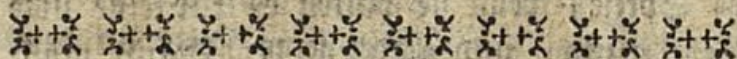
Wenn sie auf diese Weise das in Pulver verwandelte gesegnete Brod genießen, so bleibt ihnen gewöhnlich der größte Theil davon an ihrem langen und dichten Barte kleben; aber sie machen sich nicht viel daraus, sie wischen ihn mit den Händen, oder mit den Hemdsermeln, oder sonst etwas ab, ohne sich ein Bedenken darüber zu machen.

Wenige genießen vor ihrem Tode diese heilige Speise, denn sie halten es für eine üble Vorbedeutung, und glauben, der Kranke müsse alsdenn gewiß sterben. Anstatt ihnen also das gesegnete Brod zu essen zu geben; so weichen sie es in Wein ein, verwahren es in eine Flasche, und setzen es in einen Winkel des Hauses. Sie geben genau Achtung, was für Veränderungen damit vorgehen, und schließen daraus auf den Erfolg der Krankheit. Setzt sich das Brod auf den Boden der Flasche, so ist es ein böses Zeichen, und sie glauben, der Kranke werde sterben; schwimmt es aber oben auf dem Wein, so haben sie Hoffnung zur Genesung. Dieses gesegnete Brod Nazili besteht bloß aus Mehl, Wein und Salz, und es kommt kein Wasser darunter, wie unter dasjenige, welches sie gewöhnlich beim Abendmahl gebrauchen; denn sie glauben, wenn Wasser darun-





ter wäre, so würde es sich nicht das ganze Jahr hindurch halten. Ob nun dieses wahres Brod sey, und geschieht, bey dem Nachtmahl gebraucht zu werden, das überlasse ich den Gelehrten zur Entscheidung. Wenn das Jahr um ist, und der Priester hat noch etwas von diesem Brod übrig, so bringt er es auf den Altar, läßt es daselbst liegen, daß es die Mäuse fressen. So wenig Achtung haben sie gegen das Sacrament des Altars.



### Fünfzehntes Capitel.

#### Von der Buße.

Diese Völker haben auch das Sacrament der Buße, welche sie Gandaba nennen. Die Sünden nennen sie Zoggia, die Reue Zodua, und den geringern Grad derselben, den die Lateiner Attrition nennen, Sinanuli. Alles dieses wissen sie, aber weder die Weltlichen, noch die Geistlichen beichten jemals, auch nicht einmal in der Stunde des Todes. Wenn auch einer beichten wollte, so müßte er etwas in Vermögen haben, um seinen Beichtvater zu bezahlen. Es geschah einstens, daß ein vornehmer Herr, mit Namen Patazoluchia,





tuchia, bey dem Catholicoſ beichtete, und ihm funfzig Thaler davor bezahlte. Zu einer andern Zeit wollte er wieder beichten, aber der Catholicoſ nahm ſeine Beichte nicht an, und ſagte, er habe ihm das vorigemal zu wenig gegeben. Man erzählet noch eine Begebenheit, die dasjenige, was wir geſagt haben, noch mehr erläutert. Ein Edelmann beichtete bey einem Biſchoff, und gab ihm ein Pferd, und noch viele andere Sachen dafür. Da der Biſchoff mit dieſem Geſchenke nach Haus gieng, ſo begegnete ihm der Sohn dieſes Edelmanns, bey welchem er ſich für dieſes herrliche Geſchenk, welches ihm ſein Vater gemacht hatte, bedankte. Was, ſagte der Sohn, mein Vater hat ſo viele Sünde begangen, und giebt ſeinem Beichtvater nicht mehr? Ich ſchäme mich; allein ich werde ſeinen Fehler wieder gut machen, ich verſpreche euch, viel andere Sachen zu ſchicken. Er glaubte, daß diejenigen, die viele Sünden begangen hätten, auch ihrem Beichtvater anſehnliche Geſchenke machen müßten. Aus dieſer Urſache beichten ſehr wenige Menſchen, ſo daß man diejenigen, die es thun, für nichts achten kan. Und wenn es auch einer thut, ſo iſt es mehr ein Geſpötte und eine Entheiligung, als eine Beicht; denn er beichtet nur, was ihm beliebt, und den größten Theil ſeiner Sünden





Sünden verschweigt er. Wenn daher jemand eine böse Handlung begangen hat, die er selbst für eine grosse Sünde hält; so verschweigt er sie, sucht sie aber durch eine gute That wieder gut zu machen. Diese Ausöhnung besteht nun entweder darinnen, daß sie ein Bild weihen, oder ihren Bildern ansehnliche Geschenke machen, wodurch sie glauben Vergebung der Sünden ohne Beicht zu erhalten. Diesen Irrthum haben sie von den Griechen bekommen. Die Bischöffe, ja die ganze Geistlichkeit in Orient thun eben dieses; denn sie fürchten, wenn sie einander ihre Sünden beichteten, so würden sie ihre geistlichen Beneficien verlieren.

Diese ehrwürdige Geistliche haben ein anderes Mittel erfunden, ihrer Sünden los zu werden. Sie baden sich, ehe sie die Messe halten, in einem Fluß, und glauben, dieses sey eben so gut, als wenn sie beichteten. Ingleichen, wenn sie das Opfer verrichten, welches Sanctos genennt wird, wo mehrere Papas zugleich dabey sind; so baden sie sich vorher mit einander in einem Fluß; sie enthalten sich eine ganze Woche ihrer Weiber, und glauben, daß sie dadurch eben so viel ausgerichtet, als wenn sie gebeichtet hätten. Eine andere Ursache, die sie von der Unterlassung der Beicht





Beicht anführen, ist, weil weder Bischöffe noch Priester das Siegel der Verschwiegenheit haben, sondern einem jeden, der es hören will, oft so gar in Gegenwart desjenigen, der gebeichtet hat, alles erzählen, was ihnen in der Beichte anvertrauet worden ist.

Uebrigens glauben die Mingrelier, wenn sie nur ihren Beichtvater hätten, den sie Monzguary nennen, so hätten sie nicht nöthig zu beichten. Wenn sie einen Geistlichen, er mag nun ein Bischoff, oder ein Mönch, oder ein Priester seyn, zum Beichtvater erwählen wollen, so gehen sie zu demjenigen, den sie entweder in Absicht auf seine Tugend, oder Gelehrsamkeit, oder Christenthum, für den berühmtesten halten. Sie bringen ihm nach ihrem Vermögen ein Geschenk, und bitten ihn, die Mühe über sich zu nehmen, ihr Beichtvater zu werden. Er wird ihr Beichtvater, ohne daß sie jemals bey ihm beichten. Wird ein Mingrelier krank, so läßt er entweder seinen Beichtvater holen, oder er läßt sich zu ihm bringen. Der Dienst, den ihm dieser leistet, bestehet darin, daß er ihm Weihwasser giebt, womit er sich besprengt; auch Trinkwasser, womit er sein Bild waschen muß, und dabey sagt er einige Gebete. Stirbt der Kranke, so bekommt



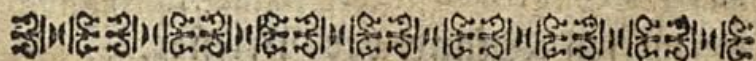


der Beichtvater das Pferd, worauf sein Beicht-  
kind zuletzt geritten hat, seine Kleider, und alles,  
was er zu der Zeit an hatte, da der Beicht-  
vater zu ihm gekommen war.

Diese armen Leute, die durch die unersätt-  
liche Begierde ihrer Bischöffe, in dem verblen-  
desten Zustand sind, thun noch mehr. Wenn  
sie noch gesund sind, so gehen sie zu dem Catho-  
licos, oder zu einem Bischoff, oder zu ihrem  
Beichtvater, und lassen sich die Absolution so-  
wohl für die Sünden, die sie begangen haben,  
als auch für diejenigen, die sie noch begehen  
wollen, — schriftlich geben. Diese Unwissende  
thun auch solches ohne Bedenken; sie geben  
ihnen, ohne vorher ihre Beicht gehört zu ha-  
ben, eine schriftliche Urkunde über die Verge-  
bung ihrer bereits begangenen und noch zukünf-  
tigen Sünden. Allein, diese Art der Verge-  
bung der Sünden ist theuer, daher kan sie auch  
niemanden, als nur den Reichen zu gut kom-  
men. Der Patriarche von Jerusalem gab  
zu meiner Zeit dem Fürsten von Mingrelien  
eine solche Versicherungs-Akte, die viel Geld ge-  
kostet hat. Wenn nun jemand eine solche  
Urkunde hat, und krank wird, daß man glaubt,  
daß er sterben werde; so giebt man ihm solche  
in die Hand; und nun glauben sie, daß er ge-  
wiß,



wiß, ohne weitere Umstände selig werden würde, weil er eine rechtskräftige Urkunde in der Hand habe. So erschrecklich ist die Unwissenheit dieses Volks. Wenn man ihnen zu-  
redet, daß sie beichten sollten, so geben sie zur Antwort, sie hätten es nicht nöthig, denn sie hätten keine Sünde auf sich. Was eine Sünde sey, und worinnen sie bestehe, wissen sie nicht, denn sie haben niemanden, der ihnen hievon Unterricht geben könnte. Manchmal geschieht es, daß ein Sterbender ein allgemeines Bekenntniß der Sünden ablegt, wenn ihm etwa ein Geistlicher solches vorsagt; allein der größte Theil stirbt dahin, wie das Vieh. Die Priester wissen auch nicht, wie sie jemanden die Vergebung seiner Sünden ankündigen sollen; sie wissen weiter nichts, als daß sie das Bild anbeten, daß es den Kranken nicht töden, oder über ihn erzürnt seyn möge.



## Sechszehntes Capitel.

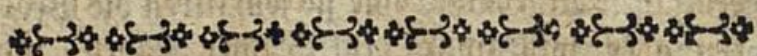
### Von der letzten Delung.

**I**ch habe nicht erfahren können, ob die letzte Delung bey diesen Völkern üblich sey. Ich bin bey vielen Sterbenden gewesen, wo





Priester dabey waren, aber ich habe nicht gesehen, daß sie ihnen dieselbe gegeben hätten. Ich habe verschiedene Geistliche, sowohl Priester, als Mönche, darüber gefragt; aber sie antworteten mir alle, die Salbung mit dem heiligen Oele, werde nirgends als bey der Taufe verrichtet, als wovon das Wesentliche in der Salbung mit demjenigen heiligen Oele bestehe, welches der Catholicos verfertigte. Jedoch geschieht es manchmal, daß Kranke einen Bere, oder Mönch, rufen lassen, der ein wenig Ruß- oder Olivenöl segnet, und damit den Kranken salbet: aber das ist nicht dasjenige, was man im eigentlichen Verstand die letzte Delung nennt.



### Siebenzehntes Capitel.

Von der Einsegnung und dem ehelosen Stand der Priester.

Die Mingrelischen Bischöffe haben die Priesterweihe aus bloßer Gewinnsucht beyhalten; denn der Catholicos segnet niemals einen Bischoff für weniger, als fünfhundert Thaler, ein Bischoff keinen Priester anders, als für ein gutes Pferd ein: ich konnte aber  
niemals





niemals erfahren, was für Gebräuche sie da-  
bey haben.

Das Gesetz des ehelosen Standes war je-  
derzeit bey den Griechen und allen Morgenlän-  
dern in grosser Hochachtung; endlich haben  
sie den Priestern, ehe sie die heiligen Orten beka-  
men, erlaubt, sich zu verheyrathen, damit sie  
auf keine ihrem Stand unanständige Ausschwei-  
fungen verfallen möchten. Die Person, die  
sie heyratheten, musste eine Jungfer seyn, und  
es musste solches geschehen, ehe sie zu Priestern  
eingesegnet wurden: starb aber diese Person,  
so mussten sie Lebenslang im Wittwenstand blei-  
ben. Die ehrwürdige Mingrelische Geistlich-  
keit aber will zwar den Namen haben, als  
wenn sie die griechischen Gebräuche genau be-  
obachtete, aber sie hat ein Mittel gefunden,  
der Strenge dieses Gesetzes auszuweichen. Denn  
eben die Jungfer, die jemand, der ein Priester  
werden will, vor seiner Einsegnung heyrathet,  
heyrathet er nach derselben noch einmal, ohne  
von dem Bischoff Erlaubnis dazu zu haben;  
weil nach ihrem Vorgeben die Ehe durch die  
Einweihung zur Priesterwürde aufgehoben wird.  
Wenn nun diese Frau stirbt, so behaupten sie,  
da sie sich nach ihrer Einsegnung schon einmal  
mit Erlaubnis des Bischoffs verheyrathet hät-  
ten,





ten, so könnten sie es auch das zweyte, dritte und vierdremal thun; und so schreiten sie zur zweyten, dritten und vierdten Heyrath. Der Bischoff versagt ihnen die Erlaubniß niemals, aber sie müssen sie theuer genug bezahlen. Die Erlaubniß zur zweyten Ehe kostet noch einmal so viel, als diejenige für die erste; diejenige zur dritten, dreymal so viel, und so weiter. Unter diesen Umständen giebt ihnen der Bischoff, der auf weiter nichts als Gelegenheit, Geld zu ziehen, gedenkt, ohne Umstände Erlaubniß zu heyrathen, ohne zu untersuchen, ob die Braut eine Jungfer, eine Wittwe oder eine verstoßene Frau eines andern sey. Schreitet aber ein Priester ohne bischöfliche Erlaubniß zur zweyten Ehe, so wird er seines geistlichen Standes verlustig; man schiert ihm den Bart und die Krone auf dem Kopf ab, und er wird wieder weltlich: denn nach ihren Begriffen giebt die Priesterweihe keinen unauslöschlichen Character; (character indelebilis) aber sie segnen alsdenn einen solchen degradirten Priester aufs neue ein, als wenn er noch niemals in dem geistlichen Stand gewesen wäre. Sie machen es in Ansehung der Priesterweihe eben so, als wie bey der Taufe, welche sie ebenfalls mehrmalen wiederholen, als wenn die erstere nicht gültig genug gewesen wäre.





wäre. Ein Priester wurde einstens gewahr, daß ihm ein junger Mensch ein Schwein stahl; ohne Verzug ergriff er seine Schleuder, und versetzte ihm damit einen solchen Wurf, daß er todt darnieder fiel. Sogleich wurde er für weltlich erklärt, und verlor seine geistliche Beneficien: allein, einige Zeit hernach, brachten es seine Freunde durch Geschenke wieder dahin, daß ihn der Catholicoß wieder unter die Geistlichen aufnahm; er wurde aufs neue beschoren, und zum Priester eingeweiht.



### Achtzehntes Capitel.

#### Von der Ehe.

**D**ie Ehe, welche die Mingrelier Gorghint nennen, ist bey ihnen im Grunde betrachtet, nichts anders als ein Kauf-Contract; denn die Eltern der Frau geben sie demjenigen, der sie heyrathen will, nicht anders, als gegen einen gewissen Preis, den er ihnen dafür bezahlen muß. Eine Jungfer kostet mehr als eine Wittwe. Wenn der Handel geschlossen ist, so wendet der Mann alle Mittel an, dasjenige, was er für seine Frau zu geben versprochen hat, zusammen zu bringen. Er

nimmt





nimmt die Kinder seiner Vasallen, seiner Pächter, Unterthanen und Sklaven, und verkauft sie an die Türken, damit er mit dem gelösten Geld seine Frau bezahlen kan. Diese bleibt indessen so lang, bis der Kauffchilling berichtigt ist, in dem Hause ihrer Eltern; aber ihr zukünftiger Ehemann hat die Erlaubnis, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen; daher es gar nichts ungewöhnliches bey ihnen ist, daß eine Braut noch vor der Hochzeit schwanger wird. Wenn nun der Bräutigam so viel zusammen gebracht hat, als er für seine Frau zu geben versprochen hat; so stellt der Vater der Braut ein feyerliches Gastmahl an, welches die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen dauert. Hiebey sind seine Verwandte, Freunde und alle diejenigen, die bey dem Heyraths-Tractat gebraucht worden sind, zugegen. Wenn diese beyammen sind, so bringt der Bräutigam in Begleitung seiner Eltern, Verwandten und Freunden dasjenige, was er für seine Geliebte zu geben versprochen hat, und überliefert es ihrem Vater oder nächsten Verwandten; alsdenn setzen sie sich mit einander zu Tisch. Zu gleicher Zeit zeigen sie ihm auch das Heyrathsgut, welches sie der Braut mitgeben wollen: dieses beträgt gemeiniglich eben so viel, als der Mann für seine Frau gegeben hat. Diese  
Mit-





Mitgabe besteht in Mobilien, allerhand Hausrath, Vieh, Kleidern, und einigen Slaven zu ihrer Bedienung: alles dieses gehört, ausser den Kleidern und Juwelen, dem Manne. Nach der Mahlzeit, die sich erst mit Anbruch des Tages endigt, wird die Braut in Begleitung ihrer nächsten Verwandten und übriger Hochzeitgäste in das Haus ihres Bräutigams mit allen Geschenken, welche ihre Eltern ihr und ihrem Manne gemacht haben, geführt. Der Zug geht sehr langsam, unter Gesang und musicalischen Instrumenten. Indessen reiten ihrer zweien von denen, die den Heiraths-Contract geschlossen haben, in vollem Gallop voraus, und kündigen in dem Hause des Bräutigams die Ankunft der Braut an. Sobald sie angekommen sind, so reicht man ihnen eine Flasche Wein, Brod und Fleisch. Diese nehmen solches, ohne abzustiegen, schwenken sich in vollem Lauf um das Haus herum, giessen den Wein aus, und wünschen den Neuverlobten eine friedliche Ehe. Hierauf steigen sie ab, und wenn sie etliche Bissen gegessen haben, so gehen sie der Braut entgegen. Wenn diese nun in dem Hause ihres Verlobten ankommt; so führt man sie in einen Saal, wo sich die ganze Familie zu versammeln pflegt. Zuerst gehen die Freunde, hernach die Verwand-





wandten, und endlich die Verlobte hinein. Indem diese in das Zimmer tritt, so verrichtet sie die mit Kniebeugungen gewöhnliche Begrüßung. Hierauf gehet sie mitten in den Saal, wo eine Matte ausgebreitet ist; hier stehet ein Krug mit Wein, und ein Kessel voll von demjenigen Brey, der ihnen anstatt des Brodes dient. Sie stößt den Weinkrug mit dem Fuß um, und nimmt etliche Hände voll Brey, und wirft ihn in grossen Brocken im ganzen Saale herum. Wenn diese Ceremonie vorbey ist, so geht man in ein anderes Zimmer, wo das Essen bereitet ist. Hier wird Hochzeit gehalten; ein jeder setzt sich nach seinem Rang an Tisch. Man ißt, man trinkt, man singt, und bringt auf diese Art den ganzen Tag und die folgende Nacht zu, bis die Gäste so betrunken sind, daß sie nicht mehr sitzen können. Ordentlicherweise dauert die Hochzeit auf diese Art drey bis vier Tage, ohne daß die Verlobten bey einander schlafen dürfen: denn die Trauungs-Ceremonie ist noch nicht vorbey. Diese geschieht jederzeit ins geheim, ohne daß man die Zeit vorher bestimmt: denn sie fürchten, die Zauberer möchten den Verlobten einen schlimmen Streich spielen. Uebrigens kan die Trauungs-Ceremonie zu allen Zeiten geschehen, bey Nacht, oder bey Tage, im Keller,



Keller, oder bey der Kirche, nur nicht in derselben, sondern vor der Thüre.

Wenn die Trauung vollzogen werden soll, so findet sich der Priester nebst den Pathe, die sie Mogorghini nennen, an dem bestimmten Platz ein. Der Priester hat ein brennendes Licht in der Hand, und fängt an zu lesen. Nahe bey ihm liegen auf einem Tisch zwey Kränze, entweder von natürlichen, oder aus Seide gemachten Blumen, mit herabhängenden Quasten von allerhand Farben; ferner ein langes Tuch nebst Nadel und Faden, womit die Verlobten zusammen genähet werden; und endlich ein Becher mit Wein, nebst einigen Stücken Brod.

Der Pathe legt den beyden Verlobten das Tuch auf den Kopf, und nähet sie hierauf beyde an ihren Kleidern zusammen. Der Priester fährt indessen ohne Aufhören immer fort zu lesen. Der Pathe nimmt hierauf die beyden Kränze, und setzt sie den Verlobten auf die Köpfe; er macht von Zeit zu Zeit damit nach dem Inhalt der Gebete, die der Priester liest, einige Veränderungen, und setzt den Kranz, den der Bräutigam auf dem Kopf gehabt hat, der Braut auf, und so umgewandt, den Kranz der

K. u. Persien I. Th.      D      Braut





Bräut auf den Kopf des Bräutigams : und dieses wiederholt er drey bis viermal. Wenn der Priester aufhört zu lesen ; so nimmt der Pathe das Brod und den Becher, zerbricht das Brod in Stücken, und steckt zuerst dem Bräutigam etwas davon in den Mund, und hernach der Braut, und dieses wiederholt er drey mal hintereinander ; das siebente Stück ist er selbst. Eben so giebt er einem jeden drey mal aus dem Becher zu trinken, das übrige trinkt er : und nun gehen sie in Frieden davon. —

Das Tuch, unter welchem die beyden Verlobten stehen, ist ein Sinnbild der Keuschheit und Demuth, wie sie solches aus dem Beyspiel der Rebecca erklären, 1 B. Mos. 24. Das Zusammennähen der Kleider geschähe ehemals mit zween doppelt zusammen gedrehten Fäden, einem rothen und einem weissen ; und dieses sollte die feste eheliche Verbindung anzeigen, welche niemals, weder durch eine Ehescheidung, noch andere Trennung aufgehoben werden sollte. Aber die Mingrelischen Völker nähen sie jezo nur mit einem einfachen Faden zusammen ; sie thun auch wohl : denn ihre eheliche Verbindung ist eben so feste nicht ; sie scheiden und trennen sich aus sehr nichtswürdigen Ursachen von einander. Man sieht oft, daß

ein



ein Mann bey ihnen zwey Weiber hat, und  
 noch die dritte dazu, so daß die erste oft eine  
 Aufwärterin der zweyten seyn muß. Der  
 Gebrauch des Brodes und des Weins bey der  
 Vollziehung der Ehe ist unter den Christen  
 schon sehr alt, wie denn in der lateinischen Kir-  
 che die Neuverlobten unmittelbar nach der prie-  
 sterlichen Einsegnung das Nachtmahl empfan-  
 gen. Allein diese Völker haben den Sinn  
 dieser Gebräuche gänzlich verdreht, und ihnen  
 eine ganz andere Deutung gegeben. Dieses  
 mag wohl daher kommen, weil sie ihre Trau-  
 ung zu allen Zeiten des Tags, vor und nach  
 dem Essen, verrichten, und also die Communion  
 nicht empfangen können. Ein Priester erklärte  
 mir einstens diesen Gebrauch auf folgende  
 Art: Man gebe den Neuverlobten aus der  
 Ursache Brod und Wein zu geniessen, damit sie  
 beyderseits im Essen und Trinken Meister über  
 sich seyn sollten; das Tuch, welches über sie  
 gedeckt würde, bedeute das Ehebett; daß der  
 Pathe dasjenige, was übrig bliebe, esse und  
 trinke, bedeute, daß derselbe mit den beyden  
 Verlobten gleichsam eine Verwandschaft gestif-  
 tet habe, und daß er verbunden sey, alle Miß-  
 heiligkeiten, die sich zwischen ihnen erheben  
 möchten, zu schlichten. Sie haben auch wirk-  
 lich auf demselben ein solches Vertrauen, daß  
 ihm





ihm ihr Haus beständig, als wie sein eigenes, offen steht; ja wenn ihn der Mann bey seiner Frau ganz allein antreffen sollte, so wird er nicht den geringsten Verdacht gegen ihn haben: so groß ist die Vertraulichkeit, in welcher sie zusammen leben.

Die eheliche Treue halten sie nicht länger, als es ihnen beliebt, besonders die Vornehmen. Ich könnte eine Menge Beyspiele davon anführen. Auch unter dem gemeinen Volk ist es sehr üblich, daß sie sich von ihren Weibern trennen. Es giebt Häusser, in welchen man zwey bis drey Weiber zu gleicher Zeit antrifft. Andere haben sie an andern Orten, damit, sie mögen hin kommen, wo sie hin wollen, sie allezeit Weiber bey der Hand haben. Sonsten begnügen sie sich im Ganzen genommen, meistens mit einer geheyratheten Frau, ausgenommen, wenn sie unfruchtbar, oder eine beständige Zänkerin ist: dann, sagen sie, habe Gott diese Ehe nicht gestiftet, wolle auch nicht, daß sie daure; denn Gott mache alles wohl und gut. Daraus schließen sie, wenn die Frau von böser Laune ist, oder keine Kinder bekommt, so sey es ein Beweis, daß Gott die Ehe nicht billige, und man solche also trennen, und eine andere Frau nehmen müsse.

Wenn





## Neunzehntes Capitel.

## Vom äussern Gottesdienst.

Der äussere Gottesdienst und die ganze Liturgie wird in der alten gelehrten Georgischen Sprache verrichtet, die von ihrer gewöhnlichen gemeinen Sprache sehr abgeht. Auch die Buchstaben sind verschieden. Sie haben zweyerley Arten davon. Eine gehören zu der gemeinen Sprache, und sie bedienen sich derselben bey bürgerlichen Dingen; die andern brauchen sie bloß bey Abschreiben der heiligen Schrift, beym Gottesdienst, und allem, was die Religion angeht. Es sind nur wenig Leute, welche diese letztere verstehen und lesen können. Es giebt sogar unter den Priestern einige, die sie nicht verstehen. Um nun diesen Fehler wieder gut zu machen, so lernen sie eine Messe auswendig, und diese sagen sie beständig, und bey allen Gelegenheiten her. Aber es sind es nicht allein die gemeinen Priester, die die heilige Schrift nicht allezeit lesen und verstehen können; sondern es sind auch selbst unter den Bischöffen solche unwissende Menschen. Der Schade, den das gemeine Volk





davon hat, ist unleugbar: denn weil sie die heilige Schrift nicht verstehen, so fallen sie in die größten Irrthümer, nicht allein in Glaubenssachen, sondern auch in Lebenspflichten, da nach dem Ausspruch eines alten Kirchentelehrers alle Ketzereyen aus einem Mißverständniß der heiligen Schrift herkommen. Einige von ihnen vergessen sich so weit, daß sie bey aller ihrer Unwissenheit Lehrer vorstellen, und von Dingen reden wollen, die sie nicht verstehen; daher kommt es, daß sie tausend abgeschmackte Dinge vorbringen. Man kan gar wohl auf sie anwenden, was der heilige Basilius zu dem Küchenmeister des Kayfers Valens sagte: deine Sache ist, über Speisen, und nicht über heilige Lehrsätze zu urtheilen: (tuum est de pulmentis cogitare, non dogmata sacra & divina decoquere.) Die Priester singen selten beym Amt, ja man kan sagen, fast niemals; sondern nur die Bischöffe und Mönche thun es manchmal des Morgens und des Abends, besonders in der Fastenzeit. Alsdenn pflegen sie Chöre zu formiren, in welchen einer Leser ist, welcher dasjenige, was gesungen werden soll, mit lauter Stimme vorsagt. Sie verändern nach Art der Griechen den Ton von Zeit zu Zeit, es mögen ihrer viele oder wenige zugleich, oder nur ein einziger singen; sie sind schlechte Kenner





ner von der Music, und haben eine übelkautende Harmonie. Weil sie keinen Unterricht in der Music haben, so verändern sie den Gesang nach ihrer eignen Weise, schlecht genug.

### Zwanzigstes Capitel.

Von dem Zeichen des Creuzes, und der Art zu beten.

**D**a die Mingrelier keine eigene Buchstaben für ihre Sprache haben, so bedienen sie sich der Georgischen, sowohl die heilige Schrift, als auch alles, was die Religion angeht, zu schreiben. Daher sie meistens Georgisch können. Sie machen das Zeichen des Creuzes wie die Griechen, und fahren mit der Hand von der rechten zur linken Schulter. Sie sagen dabey die Worte: Zachelita mamizata, d. i. im Namen des Vaters; hieben legen sie die Hand auf den Kopf; darauf sagen sie: dazizesta, d. i. des Sohns, und fahren mit der Hand bis zum Magen herunter; und endlich: dazulisminda zata, d. i. des heiligen Geistes, und legen die Hand zuerst auf die rechte, und sodann auf die linke Schulter. Mit folgenden Namen benennen sie die drey Personen der





der Gottheit: Mama, heist der Vater, Zeda, der Sohn, Zulisminda, der heilige Geist, Samebi erti Gomerti, drey Personen und ein Gott. Sie thun zwar dieses Bekenntnis mit dem Munde, verstehen aber den Sinn nicht davon. Sie machen, wie gesagt, das Creuz nach griechischer Manier, und fahren mit der Hand von der rechten zur linken, und wollen dadurch ihren irrigen Lehrbegriff ausdrücken: weil der heilige Geist geringer wäre, so müsse man ihn auf die linke Seite sehen.

Dicjenigen, welche sich zur römischen Kirche bekennen, machen das Creuz mit der Hand von der linken zur rechten, und wollen dadurch anzeigen, daß sie vom Fluch zum Segen gekommen sind. Es sind wenige, und vielleicht nicht ein einziger unter den Mingreliern, welcher weiß, daß das Zeichen des Creuzes das Zeichen eines Christen sey. Sie glauben nur, daß es ein Zeichen sey, daß man Schweinefleisch essen dürfe. Und wahrlich, wenn das Essen des Schweinefleisches ein Kennzeichen eines Christen wäre, so verdienten die Mingrelier mit Recht den Namen der Christen: denn es ist kein Volk in der Welt, welches so viel von diesem Fleisch ist, als die Mingrelier. Einige römische Geistliche erklärten einstens einigen





gen Mingreliern das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit, und es schiene, daß sie es faßten, indem sie sowohl einige Zufriedenheit darüber blicken ließen, als auch auf einige Fragen, die sie an sie thaten, ganz ordentlich antworteten. Aber hierauf legten ihnen die feinen Mingrelier die Fragen vor: Ob sie Christen wären? Ob es in ihrem Lande Christen gäbe? Ob man Schweinefleisch daselbst esse? Ob Wein daselbst wachse? Ob sie solchen tranken? Sie glaubten also, das Wesentliche des Christenthums in Gegensatz gegen die Mahomedaner bestehe darinnen, daß man Schweinefleisch esse, und Wein trinke. Sie machen jederzeit das Zeichen des Kreuzes, ehe sie essen; und wenn ein Priester am Tische ist, so trinken sie nicht eher, als bis sie ihn um seinen Segen gebeten haben; sie sagen: Santoba Patona, d. i. segnet uns, mein Herr; der Priester antwortet: Guida Gomert, d. i. Gott segne euch. Die römischen Missionarien, die in Mingrelien sind, haben sie oft nicht nur bey Tische, sondern auch auf der Strasse um die Ertheilung des Segens gebeten. Es ist überhaupt eine Gewohnheit in diesem Lande, daß wenn ihnen ein Geistlicher begegnet, sie ihn um den Segen bitten.

Sie machen auch das Zeichen des Kreuzes, wenn sie sich schlagen wollen, wenn sie die Glocke





zur Messe läuten, oder auf das heilige Holz klopfen, ingleichen, wenn sie niessen. Alsdenn sagen diejenigen, welche zugegen sind: Scalaba, d. i. Gott stehe euch bey; sie legen darauf die Hand an die Stirn, beugen die Knie, und sagen: A fascemi rozeba, d. i. ich danke euch. Wenn sie auf der Reise sind, und vor einer Kirche vorbey gehen; so bleiben sie vor der Thüre stehen, und ohne hincin zu gehen, machen sie das Zeichen des Creuzes; sie wenden sich hierauf nach den vier Ecken, und sagen jedesmal: Dideba Gomers, d. i. Gott sey gelobet! Alsdenn gehen sie ihres Weges.

Ihre Art zu beten, bestehet kürzlich darin. Erstlich, wenn sie sich des Morgens das Gesicht waschen, so loben sie Gott mit dem gewöhnlichen Dideba Gomers, und einigen andern kurzen Anrufungen. Wenn sie sich angekleidet haben, so gehen sie aus dem Zimmer heraus, wenden sich gegen Morgen, machen zwey bis drey mal das Zeichen des Creuzes, und sprechen dabey die nemlichen Worte: sie bücken sich darauf mit dem Kopf, und damit hat ihr Gebet ein Ende. Wenn die ersten Christen beteten, so wendeten sie sich auf gleiche Art gegen Morgen; die Apostel sollen sie solches nach der Meinung einiger Kirchentelehrer gelehrt haben.





haben. Die Mingrelier beten jederzeit stehend; die alten Christen aber verrichteten solches bald stehend, bald kniend. Die Mingrelier beten mit unbedecktem Haupt. Im Beten legen sie die Hand an die Stirn, und machen zugleich eine tiefe Verbeugung. Wenn sie ihre öffentliche Gebeter angefangen haben; so gehen sie drey-mal nach Art einer Procession in der Kirche herum, und beten immer fort. Uebrigens sind ihre Gebeter nichts anders, als eine vertrauliche Unterredung mit ihren Bildern. Sie stellen sich vor dieselben, und bitten sie um Gesundheit, oder um eine reiche Erndte, oder daß sie ihnen den Dieb möchten ausfindig machen, der ihnen dieses oder jenes gestohlen habe, und dergl. Der Hauptinhalt ihrer Gebeter aber gehet jederzeit auf die Ausrottung ihrer Feinde.



### Ein und zwanzigstes Capitel.

#### Von Opfern.

Die Mingrelier haben dreyerley Arten von Opfern, die sie in ihrer Sprache mit einem allgemeinen Namen, Dguamiri, be-nennen. Bey den Opfern von der ersten Art schlachtet man Ochsen, Kühe, und andere derglei-





dergleichen Thiere. Der Priester, welcher jedesmal dabei ist, thut einige Gebete über dasjenige Thier, welches man opfern will. Hierauf brennt er es mit einem angezündeten Licht, welches er in der Hand hat, an fünf Orten bis auf die Haut; alsdenn führt er es um diejenigen Personen herum, um deren Wohlfarth willen das Opfer gebracht werden soll. Wenn dieses geschehen ist, so wird es geschlachtet, und entweder ganz, oder nur zum Theil gekocht. Das gekochte Fleisch legt man auf einen Tisch, der mitten in dem Saal stehet. Die Hausgenossen und Gäste stellen sich um den Tisch herum, und ein jeder von ihnen hat ein brennendes Licht in der Hand. Derjenige, für welchen das Opfer gebracht wird, kniet vor dem Fleisch nieder, und hat gleichfalls ein brennendes Licht in der Hand. Der Priester fängt seine Gebete wieder aufs neue an. Wenn die Gebete geendigt sind, so wirft derjenige, der das Opfer bringt, und seine nächsten Verwandten, ein wenig Rauchwerk in das Feuer, welches auf einem Ziegelstein, oder andern schicklichen Ding, neben dem Opfer steht; der Priester schneidet ein Stück Fleisch ab, und drehet es um den Kopf beider, oder derjenigen, die das Opfer bringen, herum, und giebt es ihnen alsdenn zu essen.





essen. Alle Anwesende treten nun zu ihnen, und fahren ihnen mit ihren Lichtern um die Köpfe herum, und werfen alsdenn ihre Lichter in das Feuer, woein sie vorher das Rauchwerk geworfen haben. Wenn diese Ceremonie vorbei ist, so stellt sich ein jeder wieder an seinen Platz; nur allein der Priester setzt sich. Ein grosser Theil vom Opfer gehört ihm zu; denn von dem, was gekocht ist, gehören ihm die Eingeweide ganz; von dem rohen Fleisch aber bekommt er den Kopf, die Füße und die Haut. Dieses ist die Bezahlung, die man ihm für die Messe, die er während der Zeit, als das Fleisch gekocht wird, hält, giebt. Jeder von den Anwesenden kan von dem Fleisch essen, so viel als er will, aber er darf nichts mit nach Hause nehmen. Nur allein der Priester hat das Recht, ausser seinem genannten Antheil, dasjenige, was er von dem ihm vorgelegten Fleisch nicht essen kan, mit zu nehmen.

Bei den Opfern von der zweyten Gattung, schlachtet man kleines Vieh und Schweine; hierbey hat man keinen Priester nöthig, man zündet auch keine Lichter an, und wirft kein Rauchwerk in das Feuer. Man bringt es für die Gesundheit der Familie. Doch lader





ladet man fast allezeit den Priester dazu ein, daß er eine Messe halten soll; zur Vergeltung dafür zieht man ihn mit zur Mahlzeit.

Bei der dritten Gattung opfern sie Blut, Del, Brod und Wein. Dieses sind eigentlich ihre Todtenopfer. Auf ihren Gräbern, die von Rußbaumholz gemacht sind, schlachten sie Kälber, Lämmer und Tauben, und gießen alsdenn Wein mit Del vermischet darauf. Ausser diesen Opfern haben sie täglich auch eine Art von Frankopfer bey Tisch. So oft einer das erstemal über dem Essen trinkt, es mag nun bey ihm zu Hause, oder auswärts bey seinen Freunden seyn; so nimmt er einen Becher mit Wein, und ehe er trinkt, so grüßet er die ganze Gesellschaft, einen nach dem andern, und wünschet einem jeden mit lauter Stimme Gesundheit und Glück. Hierauf ruft er Gott an, beugt den Becher ein wenig auf die Seite, und gießt ein wenig Wein entweder auf die Erde, oder in eine andere Schale, und bringt Gott auf diese Art ein Frankopfer.

Alle diese Opfer sind eine Nachahmung der Juden; denn die beyden ersten sind Dankopfer, und das dritte ein Frankopfer. Sie haben



haben noch ein anderes Opfer mit Wein, welches sie dem heiligen Georg bringen. Dies geschieht zur Zeit der Weinlese. Sie füllen zwanzig Flaschen, mehr oder weniger, mit dem besten Wein, und setzen ihn als ein Opfer des heiligen Georgs beiseite. Diesen trinken sie am St. Peterstag, aber nicht eher; sie würden lieber Durst leiden, oder Wasser trinken, als daß sie diesen Wein vor dem gesetzten Termin anrührten. Wenn der gesetzte Tag erschienen ist, so thut der Hausvater etwas von diesem Wein in ein kleines Gefäß, und bringt ihn in die Kirche des heiligen Georgs, und verrichtet daselbst sein Gebet. Mit diesem Gefäß kehrt er wieder zurück in sein Haus, und gehet mit seiner ganzen Familie in den Keller. Oben auf das Faß, worinnen der geheiligte Wein ist, legt er ein Brod, welches mit Käse, Zwiebeln oder Lauch zubereitet ist. Hierauf gehet die ganze Familie um das Faß herum, und betet. Nach dieser Ceremonie schlachten sie ein Kalb, oder ein Ziegenböckchen, oder ein Schwein. Der Hausvater nimmt das Blut dieses Thieres, und gießt es um das Faß herum. Hierauf beten sie noch einmal, und beschließen diese Feyerlichkeit mit Essen und Trinken.

Die





Die Mingrelier haben noch mehr dergleichen Opfer, wo sie auch andern Heiligen dergleichen Weinfässer weihen, aus denen sie nicht eher, als zu einer bestimmten Zeit trinken. Eines dieser Opfer nennen sie Samicangia-ra, und heiligen es dem Erzengel Michael; ein anderes dem heiligen Quiritius. Noch eines, welches sie Sangoronti nennen, bringen sie Gott zu Ehren. Bey dem ersten Opfer schlachten sie ein kleines Schwein und einen Hahn; bey dem zweyten opfern sie ein kleines Schwein und Brod. Zu beyden laden sie Fremde ein. Aber bey dem dritten ist niemand zugegen, als die Leute vom Haus. Hier opfern sie etliche Stücke kleines Vieh, welches sie nach Endigung der Ceremonie mit einander verzehren.

Endlich haben sie noch das ganze Jahr hindurch viele Opfer, die ich aber, um nicht zu weitläufig zu werden, mit Stillschweigen übergehe. Die Gebete und Ceremonien sind bey dem einen, wie bey dem andern. Das ganze Fest bestehet in Essen und Trinken. Den Tag, an welchem ein solches Opfer gebracht werden soll, nennen sie einen grossen Tag. Aber die Grösse eines solchen Tages bestehet nicht in dem Lobe und der Verherrlichung Gottes: denn sie






 sie gehen weder in die Kirche, noch beten, noch thun gute Werke; sondern sie bringen ihn mit Essen und Trinken zu, bitten Gott, daß er sie segnen und ihre Feinde töden wolle. Wenn sie in die Messe gehen, so beweisen sie vorher ihrem Bild einige Verehrung, indem sie ein halbes Kreuz machen; hernach lachen sie und schäkern, und treiben allerhand Muthwillen, als wenn sie auf der Gasse wären.


 Zwey und zwanzigstes Capitel.

Von den Festtagen.

**D**ie Festtage dieser Völker sind in verschiedene Classen vertheilt. Diejenigen von der ersten Classe feyern sie auf folgende Art: Sie enthalten sich von aller Arbeit, und gehen in die Messe. Unter diese Classe gehören die Weynachten, die sie Christus nennen; der erste Tag des Jahres, der bey ihnen Kalende heist; Verkündigung Maria, die sie Karebat nennen; der Palmsonntag, der bey ihnen den Namen Bajoba führt; Ostern, welche Danopa heißen, und der Sonntag nach Ostern, den sie eben so nennen. An den Festtagen von der zweyten Classe arbeiten sie

R. n. Persien. I. Th. 3 bis





bis um die Zeit, da man in die Messe geht, wo die meisten in die Kirche gehen, um dem Umgang beizuwohnen. Unter diese Classe gehören diejenigen Feste, die sie *Scariorchia* nennen, nemlich: das Fest der Erscheinung Christi, an welchem Tage sie zum Andenken der Taufe Christi im Jordan in einer Procession an den Fluß gehen; *Pertoba Meritoba*, welches eigentlich so viel heist, als ein Gebet für die Augen, und welches das Fest des heiligen Peters ist; *Marisina*, d. i. Maria Himmelfahrt; *Gigi Picchicani*, d. i. Aschermittwoche; *Piavarisa magleba*, d. i. Kreuzerhöhung. Die Festtage von der dritten Classe, woraus sie sich eben nicht viel machen, und an welchen sie den ganzen Tag arbeiten, sind: *Tavisqueta*, das ist, Enthauptung Johannes des Täufers; *Perit Bolabe*, Verklärung Christi, *Guiercoba*, d. i. der Wundertag des Ochsen des heiligen Georgs; *Cipias Soba*, die Messe von Sipporias. Ausser diesen Festen sind noch das ganze Jahr hindurch viele Tage, an welchen das Volk abergläubische Gebräuche mit vieler Andacht beobachtet, da sie von Natur geneigt sind, gerne Feiertage zu haben. Einer von diesen Tagen ist der erste Montag im Jahr, und



und in jedem Monathe, den sie Archaki Tufasca, d. i. den neuen Montag, nennen.

Der feyerlichste Festtag aber, den sie in Mingrelien haben, ist der erste Tag des Jahres: denn von diesem, glauben sie, hänge das Glück des ganzen Jahres ab. Die Hofleute, und die sonst eine Bedienung beim Fürsten haben, gehen den Tag vorher nach Hof, und bleiben die ganze Nacht daselbst, damit sie des andern Tages gleich des morgens beim Fürsten seyn mögen. Ein jeder von den Hofleuten verrichtet alsdenn sein Amt. Der Oberhofmeister trägt die mit Edelgesteinen besetzte Krone des Fürsten; der Oberkleiderverwahrer trägt in einem Becken die schönsten Kleinodien; der Mundschenk den schönsten Becher; der Küchenmeister den größten Topf; der Oberstallmeister führet das schönste Pferd vor; der Vorsteher der Hirten, den schönsten Ochsen. Kurz, ein jeder verrichtet das wichtigste Stück seines Amtes. Sie gehen alle in einer Proceßion vor den Pallast des Fürsten; hinter ihnen kommen die Bischöffe und Priester, in ihrem priesterlichen Schmuck; diese tragen die Bilder in ihren Händen, und singen mit heller Stimme: Kyrie Eleison. Sie begeben sich sämtlich in die Zimmer des Fürsten, wo zu gleich die Für-





sein nebst allen vornehmen Herrn und Damen in ihren prächtigsten Kleidern versammelt sind; jeder hat eine Kerze in der Hand. Sie stellen sich alsdenn in eine Reihe, um die Procession vorbeigehen zu sehen; ein jeder berührt etwas von dem, was vor ihm in der Procession vorbeigetragen wird, die Krone, die Juwelen, den Topf, den Ochsen, 2c. denn sie glauben, wer nicht etwas von diesen Dingen am Neujahrstage anrühre, habe das ganze Jahr kein Glück. Sie singen das Kyrie Eleison, und hängen an jede Thür des Pallastes, und an allen Orten, wo sie vorbeigehen, einen Zweig von Ephen. Das Volk hält, so wie der Fürst auch, seine Procession, und ein jeder trägt etwas, das ihm am liebsten ist, und hängt Ephen an seine Thüre. Ehemals war es den Christen verboten, ihre Häuser mit Aesten von Bäumen zu schmücken; allein nach und nach hat man darinnen nachgegeben.

Am Festtage der Erscheinung Christi, den sie Schar corechia nennen, essen sie des Morgens sehr frühe eine Henne, und trinken bray dazu, bitten dabey Gott, daß er sie segnen möge. So fangen sie gewöhnlich alle ihre Feste an, darauf gehen oder reiten sie in die Kirche. Der Priester in seinem priesterlichen





lichen Schmuck, führet sie von da in einer Proceſſion, an den nächſten Fluß, in folgender Ordnung. Erſtlich gehet ein Mann, welcher die Trompete trägt, davon wir oben geredet haben, und bläſt von Zeit zu Zeit in dieſelbe. Hierauf folgt ein anderer mit einer Fahne, die bey einigen Kirchen in gutem Stand, in andern aber ganz zerriffen iſt. Nach dieſem kommt einer mit einer Schale mit Rußöl, und einer Flaſche, auf welcher fünf Lichter in Form eines Creuzes befeſtigt ſind; nach dieſem noch ein anderer, welcher das Feuer und das Rauchwerk trägt. In dieſem Aufzug laufen ſie ſo geſchwind als ſie können, ohne alle Ordnung auf den Fluß zu, und ſingen dabey immer: Kyrie Eleiſon. Sie laufen ſo geſchwind, daß ſie oft lange warten müſſen, biß der Prieſter, der inſgemein alt iſt, nachkommen kan. Wenn der Prieſter voller Roth, und gewöhnlich ganz im Schweiß, ankommt, ſo empfangen ſie ihn mit einem Geſchrey, und lachen ihn aus, daß er ſo weit zurück geblieben ſey. Ob ſie ihm nun gleich allerhand Spöttereien ſagen; ſo bekümmert er ſich doch nichts darum, ſondern lieſt einige Gebete über das Waſſer. Hierauf zündet er das Rauchwerk an, gießt Del in das Waſſer, zündet die fünf Lichter auf der Flaſche an, ſetzt ſolche auf das





Wasser, und läßt sie gleich einem Nachen darauf schwimmen. Er stellt darauf ein Kreuz in das Wasser, und besprengt mit einem Wedel die Herumsiehenden; diese waschen sich in aller Geschwindigkeit das Gesicht, nehmen eine Flasche von diesem Wasser, und gehen damit nach Haus.

Sie haben ein Fest, welches sie Marso-ba nennen, und als ein Mittel wider die bösen Augen feyern. Es fällt auf den St. Agnestag; den 21. Januar, und wird in einer Kirche, Moses und Aaron genannt, gefeyert. Diejenigen, die in die Kirche gehen, bringen Geschenke mit; einer ein wenig Wachs, ein anderer Stricke, noch andere Zwirn; alles dieses liefern sie in die Hände des Priesters, der ihnen damit um den Kopf herum fährt; alsdenn opfern sie solches dem Bild, damit es sie für bösen Augen bewahren möge.

Den Donnerstag nach Septuagesimā haben sie ein Fest, Cabonoba genannt. An diesem Tage schlachten sie einen Capaun, zum Wohlseyn der Familie, und bringen den Tag, wie gewöhnlich, mit Essen und Trinken zu. Den Montag nach Seragesimā enthalten sie sich vom Fleisch, und essen nichts als Käse und Eyer,





Eher, und dieses treiben sie bis auf den Sonntag Quinquagesimä. Dieses Fasten halten sie für die Todten. Den folgenden Montag geht die grosse Fasten an, und dieser Tag ist ihnen ein Fest.

Auf den 10. März fällt das Fest der vierzig Märtyrer. Ob es nun gleich in der Fasten ist, da sie gewöhnlich weder Fleisch noch Fisch essen; so essen sie doch an diesem Tage Fische, weil es ein feyerlicher Festtag ist. Die Mönche singen in ihren Kirchen einige Hymnen zum Lobe der heiligen Märtyrer, und so lange sie singen, setzen sie mitten in die Kirche einen Eimer mit Wasser, in welchem ein viereckiges Kreuz ist, auf welchem auf jeder Seite zehn brennende Lichter stecken, deren in allen vierzig sind. Wenn das Gebet vorbey ist, so tritt der älteste von den Mönchen für den Eimer, und macht eine tiefe Verbeugung vor demselben; er nimmt darauf eines von den vierzig Lichtern, und löscht es im Wasser aus; die andern thun das nemliche, und fahren damit so lange fort, bis alle Lichter ausgelöscht sind.

Das Fest der Verkündigung Maria, und den Palmsonntag feyern sie wie das Fest der vierzig Märtyrer, und essen an diesem Tage





Fische. An dem Palmsonntage weihet der Priester einige Zweige von Oliven, und andern Gewächsen, und theilet sie unter das Volk aus; aber dieser Gebrauch ist nicht allgemein, einige thun es, andere nicht. Es ist eine Gewohnheit im Lande, an denjenigen Orten, wo ein Bild vorbey geht, zu feyern, und sich der Arbeit zu enthalten. Die Einwohner ziehen ihre besten Kleider an, und gehen dem Bilde entgegen; einer bringt ihm einen Strick, ein anderer ein wenig Wachs oder Zwirn; der Priester nimmt es, und fährt damit sowohl um das Bild, als um den Kopf desjenigen, der es gebracht hat, herum. Wo das Bild über Nacht bleibt, in diesem Hauffe, oder Flecken, oder Dorf, enthält man sich aller Arbeit. Einige, deren Gewissen mit einem Diebstahl beladen ist, machen dem Bilde ein Geschenk, und bitten um Barmherzigkeit, daß es ihnen verzeihen, und sich nicht über sie oder ihre Familie erzürnen möge. Andere, die Pferde, Kühe, oder sonst etwas gestohlen haben, fürchten sich für der Strafe, und verbitten sich die Beherbergung des Bildes in ihren Häusern; sie vergleichen sich deswegen mit denjenigen, die das Bild tragen, daß sie es gegen eine Belohnung anders wohin einquartiren möchten. Wenn nun die Priester, oder überhaupt, die das Bild



Bild tragen, die Furcht merken, worinnen ein solcher Uebelthäter ist, so lassen sie ihn nicht so wohlfeil davon kommen; er muß es ihnen theuer genug bezahlen, daß sie das Bild nicht in sein Haus bringen. Sie schieben dabei die Schuld immer auf das Bild, daß es ein ansehnliches Geschenk verlange, weil die Sünde sehr groß sey: und so müssen sie ihnen geben, was sie verlangen. Die Schelmen freuen sich alsdenn über die Einfalt des gemeinen Volks.

Den Sonnabend vor Ostern gehen die Priester in alle Häuser, um sie zu segnen. Sie verrichten dieses, indem sie die Zimmer mit Weihwasser besprengen. Für ihre Mühe giebt man ihnen Eyer oder Käse.

Am Osterfeste bringt der Papas mit den übrigen Priestern seiner Pfarrey, die ganze Nacht in der Kirche zu. Um Mitternacht fängt er an mit der Glocke zu läuten, und auf das heilige Bret zu klopfen, und von Zeit zu Zeit läuten die übrigen alle. Mit Anbruch des Tages blasen sie mit der Trompete Da; noch in der Nacht stehen sowohl Männer als Weiber auf, und kleiden sich auf so gut an, als sie können. Noch vor Tags machen sie sich auf den Weg, um in die Kirche zu gehen;





sie nehmen rothe und andre gefärbte Eyer mit sich. Ob es nun gleich noch sehr frühe ist, so haben sie doch schon ihre Andacht verrichtet, welche darinnen besteht, daß sie einige Hühner verzehren, und sich beynabe trunken trinken. In diesem Zustand gehen sie mit Anbruch des Tages in die Kirche. Hier giebt der Priester einem jeden ein Licht, welches nach seinem Character dicker oder dünner ist; bey Hof theilt der Fürst die Lichter mit eigener Hand unter diejenige, die in die Kirche kommen, und selbst unter die Bischöffe, aus. Nunmehr sondern sich die Weiber von den Männern ab, und stellen sich vor der Kirche, unter dem bedeckten Gang, mit brennenden Lichtern in eine Reihe; der würdigste unter den Priestern steigt auf den Thurm, und verkündigt dem Volk die Auferstehung Christi dreyimal mit folgenden Worten: „Isminde Isminda Ocazo Otis amadiri Ctiso Teusi zeliso oria galto gualdga Christi Dga ghi-gharodes;“ und das Volk antwortet ihm: Mardi Macatobels. Zu gleicher Zeit wirft ein jeder etliche Steine gegen die Mauer. Wenn dieses vorbey ist, so gehen sie dreyimal in folgender Ordnung in der Kirche herum. Der Trompeter geht voran, und bläset verschiedenmal; darauf folgt die Fahne, und alsdenn der Priester, hierauf das Volk, so daß die Vor-  
nehmen



nehmen voran gehen, und die Gemeinen nach folgen. Die Weiber gehen nicht mit in der Procession, sondern sie bleiben unter dem bedeckten Gang vor der Kirche in einer Reihe stehen. Der Priester singt mit dem ganzen Volk folgenden Hymnus, welchen alle auswendig können, weil er kurz ist:

Ad Gomaza scena  
 Christe Maseovarfa  
 Angelosi ugualoth  
 Zeth fata scina  
 Da evens masghirs  
 Givenque Canusa  
 Tzeda Sinindi galiza  
 Di debe scenda

Diesen Hymnus wiederholen sie oft. Nach der Procession wird Messe gehalten, wobey sie aber eben so wenig Aufmerksamkeit und Andacht beweisen, als wenn sie auf öffentlicher Strasse wären; sie scherzen, plaudern, lachen, und geben einander Eyer. Wenn die Messe vorbey ist, so gehen sie wieder dreyimal in der Kirche herum, und singen, wie das erstemal, aber andere Gebeter. Sie bücken sich hierauf, und gehen zur Kirche heraus. Hier gehen sie noch einmal um die Thüre herum; darauf wünscht einer dem andern glückliche Feyer.





Feyertage, und gehen in Gottes Namen nach Haus. Bey Hof haben sie die Gewohnheit, und bringen dem Fürsten nach der Messe ein gebratenes Lamm; er zerreißt solches mit den Händen in Stücken, und theilt es unter seinen ganzen Hofstaat aus; dieses ist ihre bsterliche Communion.

Den Ostermontag haben sie ein Fest für die Todten, welches sie auf folgende Art be-  
gehen. Des morgens sehr frühe, gehen die-  
jenige, denen dieses Jahr ein naher Anver-  
wandter gestorben ist, zu ihrem Grabe, und  
nehmen ein Lamm mit. Der Priester stellt  
sich auf das Grab, und segnet das Lamm mit  
einigen Gebeten; hierauf schlachtet er solches,  
und sprengt sein Blut auf das Grab des  
Verstorbenen, zur Ruhe seiner Seelen. Dieser  
Gebrauch ist bey den Mingreliern in der Pfar-  
rey Siporiaß, ganz und gar abgekommen.  
Die römischen Geistlichen stellten ihnen vor,  
daß es eine jüdische, nicht aber eine christliche  
Ceremonie wäre. Wenn das Lamm geschlach-  
tet ist, so geben sie dem Priester den Kopf und  
die Füße, das übrige nehmen sie mit nach  
Haus, und kochen es. Gegen Mittagzeit  
gehen sie alle in die Kirche, und bringen auf  
einem Karm, allen Vorrath, den sie zum fest-  
lichen





lichen Mahl brauchen, mit; einen Tisch zum Essen, einen Kessel voll von ihrem Brey, einen Korb mit Brod, Eyer und Käse, hartgesottene Eyer von allerhand Farben; einen andern Korb mit Fleisch, nebst zwey grossen Flaschen Wein. Alles dieses setzen sie auf das Grab, und der Priester segnet es; für sich bekommt er Eyer, Käse und Brod. Eine jede Familie giebt ihm etliche Ellen Tuch, und etliche Hemder. Diejenigen insonderheit, denen dieses Jahr ein naher Anverwandter gestorben ist, sind bey dieser Gelegenheit besonders freigebig, und beschenken den Priester. Sie gehen darauf alle mit einander auf eine Wiese, welche vor der Kirche ist; hier theilen sie sich in zwey Theile, und setzen sich zu Tische. Der Priester sitzt an einem Tisch allein. Ehe sie anfangen zu essen, so erteilt ihnen der Priester den Segen mit lauter Stimme. Sie schicken von einem Tisch zum andern zu essen und zu trinken. Endlich steht die eine Gesellschaft von Tisch auf, und begrüßt die andere mit singen; diese bedankt sich, indem sie derselben zu essen und zu trinken schickt. Hierauf steht die andere Gesellschaft vom Tische auf, und erweist der andern die nemlichen Höflichkeiten. Gegen Abend stellen die Weiber eines jeden Quartiers einen Tanz nach ihrer Art an, der  
bis





bis in die Nacht dauert; alsdenn gehen sie nach Hauße.

An dem Himmelfahrtstage, den sie Amegleba nennen, verrichten sie ihre gewöhnliche Andacht, schlachten Schweine und Hühner, und halten eine gute Mahlzeit. Jeder zündet ein Licht an, wirft ein Korn Rauchwerk in das Feuer, und bittet Gott, daß er ihnen diesen Tag wieder glücklich wolle erleben lassen, und daß er die Bienen segnen wolle, damit sie viel Wachs und Honig bekommen mögen. An Pfingsten feyern sie auch das Fest Allerheiligen, welches sie auf die ihnen gewöhnliche Art begehen. An diesem Tage essen sie außerordentlich stark, weil gleich am folgenden Tag das Fasten des heiligen Peters angeht.

An dem Festtage dieses Heiligen, welchen sie Petroba nennen, fangen sie gleich nach Mitternacht ihre gewöhnliche Andacht an, und essen Spanferkel und Hühner; wenn sie die Trompete und die Glocke hören, so gehen sie in die Kirche. Der Priester hält Messe. An diesem Tage tragen sie Körbe mit Brod, Birnen und Haselnüssen auf die Gräber der Todten. Nach der Messe kommt der Priester hieher, und segnet sowohl die Personen, als auch die Speisen.



sen. Ein jeder giebt ihnen ein Almosen; hierauf gehen sie zum theil nach Hauſſe, zum theil bleiben ſie in der Kirche, oder bey den Gräbern, und eſſen und trinken. Ehe ſie forgehen, machen ſie ein halbes Kreuz vor der Kirche. Hier iſt noch anzumerken, daß ſie an den Sonntagen ihre Ochſen nicht an Pflug ſpannen, noch ſonſten einige Arbeit verrichten.

Das Feſt-Maria Himmelfahrt, welches ſie Marasina nennen, fangen ſie mit Anbruch des Tages auf gewöhnliche Art mit Eſſen und Trinken an. Ihr vornehmſtes Gericht iſt ein junges Huhn, welches ſie mit Oele ſalben; beydes muß von dieſem Jahre ſeyn. Vor dieſem Tage eſſen ſie nichts von beyden, verkaufen auch nichts davon; ſie ſagen, es ſey ihnen nicht erlaubt, junges Federvieh und neue Müſſe vor dem St. Petersgebet zu verkaufen. Dieſe Gebete haben zum Gegenſtand, Gott zu bitten, ihre Hühner zu vermehren; die Weiber verrichten inſonderheit dieſe Gebete. An dieſem Tage ſegnen ſie auch die Felder und die Wiſen auf folgende Art. Sie nehmen drey Blätter von derjenigen Frucht Gorn, woraus ſie ihr Brod bereiten, einen kleinen Zweig von Erdbeeren, und ein wenig Wachs; hieraus machen ſie etwas; das einem Aſte ähnlich iſt. Dieſen laſſen





lassen sie durch einen Priester segnen, tragen ihn alsdenn auf ein besäetes Feld, und stecken ihn da in der Mitte in das Erdreich. Sie glauben, daß hiedurch ihre Felder vom Donner, Hagel und andern Ungewittern befrehet bleiben. Indem sie ihn in die Erde stecken, so verrichten sie etliche Gebeter, und empfehlen ihre Felder Gott und dem Bilde. Endlich halten sie ein herrliches Gastmahl auf eben diesem Felde: denn ohne Essen und Trinken hat ihre Andacht keine Wirkung.

Sie haben ein Fest, welches sie Elioba nennen, und dem Propheten Elias zu Ehren feyern. Diesen rufen sie an, wenn sie Regen nöthig haben. Zu dem Ende schlachten sie zu Ehren dieses Heiligen Ziegen. In der Kirche zu Siporias versammeln sich zwölf Priester, und halten eine Messe; darauf verzehren sie die Ziege, und trinken so lang, bis sie betrunken sind. Dies Fest fällt auf den 30ten July.

Den 14ten Sept. haben sie zu Siporias noch ein anderes Fest, welches sie Sipiassoba nennen. Es ist zugleich Markt daselbst; das Fest dauert vom Montage bis an den Sonntag. An diesem Tage bringen sie das Bild des heiligen Georgs in die Kirche des Orts. Weit  
bey





bey diesem Feste, wegen des dabey einfallenden Markts, ein grosser Zulauf von Menschen ist, wovon der grösste Theil armenische und georgische Kaufleute und Juden sind; so wird daselbst ein grosser Handel mit allerhand Waaren getrieben, besonders kurzer Waare und Zeugen, welche man gegen die Landesproducte vertauscht. Durch diesen Zulauf von Menschen bekommt das Bild ansehnliche Geschenke von denenjenigen, die um des Betens willen dahin gekommen sind: allein diese Geschenke sind von keiner besondern Erheblichkeit, Stricke, Wachs, Zwirn und dergl. Manchmal macht man ihm auch ein Geschenk von Silber. Es sind wenig Personen im Lande, die nicht auf dieses Fest gehen. Man hat Jahre gehabt, wo mit den Geschenken, die den Bildern gemacht worden sind, zehn Karren beladen worden sind. Zu dieser Zeit haben die Priester ihre Hände voll zu thun, um Messe zu halten. Aber da nach Art der Griechen in jeder Kirche täglich nicht mehr als eine Messe gehalten werden darf; so schlagen sich oft mehr als ein Duzend Priester zusammen, und halten eine Messe in Gesellschaft, wo oft einer, wenn die Messe schon halb geendigt ist, noch dazu kommt.

Den 21. October feyern sie ein Fest, wegen der Wunder, welche der heilige Georg in K. n. Persien. I. Th.      A a      ihrem





ihrem Lande zum Vorthail eines fremden Heiden, der über hundert Meilen weit hergekommen war, verrichtet hat. Die Sache verhält sich also. Zur Zeit, da die griechische Kirche noch mit der lateinischen vereinigt war, wollte ein Heide, der die vielen Wunder, die der heil. G. verrichtet hatte, hörte, solches nicht glauben. Da ihm nun die Christen zuredeten, er möchte doch nicht so hartnäckigt seyn, dasjenige zu glauben, was ihm so viele Leute versicherten; so antwortete er: „Ich will euren Erzählungen von eurem Heiligen glauben, wenn er mir noch vor morgen einen von meinen Ochsen, den er ihnen beschrieb, hieher bringen wird.“ Was geschah? in der folgenden Nacht war der Ochse da, ob er gleich über hundert Meilen entfernt gewesen war. Man schlachtete den Ochsen, und theilte ihn unter das Volk, welches haufenweis herbey gelaufen war, aus. Das Andenken dieser Begebenheit zu erhalten, zwingen sie alle Jahre etliche Tage vor dem Fest, einen, der gern Priester werden will, den schönsten Ochsen, den er finden kan, in dem Namen des heiligen Georgs zu stellen; sie geben alsdenn vor, daß dieser Heilige alle Jahre, an dem nemlichen Tage, einen Ochsen entführe, und an denjenigen Ort bringe, wo das Wunder geschehen seyn soll. Man muß deswegen

vier-





vierzehnen Tage vor dem Fest seine Ochsen wohl verwahren, denn ein jeder sucht den schönsten Ochsen, den er finden kan, zu stehlen; denn sie sagen: „Kan der heilige Georg einen Ochsen stehlen, so können wir es auch.“ Ein jeder glaubt also, daß er ungestraft stehlen könne. Verschiedene Griechen und Ausländer haben sich die Mühe genommen, den Betrug, den sie bey dieser Gelegenheit spielen, zu entdecken; sie sind deswegen die ganze Nacht um die Kirche, in welche der heil. Georg den Ochsen alle Jahre bringen soll, herum gegangen, und haben gefunden, daß die Priester bey Einbruch der Nacht einen Ochsen in die Kirche führen, ihn daselbst mit Stricken anbinden, und den andern Morgen dem Volk weiß machen, der heilige Georg habe ihn gebracht. Es untersteht sich kein Mensch sich um selbige Zeit der Kirche zu nähern: denn sie überreden das Volk, wer alsdenn bey der Kirche sey, den töde der heilige Georg. Die Bischöffe wissen den Betrug, aber sie schweigen dazu.

Diese Kirche des heiligen Georgs steht in dem Dorfe der Issorier, nahe am schwarzen Meere, in dem Bisthum Bediel. Die benachbarten Völker, so gar die Barbaren, haben eine grosse Ehrfurcht für dieser Kirche,

A a 2

dermas-





dermassen, daß sich die Ungläubigen, die dort herum wohnen, nicht unterstehen, sie zu plündern, ob sie gleich diebische Nationen sind, und wohl wissen, daß viel Silber und Edelgesteine in der Kirche sind. Die Thüren dieser Kirche sind mit silbernen Platten bedeckt, auf welchen das Bild des Heiligen und seiner Wunder in getriebener Arbeit vorgestellt ist. Niemand getraut sich diese Kirche zu bestehlen. Diese Furcht kommt unter andern daher, weil in dieser Kirche einige Spieße, und ein auf beyden Seiten spitziger Pfahl, in der Gestalt eines Pfeiles, von einer solchen Schwere ist, daß ihn kein Mensch von der Stelle bringen kan. Sie glauben, dieses wären die Waffen dieses Heiligen, womit er einen jeden auf der Stelle töde, der einen Raub an dieser Kirche begehen wollte. Die Furcht für diesen Waffen ist so groß, daß sie ihnen eben die Ehrerbietung beweisen, als dem Bilde des Heiligen selbst.

Den Tag vor dem Fest begiebt sich der Fürst in Begleitung des Catholico, der Bischöffe, und des ganzen Adels in die Kirche, und sieht nach, ob nicht etwa ein Ochs darinnen versteckt sey; hierauf verschließt er die Thüre, und versiegelt sie mit seinem Petschaft;  
des





Des morgens begibt er sich mit dieser ganzen Gesellschaft wieder zur Kirche, untersucht sein Siegel, eröffnet die Kirche, und findet den Ochsen darinnen, den der Heilige diese Nacht dahin gebracht haben soll. Die Luft ertönt alsdenn von einem allgemeinen Freudengeschrey. Sogleich tritt ein junger Mensch, der besonders hiezur befehligt ist, mit einer Art, die sonst zu nichts anders gebraucht wird, herben, zieht den Ochsen zur Kirche hinaus, schlachtet und zertheilt ihn in viele Stücke. Der König nimmt das erste Stück davon, hierauf werden an den König von Imirette, und an den Fürsten von Guziel durch Eilboten Stücke geschickt; alsdenn bekommen die vornehmen Herrn von Mingrelien, und die Mönche davon: sie essen aber nichts davon, weil sie überhaupt kein Fleisch essen, sondern geben es ihren Hausgenossen und Bedienten. Viele von dem Volk essen dieses Fleisch auf der Stelle mit grosser Hitze und Andacht; andere salzen es ein, und räuchern es, indem sie es für eine gute Arznei in Krankheiten halten. Wenn der Ochse geschlachtet wird, so geben sie genau Achtung, was er für Bewegungen mache, um daraus einige Wahrsagungen zu ziehen. Wenn sich der Ochse nicht fangen lassen will, oder wenn er stöszt; so glauben sie, daß ihnen in diesem Jahre ein Krieg

A a 3

bevor-





bevorstehe ; hat er sich kothigt gemacht , so vermuthen sie ein fruchtbares Jahr ; hat er sich naß gemacht , so hoffen sie eine gute Weinerndte ; hat er braunrothe Haare , so bedeutet es ein Sterben unter den Menschen und Pferden ; ist er von anderer Farbe , so ist es ein gutes Zeichen. Ob nun gleich fast in keinem Jahre diese Vorbedeutungen eintreffen ; so bleiben sie doch einmal wie das andere bey ihrem Aberglauben.

Am Wehnhachtfest halten sie um Mitternacht eine Messe ; aber es ist vielmehr eine Lustbarkeit , als eine Messe : denn da sowohl Geistliche als Weltliche , die ganze Adventszeit hindurch Fasten haben , welches beynähe vierzig Tage dauert ; so sind sie diese Zeit über sehr ausgehungert. Sie schlachten also in der Mitternacht Hühner und Capaunen , und fangen an zu essen und zu trinken. Dieses treiben sie fort , bis es Tag wird ; bitten dabey Gott , daß er sie das Wehnhachtfest noch oft wolle erleben lassen. Des morgens gehen sie halb trunken in die Kirche , und nehmen ganze Körbe voll Brod , Käse , Eyer , Rosinen , Aepfel , welche und Haselnüsse , und andere Lebensmittel mit , legen sie auf ihre Gräber , und hören die Messe. Wenn diese vorbey ist , und sich der  
Priester





Priester entkleidet hat, so nimmt er das Rauchfaß und ein Buch in die Hand, und gehet von einem Grabe zum andern, und betet. Unter dessen zündet jeder sein Licht an, und wirft etliche Körner Rauchwerk in das Rauchfaß; hierauf giebt jeder dem Priester ein Brod. Einige bringen auch Tauben mit zu den Gräbern, schlachten sie, und sprengen das Blut auf die Gräber.



### Drey und zwanzigstes Capitel.

Von den heiligen Orten, die sie zu Jerusalem haben.

**D**ie Mingrelier haben zu Jerusalem eine Capelle, in welcher sie den Gottesdienst in ihrer Sprache, aber nach griechischen Gebräuchen halten. In dieser Capelle ist das Loch, in welchem das Creuz Jesu Christi gesteckt war. Vorher waren die Franciscaner in dem Besiz dieser Capelle; aber der Sultan von Aegypten nahm ihnen solche, und gab sie diesen Völkern zur Vergeltung der Dienste, die sie ihm in verschiedenen Kriegen gethan hatten. Es brannten ehemals sieben und vierzig Lampen in dieser Capelle; aber die jetzigen

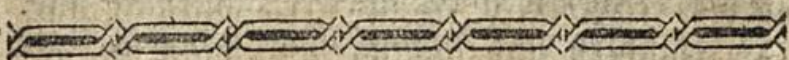




Besitzer sind so arm, daß sie nicht eine einzige unterhalten. Sie gestatten den Catholischen nicht, Messe daselbst zu halten, sondern sie dürfen nur bloß ihre Gebete daselbst verrichten. Sie haben mit den Griechen einen andern Ort gemeinschaftlich, den sie insgemein das Gefängnis unsers Heilandes nennen; bey demselben ist eine Höle unter einer Galerie gegen Morgen in einen Felsen gehauen, die aber nicht sehr tief ist. Dieser Ort stößt an die Hauptmauer der Kirche, und liegt gegen den Berg Calvaria zu; er ist viereckigt und sehr dunkel. Man behauptet, daß Jesus Christus mit dem Creuze auf den Schultern an diesem Orte gewartet habe, bis das Loch, in welches das Creuz gesteckt werden sollte, fertig war. An diesem Ort haben beyde Nationen, die Mingrelier und die Griechen, aus Armuth nur eine Lampe. Ein Abgeordneter aus dem heiligen Lande wird von dem Patriarchen zu Jerusalem sowohl nach Odisse, d. i. Mingrelien, als auch nach Imirette und Güriel, um Almosen für diese heilige Orte zu sammeln, geschickt. Dieser hat die Macht, so wie der Patriarch zu Jerusalem, einem jeden Sandoba, d. i. Segen und vollkommenen Ablass zu ertheilen; dies trägt für die Person funfzig Thaler. Sie glauben, daß sie hiedurch vollkommene Vergebung



kung sowohl der bereits begangenen als auch der noch zukünftigen Sünden bekommen. Alle, die so viel Geld zusammen bringen können, lassen sich einen solchen Sandoba, in georgischer Sprache geschrieben, geben: und dieses bringt dem Abgeordneten von Jerusalem viel Geld ein.



## Vier und zwanzigstes Capitel.

### Von der Kirchenzucht.

**E**s ist ganz und gar unnöthig von dieser Materie zu handeln: denn dieses Volk lebt bloß nach seinen natürlichen Trieben, und nach den Befehlen seines Fürsten. Ist dieser an den Fasttagen Fleisch, so thun es auch seine Unterthanen, und halten es nicht für eine Sünde, weil es der Fürst thut. Verstößet er seine Gemahlin, oder nimmt zwey Weiber auf einmal, so thun sie es auch. Wir haben bereits gesehen, wie wenig sie die Festtage feyern; nur allein am Sonntage enthalten sie sich einiger massen von der Arbeit. Sie gehen an diesem Tage nicht einmal in die Messe, und diejenigen, die sie besuchen, gehen in die Kirche, machen ein halbes Kreuz,

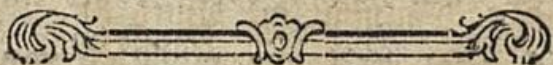
U a 5

und





und rufen Gott und die Maria an; hernach gehen sie aus der Kirche, plaudern einſeitigen mit einander, und laſſen unterdeſſen den Priester ſeine Meſſe für ſich halten. Dieß geht beſtändig alſo, ausgenommen am Tage der Verkündigung Maria, am Palmſonntage und Oſtern; an dieſen Tagen bleiben die Männer in der Kirche, weil die Weiber außerhalb ſind. Sie plaudern und lachen, als wenn ſie auf dem Markt wären. Bey der Meſſe der Mönche, und wo der Fürſt dabey zugegen iſt, haben ſie ein klein wenig mehr Ehrerbietung.



**H**ier endigt ſich die Erzählung des Waters Zampy. Ich habe nicht nöthig, etwas dazu zu ſetzen: denn ich habe aus der Erfahrung befunden, daß alles mit ſeiner Erzählung übereinſtimmt.

Ich will nur noch ein paar Worte von ihrer Trauer reden. Hiebey ſtellen ſie ſich, als wie ganz verzweifelte Leute. Wenn eine Frau ihren Mann oder nächſten Anverwandten verliert; ſo zerreiſt ſie ihre Kleider, entblößt ſich biß an den Gürtel, reiſſet ſich die Haare aus, — zerkratzt ſich mit den Nägeln  
die



die Haut, sowohl am Leibe als im Gesicht, schlägt sich an die Brust, schreyet, heulet, knirscht mit den Zähnen, schäumer mit dem Munde, kurz, sie beweist sich als eine Rasende und Beseffene. Die Männer legen ihren Schmerz auf eine eben so barbarische Art an den Tag. Sie zerreißen ihre Kleider, bescheren sich am Haupt und im Gesicht, und schlagen sich auf die Brust.

Die Trauer dauert vierzig Tage. In den ersten zehn Tagen sind sie am rasendsten; nach und nach nimmt die Wuth ab. In den ersten zehn Tagen kommen die nächsten Verwandten, und noch sonst eine grosse Menge Menschen zusammen, und beweinen den Todten, und dieses geschieht auf folgende Art. Sie stellen sich um den Leichnam in einer gewissen Ordnung herum, zerreißen, wie ich schon gesagt habe, ihre Kleider, und schlagen sich mit beyden Händen an die Brust: dabey schreyen sie beständig: „Waih! Waih!“ Das Geschrey und die Schläge sind miteinander abgemessen, und verursachen einen fürchterlichen Ton. Hier siehet man ein fürchterliches Bild der Verzweiflung, welches man ohne Schrecken nicht ansehen kan. Auf einmal ist alles wieder stille. Wenn diese Stille  
einige





einige Minuten gedauert hat, so geht das fürchterliche Geschrey wieder von neuen an. Am letzten Tage der Trauer, d. i. am vierzigsten, begräbt man den Todten. Nunmehr wird seinen nächsten Verwandten, Freunden und allen denjenigen, die ihn beweint haben, ein Gastmal gegeben. Männer und Weiber essen von einander abgesondert; ein jeder an einem besondern Ort. Der Bischoff hält die Messe, und bekommt zur Belohnung alles dasjenige, was der Person des Verstorbenen eigenthümlich zugehört hat, sein Pferd, seine Kleider, seine Waffen, sein Silbergeschirr, wenn er dergleichen gehabt hat, u. s. w. Ganze Familien werden durch die Trauer-Gebräuche zu Grund gerichtet; indessen müssen sie doch diese Feyerlichkeiten beobachten. Der Bischoff hält die Messe über die Todten, weil er grossen Vortheil davon zieht. Man beweinet den Todten, damit man vierzig Tage lang auf Unkosten der Hinterbliebenen leben kan. Wenn ein Bischoff stirbt, so läßt ihm der Fürst an dem vierzigsten Tage der Trauer die Todten-Messe halten, und bekommt davor alle seine sowohl bewegliche, als unbewegliche Güter.

Dieses ist alles, was ich von der Landesart, den Sitten und der Religion der Mingrelier



hier zu sagen habe. Ihre Nachbarn haben bey nahe in allen Stücken einerley Lebensart und Gemohnheit mit ihnen, ausgenommen diejenigen, welche nahe an der Türken und Persien wohnen, deren Sitten mehr gemildert, und deren Neigungen vernünftiger sind; diejenigen im Gegentheil, die näher an die Tartaren und Scythien gränzen, haben auch wildere Sitten; sie haben gar keinen Begriff von einer Religion, und von Beobachtung der Gesetze wissen sie gar nichts. Ich will nur noch ein paar Worte von dem sagen, was ich in der Nachbarschaft von Mingrelieu bemerkt habe. Es betrifft das Fürstenthum Gurien und das Königreich Imirette.

Das Land Gurien ist klein; auf der Nordseite gränzt es an Imirette, und auf der Ostseite an denjenigen Theil des Gebürges Caucasus, der den Türken gehört; auf der Westseite ist Mingrelieu, und gegen Süden das schwarze Meer. Es erstreckt sich längst diesem Meere hin, von dem Fluß Phasus an, bis an einen andern Fluß, welcher eine Meile von Gonie, einer türkischen Festung, die von dem Phasus nur vierzig Meilen entfernt ist, vorbeyst. Das Land Gurien gleicht in allen Stücken Mingrelieu, sowohl was die Landesart,





art, als auch die Sitten der Einwohner anbelangt; sie haben einerley Religion, einerley Gebräuche, einerley Neigung zur Unzucht, Rauberey und Morden.

Das Königreich Imirette ist etwas grösser. Es ist dieses das Iberien der Alten. Es ist vom Gebürge Caucasus, Mingrelieu, dem schwarzen Meere, dem Fürstenthum Gurien, und Georgien, eingeschlossen. Seine Länge ist hundert und zwanzig, und seine Breite sechzig französische Meilen. Die Völker, an welche es gränzt, sind die Georgier und Türken gegen Mittag, die Ossien und Caraciolen, d. i. Caratscherken, oder schwarze Circassier, gegen Norden. Ihre Sprache ist mit der türkischen vermischet.

Imirette ist ein waldigtes und bergigtes Land, wie Mingrelieu; aber es sind mehrere angenehme Thäler und Ebenen darinnen, als in diesem. Man findet hier ohne Mühe Brod, Fleisch und Hülsenfrüchte. Es hat einige Eisenbergwerke. Das Silber ist hier gäng und gäbe; man münzet auch Geld allhier. Nicht weniger sind starke und befestigte Flecken im Lande. Was die Sitten anbelangt, so sind sie eben so, wie in Mingrelieu. Der König





König hat drey gute Bestungen; eine heist Scander, und liegt an dem Ende eines Thals; die zwey andern liegen in dem Gebürge Caucasus, und heissen Regia und Scorgia: zu beyden ist der Zugang sehr schwer, sie liegen an Orten, die die Natur vortreflich befestigt hat. Der Phasus fließt vor ihnen vorbei. Der Fürst hatte ehemals noch eine andere wichtige Bestung, mit Namen Cotatis, wovon das ganze Land auch den Namen hat; aber die Türken haben sie ihm abgenommen. Dieses ist vielleicht das Land, welches Ptolomäus Cotatere nennt.

Das Königreich Imirette hat lange Zeit die Abcas, die Mingrelier und die Völker von Gurjel unter sich gehabt, nachdem sie sich erstlich vom Constantinopolitanischen, und hernach vom Trebizondischen Kaiserthum losgerissen hatten. Im sechzehnten Jahrhundert trennten sie sich von einander, und seit dieser Zeit führen sie beständig Krieg mit einander. Diejenigen, die zunächst an den Türken wohnten, hatten von diesen Schutz und Beystand gesucht. Diese versagten ihnen solchen nicht, aber sie brachten sie nach und nach unter das Joch, so daß sie den Türken zinsbar wurden. Der Tribut, den der König von Imirette bezahlen muß, besteht





besteht in achtzig Kindern beyderley Geschlechts, von zehn bis zwanzig Jahren; der Fürst von Guriel muß vierzig dergleichen, und der Fürst der Mingrelier sechzig tausend Klasten leinen Tuch, welches im Lande verfertigt wird, liefern. Der Fürst von Guriel, und der König von Imirette schicken ihren Tribut selbst an den Pacha von Alasjike; bey den Mingreliern aber holt ihn ein Eschaur ab. Zur Ursache, daß die Türken dieses Land nicht völlig in Besitz nehmen, giebt man an, weil es unmöglich wäre, die mahomedanische Religion hier einzuführen, weil das Land nichts als Schweine und Wein liefert, welches beydes den Mahomedanern verboten ist. Fügt man noch hinzu, daß die Luft im Lande böse, und kein Brod zu haben ist, daß die Einwohner hier und da zerstreut leben, und wenn man auch Bestungen anlegen wollte, man die Einwohner doch nicht im Zaum halten könne; so wird man sich nicht wundern, daß die Türken diese Länder in ihrem alten Zustand lassen. Eben diese Hindernisse stehen auch den Türken im Weg, daß sie die ungeheuern Ebenen der Tartaren, und die weitläufigen Länder am Caucasus, ihrem Reiche nicht einverleiben. Wenn man die Einwohner in Städte und Bestungen zusammen bringen könnte; so würde man schon Mittel finden,





den, das ganze Land unter das Joch zu bringen: aber da sie fast alle Monathe ihre Wohnungen verändern, und ihr ganzes Leben hindurch herum wandern, so ist es keine Möglichkeit, zu diesem Zweck zu gelangen. Ich muß auch noch anmerken, daß, nachdem entweder die Türken oder die Perser in diesen Gegenden Meister sind, diese Völker ihren Tribut entweder an die einen, oder die andern bezahlen.

Die Fürsten von Mingrelien werden alle Dadian, d. i. Haupt der Gerechtigkeit, genannt. Der König von Imirette führt den Titel Meppe, welches in der Georgischen Sprache so viel als König heist. Beyde rühmen sich, daß sie von dem Könige und Propheten David abstammten. Die alten Könige von Georgien sagten eben dieses, und die heurigen Khan von Georgien wollen für Nachkommen eben desselben durch den König Salomon gehalten seyn. Der König von Imirette giebt sich auch den Titel: König der Könige.

Nachdem wir uns auf der Rhede von Isgaur vor Anker gelegt hatten, [siehe oben Seite 203.] so gieng ich mit dem griechischen Kaufmann, der mich begleitete, ans Land. Ich hoffte daselbst einige Häusser anzutreffen, und

R. u. Persien. I. Th.      B b      Lebens.





Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten zu bekommen; aber meine Hofnung war vergeblich, ich fand nichts. Die ganze Gegend von Isgaur ist mit Wäldern bedeckt. Hundert Schritte vom Ufer ist eine Ebene, zweyhundert und funfzig Schritte lang, und funfzig breit. Hier wird der grosse Markt von Mingrelien gehalten. Es ist nur eine Strasse, wo auf beyden Seiten ohngefähr hundert Hütten von Gesträuch, eine an der andern, stehen. Jeder Kaufmann nimmt eine solche Hütte für sich. Hier schläft er; hier hat er so viel Waaren, als er in zwey bis drey Tagen zu verkaufen gedenkt. Was man nicht gleich zu verkaufen gedenkt, das bleibt im Schiff; so wie man auch die Waaren, sobald man sie gekauft hat, zu Schiffe bringt: denn auf dem Lande hat man wenig Sicherheit. Mein Geleitsmann redete mit einigen Landleuten, daß sie den folgenden Tag Vorn, Wein, und andere Lebensmittel bringen sollten; sie versprachen es, aber sie hielten ihr Wort nicht. Es war mir sehr leid: denn mein Proviant gieng zu Ende, und auf dem ganzen Markt sahe ich nichts, als Sclaven in Ketten, und ohngefähr ein Duzend fürchterliche Kerl, mit Bogen und Pfeilen in den Händen; das waren die Zollbedienten. Meine

Verte-



Verlegenheit wurde noch grösser, als ich hörte, daß die Türken mit den Einwohnern von Guriel und Mingrelien Krieg hätten, und daß man von nichts als Plünderungen hörte. Ich hatte meine ganze Hoffnung auf die Theatiner, die Missionarien gesetzt, und glaubte wenigstens in ihren Häusern einen sichern Aufenthalt zu finden; allein ihre Wohnung war von Tsagaur vierzig Meilen zu Land, und funfzig zu Wasser entfernt. Ich schickte einen Boten an den Präfect derselben ab, mit den Empfehlungsschreiben, die ich von Constantinopel aus an ihn hatte, und etliche Tage hernach kam er selbst.

Bei den gegenwärtigen Umständen gieng ich sogleich wieder am Bord meines Schiffes. Ich hatte Mühe, etwas Zwieback, Butter, Zwiebeln und durre Hülsenfrüchte zu bekommen: denn niemand wollte etwas davon verkaufen, weil sie sich fürchteten, sie müßten wieder nach Caffa zurück kehren. Wie der Präfect der Theatiner ankam; so sagte er: „Gott verzeihe es denjenigen, die Euch gerathen haben, in dieses Land zu kommen.“ Er riet mir, wieder nach Constantinopel zurück zu kehren; allein, meine Gründe, die ich ihm dagegen anführte, brachten ihn bald auf andere Gedanken.





Gedanken. Der Entschluß fiel dahin aus, daß wir uns mit allen unsern Habseligkeiten auf die Barke, auf welcher er an unser Schiff gekommen war, einschiffen wollten. Der Entschluß wurde auch sogleich ins Werk gesetzt, und wir segelten noch am selbigen Tage nach Mingrelieu ab. Ich war vergnügt, daß ich aus dem Schiff kommen konnte, denn ich konnte den Gestank und die Lebensart, die man daselbst führte, nicht länger ausstehen. Alle Abend legte man die Sklaven, je zween und zween, an Ketten, und des morgens nahm man sie ihnen wieder ab. Man denke sich das Rasseln dieser Ketten, so wird man sich leicht einbilden können, daß mir der Schlaf vergieng. Alle Morgen sahe man Feuer auf dem Lande, und dies war ein Zeichen, daß Sklaven und andere Sachen zum Verkauf da waren. Der damalige Krieg war den Kaufleuten sehr vortheilhaft. Es kam unter andern ein Herr mit Beute, die er verkaufen wollte, darunter war auch eine silberne Rahme zu einem Bilde; ich fragte ihn, wo denn das Bild wäre? er antwortete, daß er es in der Kirche gelassen habe, aus Furcht, es möchte ihn töden. Was mich am meisten wunderte, war, daß die Sklaven, die sie zum Verkauf brachten, gar nicht nieder-



niedergeschlagen waren, und ihren unglücklichen Zustand zu empfinden schienen.

Wir hatten guten Wind, und gegen Mitternacht kamen wir an die Mündung des Flusses Langur. Von hier aus schickten wir von unsern Leuten nach Anarghie, um Kundschaft wegen des Kriegs einzuziehen. Diese Stadt liegt zwey Meilen von der See. Sie besteht aus hundert Häusern, welche aber so weit von einander liegen, daß die ersten von den letzten zwey Meilen entfernt sind. Hier halten sich immer Türken wegen des Sklavenhandels auf. Die Stadt soll ehemals Heraclea geheissen haben. Wie wir hörten, daß hinlängliche Sicherheit da sey, so stiegen wir aus, und nahmen unsre Herberge bey einem Bauern. Nach einem Aufenthalt von etlichen Tagen fuhren wir den Strom hinauf, und stiegen ans Land. Unser Gepäck luden wir auf acht Karren. Es machte dieses grosses Aufsehen: denn in Mingresien ist man nicht gewohnt, so viele Wagen auf einmal zu sehen. In etlichen Tagen verbreitete sich die Nachricht im ganzen Lande, daß Europäer mit sehr vielem Gepäck angekommen wären. Indessen kamen wir doch glücklich zu Sipias an.





Sipias ist der Name zweyer kleinen Kirchen, wovon die eine die Pfarrkirche von Mingrelien ist, und die andere den Theatinern gehört. Es wurde ihnen nebst der Kirche auch der Platz, in welchen beyde Kirchen eingeschlossen waren, geschenkt. Dieser Platz ist sehr groß, und sie haben verschiedene Häuser von Holz nach Landesart dahin gebaut. Jeder Geistliche hat seine besondere Wohnung; in den kleinen Häusern sind ihre Sklaven und Bauern.

Die Theatiner kamen im Jahr 1627. nach Mingrelien, unter dem äußern Schein als Aerzte. Man stellte dem damaligen Fürsten vor, daß es seinem Lande sehr vortheilhaft seyn würde, wenn sich Männer, die eine zur Erhaltung der Gesundheit so nützliche Wissenschaft verstünden, daselbst niederlassen würden. Der Fürst nahm den Vorschlag an, er schenkte ihnen das Haus, wo sie waren, nebst vielen Ländereyen und Bauern, die sie bauen sollten. Die Jesuiten hatten schon zwey und zwanzig Jahre vorher einige ihrer Mitbrüder von Constantinopel aus dahin geschickt; aber, da sie starben, so mochte sich niemand weiter dieser Mission unterziehen. Die Theatiner hatten in den vorigen Zeiten auch Häuser in der Tartarey,



taren, Georgien und Circassien, aber sie sind alle zerstört; sie selbst haben sich aus diesen Gegenden weggezogen, weil sie sahen, daß man die römische Religion in diesen Ländern nicht annehmen wollte. Wie ich nach Si-  
pias kam, so waren vier Theatiner allda, drey Priester und ein Layenbruder; die ersten trieben die Arzneykunst, und der Laye die Wundarzneykunst, die er ehemals ordentlich gelernt hatte. Aller geistliche Nutzen, den sie ihrem eignen Bekenntnis nach, hier stiften, bestehet darinnen, daß sie die Kinder taufen, die theils gar nicht, theils nicht recht getauft sind. Ausserdem richten sie bey den Mingreliern wenig aus, welche so weit entfernt sind, sich zur römischen Kirche zu bekennen, daß sie vielmehr die Europäer nicht einmal für Christen halten, weil sie nicht so viel fasten, noch sich so für den Bildern fürchten, wie sie. So gar die Slaven der Theatiner wollen mit ihnen in Religions-Gebräuchen keine Gemeinschaft haben. Ich habe oft zusehen, wie sie die Kinder und Erwachsene taufen. Wenn einer zu einem kranken Kinde gerufen wurde, so fodert er Wasser, um sich die Hände zu waschen. Er wäscht die Hände, und ohne sich abzutrocknen, berührt er mit dem Finger die Stirn, und überredet die Anwesende, es gesche-





geschehe solches, um die Krankheit zu untersuchen. Gesunde Kinder taufen sie auf folgende Art. Wenn sie sich gewaschen haben, so schütteln sie gleichsam zum Scherz die Hände über sie, und besprühen sie mit Wasser. Wie ich es das erstemal sahe, so bemerkte ich, daß er mit den Zähnen etwas murmelte, und mich mit Lächeln ansah. Ich fragte ihn, was er da machte? und er antwortete, daß er die Kinder taufe, und daß es ein Glück für sie wäre, daß sie hieher gekommen wären. Ich fragte ihn ferner, was er dem Kind für einen Namen gäbe? keinen, sagte er: denn oft weiß ich nicht einmal, ob ich einen Knaben, oder ein Mädchen getauft habe; der Name ist nicht nothwendig, es ist genug, wenn man nur einige Tropfen Wasser auf sie wirft, und in Gedanken die Taufformel sagt. Uebrigens sind die Theatiner sehr übel dran; man beraubt und plündert sie, und hat nicht die geringste Achtung gegen sie, wenn man nicht im Fall einer Krankheit ihres Bestandes nöthig hat.

Das Gerücht von der Ankunft einiger Europäer verbreitete sich immer mehr, und kam endlich der Fürstin zu Ohren. Sie kam selbst zu Pferd zu den Theatinern. Da man



man ihr sagte, daß ich türkisch und persisch verstünde; so unterredete sie sich mit mir durch Hülfe eines Slaven, der türkisch konnte. Sie that viele Fragen an mich, und wollte gern die Waaren sehen, die ich mitgebracht hatte. Dies gab mir keine gute Idee von ihr: denn ich besorgte alle Augenblick die Lösung zur Plünderung. Sie lud mich auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein. Ich gieng hin. Ihr Haus, oder wenn man will, ihr Pallast, stand in der Mitte von fünf oder sechs andern, davon jedes von dem andern ohngefähr hundert Schritte entfernt war, ohne durch einen Zaun, oder Mauer eingeschlossen zu seyn. Vor dem Hauße war eine Erhöhung von Holz, ohngefähr 18. Zoll hoch von der Erde, die mit einem Dach bedeckt, und unten mit Matten belegt war. Die Prinzessin saß auf einem Teppich, und ihr Hofstaat von Frauenzimmern saß um sie herum, auf andern Teppichen; ihre übrige Leute aber saßen rings herum im Gras. Für mich und meinen Theatiner waren nahe bey der Erhöhung zwey Bänke zurecht gemacht, wovon uns die eine zum Tisch, und die andere zum Sitz diente. Da sich die Prinzessin gesetzt hatte, so breitete ihr Tafeldecker ein langes gemahltes Tuch vor ihr aus, und setzte an das eine Ende zwey





grosse und zwey kleine Flaschen; in die Mitte vier Schüsseln und acht Schalen von verschiedener Grösse, und etliche grosse silberne Löffel. Andere Bediente setzten Bretter anstatt der Tische vor alle diejenige hin, die mit zur Tafel gezogen waren. Wie nun alles in Ordnung war, so brachten vier Kert einen grossen Kessel mit gemeinem Gom, und zwey andere einen etwas kleinern, mit weissen Gom. Zwey andere brachten ein ganzes gekochtes Schwein auf einer Tragbaare, und ihrer viere trugen einen grossen Krug mit Wein. Vor die Prinzessin setzte man eine hölzerne Schüssel mit starken Kräutern, welche Appetit zum Essen machten, eine silberne Schüssel mit zwey Geflügel, davon das eine gesotten und das andere gebraten war. Die Prinzessin schickte mir von ihren Kräutern und Speisen, und lud mich zugleich zum Abendessen ein, wo sie einen Ochsen wollte schlachten lassen: aber es war ein bloßes Compliment. Sie fragte mich, warum denn keine von den Europäischen Künstlern nach Mingrelieu kämen, die so schöne Arbeit in Metall, Seide und Wolle verfertigten, nur allein Mönche, mit denen man nicht wüßte was man anfangen sollte? Mir war bey diesen Fragen nicht wohl zu Muth, doch antwortete ich, so gut ich konnte. Ueber dem Essen





Essen schickte mir die Prinzessin eine Schale mit Wein, und ließ mich versichern, daß dieses ihr Mund-Wein, und die Schale diejenige wäre, aus welcher sie selbst zu trinken pflege; und dies geschähe zu dreymalen. Sie ließ mich fragen, ob ich keine Specereyen und Porcelain mitgebracht hätte: und nun merkte ich, wohin alle diese Höflichkeiten abzielten. Ich nahm voller Furcht meinen Abschied. Wie ich nach Haus kam, so versteckte ich meine Kostbarkeiten so gut ich konnte: denn ich vermuthete einen unangenehmen Besuch. Meine Vermuthung traf auch ein. Etliche Kerl kamen, durchsuchten alles was sie finden konnten, und nahmen mit, was ihnen beliebte.

Mitten in dieser traurigen Situation hörte man zwey Canonenschüsse von der Vestung Ruß, ein Zeichen, daß die Feinde im Anmarsch wären. Jederman nahm die Flucht, und wir auch. Es war ein erbärmlicher Anblick. Weiber mit ihren Kindern, Männer mit ihren Habseligkeiten beladen, suchten ihre Sicherheit in der Flucht. Einer trieb sein Vieh vor sich her, ein anderer zog einen Wagen mit Mobilien. Greise und Kinder baten um Hülfe und Beystand, fort zu kommen. Es war ein Anblick, der auch den ärgsten Barbaren zum Mitleiden





leiden würde bewegt haben. Der Ort, wo wir hinflohen, war eine Festung mitten in einem Walde. Der Herr davon hieß Sabatar. Er war ein Georgier, hatte sich zur mahomedanischen Religion gewendet, und nachher das Christenthum wieder angenommen. Man hielt ihn für weniger räuberisch, als die übrigen Edelleute. Es waren unsrer über acht hundert, Menschen von allerhand Alter und Geschlecht, die ihre Sicherheit daselbst suchten.

Hier blieb ich ohngefähr vierzehn Tage, bis den zehnten November. An diesem Tage überlegte ich mit meinem Reisegefährten, was für Maasregeln wir ergreifen wollten, um aus Mingrelien wegzukommen. Ich hatte für hundert tausend Livres Edelgesteine, acht hundert Pistolen in Gold, und noch einige andere Sachen bey mir. Die Edelgesteine waren in einem Sattel, der besonders dazu gemacht war, Tubeten darinnen zu verbergen. Wir reiseten zu Fuß ab, und kamen am folgenden Tag nach Anarghie. Hier mußten wir einige Tage liegen bleiben, bis wir uns einschiffen konnten. Ich begab mich zu Schiff in einer Felouque, welche ziemlich groß war. Es waren ohngefähr zwanzig Personen, theils Türken, theils Slaven darauf. Ich würde nicht



nicht so viele Personen aufgenommen haben, wenn es nicht geschehen wäre, um mich gegen die Corsaren zu vertheidigen, die an der Küste herum schwärmten. In Zeit von einer Stunde waren wir an der See. Der Fluß Langur, den wir hinabfuhren, ist sehr reißend. Man muß sich sehr wohl in Acht nehmen; denn es sind viele Untiefen in demselben, worauf man leichtlich verunglücken kan.

Während der Zeit, als ich mich zu Anarchie aufhielte, wurde ich zweymal zu einer Taufhandlung eingeladen, die ich gerade so fand, als mir sie der Vater Zampy beschrieben hatte. Gegen zehen Uhr ließ der Vater des Kindes den Priester rufen. Sobald er ankam, gieng er in diejenige Hütte, oder Cabane, wo der Hausvater seinen Wein verwahrt hatte. Hier setzte er sich auf eine Bank, und ohne seine gewöhnliche Kleider zu verändern, fieng er an in einem halb zerrissnen Buch zu lesen. Noch war das Kind, das getauft werden sollte, nicht zugegen, sondern in Zeit von einer Viertelstunde brachte es der Vater in Begleitung des Gebatters. Es war ein Knabe von fünf Jahren. Der Gebatter brachte ein kleines Licht, und drey Rörner Rauchwerk mit. Er zündete das Licht an,  
und





und steckte es an die Thüre der Hütte ; es war so klein, daß es verbrennt war, ehe noch die Ceremonie geendigt war ; aber man zündete deswegen dennoch kein anderes an. Hier-  
 auf warf er das Rauchwerk in das Feuer. Unterdeffen fuhr der Priester fort, in aller Geschwindigkeit leise zu lesen, dabey hatte er aber so wenig Andacht, daß er während dem Lesen mit allen den Ankommenden plauderte. Der Vater und Gevatter giengen während der Zeit immer ab und zu, und der Knabe, der getauft werden sollte, aß beständig. Nach Verlauf einer Stunde brachte man eine Tonne mit laulichten Wasser. Der Priester goß mit einem Löffel Rußöl in das Wasser, und befahl dem Gevatter, das Kind auszukleiden. Der Gevatter stellte den Knaben ganz nackend in die Tonne, und fieng an, ihn am ganzen Leibe zu waschen. Nun nahm der Priester aus einem ledernen Beutel, den er am Gürtel trug, einer Erbsen groß dicke Salbe, die sie Myrone nennen, und gab es dem Gevatter. Dieser salbte damit den Knaben an allen Orten des Leibes, am Scheitel, an den Ohren, an der Stirne, an der Nase, an den Backen, am Kien, an den Schultern, an den Ellbogen, am Rücken, am Bauch, an den Knien und an den Füßen. Der Priester fuhr immer fort zu



zu lesen, und hielt damit so lange an, bis der  
Gevatter dem Knaben seine Kleider wieder an-  
zog. Wie er angekleidet war, so brachte  
der Vater Brod, Wein und ein Stück ge-  
fochtes Schweinenfleisch. Er gab erstlich  
dem Knaben, hernach auch dem Gevatter und  
dem Priester, und endlich allen Gästen und  
Hausgenossen davon zu essen. Darauf setzten  
sie sich an Tisch, und jederman betrunken sich.

An eben diesem Ort habe ich auch einer  
Messe beygewohnt. Ich sahe, daß sie mit  
eben so wenig Andacht und Ehrfurcht gehalten  
wurde, als mir der Theatiner erzählt hat.  
Es trug sich einstens zu, daß eine auf eine lustige  
Art unterbrochen wurde. Ich gieng vor einer  
Kirche vorbey, wo eben Messe gelesen wurde.  
Ich fragte einige Leute, die unter der Kirch-  
thüre stunden, wo der Weg da und da hin gieng.  
Der Priester an dem Altare hörte es, und  
rufte: „Wartet nur, ich will euch den Weg  
zeigen!“ Er kam sogleich an die Thüre,  
murmelte seine Messe immer fort, fragte uns,  
wo wir her kämen, und wo wir hin wollten;  
zeigte uns den Weg, und gieng hernach wie-  
der an den Altar.

Nach einem Aufenthalt von etlichen Ta-  
gen, stachen wir den roten November morgens  
sehr





sehr frühe in die See. Der Himmel war heiter und klar. Wir konnten die hohen Küsten von Trebisond auf der einen Seite, und das Land der Abcas auf der andern sehr leicht entdecken, weil sich das schwarze Meer hier anfängt von den Küsten der Abcas zu entfernen, und Anarghie in der Mitte des Circels liegt, den die Küsten bis nach Trebisond formiren.

Das schwarze Meer hat in der Länge von Osten gegen Westen ohngefähr zwey hundert Meilen; Herodot macht seine Länge noch einmal so groß, er setzt sie auf IIII<sup>00</sup>. Stadien, dies beträgt 462. Meilen, wovon ihrer funfzehn auf einen Grad gehen. Man kan diesen Schriftsteller damit entschuldigen, wenn man annimmt, daß er es nach der Länge der Länder an den Küsten gemessen hat, weil die Alten nicht anders, als nahe an den Ufern schifften, und sich nicht weit davon zu entfernen getraueten. Wenn man nach dieser Art zu messen, von der Mündung der Donau bis an die Mündung des Phasus, als den beyden Endpunkten, an dem Ufer herum geht, so wird die Länge noch einmal so viel betragen, als wenn man gerade in der Mitte durchfährt. Die arabischen Erdbeschreiber irren sich ebenfalls





falls in der Bestimmung der Länge dieses Meeres, welches sie auf 1200. Meilen angeben. Die größte Breite von Süden gegen Norden, vom Bosphorus bis an den Borysthenes, beträgt ohngefähr drey Grade; auf der östlichen Seite ist es nicht halb so breit. Das Wasser in diesem Meere schien mir nicht so hell, auch nicht so gesalzen zu seyn, als in dem Ocean: meiner Meinung nach, kommt dieses eines theils von den vielen grossen Flüssen her, die hinein fallen, andern theils daher, weil es von allen Seiten eingeschlossen ist, daß man es eher eine See, (lacus) als ein Meer nennen könnte. Mit dem caspischen Meere hat es auch dieses gemein, daß es keine Inseln hat, und sehr stürmisch ist. Man darf also nicht in der Farbe seines Wassers die Ursache seiner Benennung: schwarzes Meer, suchen, denn dieses ist noch weisser als das Wasser in andern Meeren; sondern man hat ihm diesen Namen wegen der gefährlichen Schifffarth, und wüthenden Stürmen, die so gewöhnlich auf demselben sind, gegeben, so wie die Araber die Meerenge des rothen Meeres Bab-el-mandel, d. i. Thor des Unglücks, wegen der vielen Schiffbrüche, die dort geschehen, nennen. Das schwarze Meer wurde anfänglich vom Astenas, dem Enkel des Japheths, R. n. Persien. I. Th. C c

pheths





pheths benennt; diesen Namen verdröheten die Griechen in Eurinus, und verstünden darunter ein gefährliches und unglückliches Meer. Aus eben dieser Ursache nennen es die Türken Cara Denguis, das ist, das wüthende Meer; denn Cara heist in ihrer Sprache eigentlich schwarz, aber auch gefährlich, wütend, fürchterlich, und wird als ein Beywort von dichten Wäldern, reisenden Strömen, und rauen Bergen gebraucht. So trifft man viele Flüsse bey ihnen an, die den Namen Cara-su, d. i. schwarzes Wasser, führen, weil sie durch Ueberschwemmungen vieles Unglück verursachen. Die Ursache, warum die Stürme auf dieser See weit gefährlicher als auf andern Meeren sind, ist diese, weil das Bett dieses Meeres so enge ist, und keine Auswege hat. Die Mündung des Bosphorus ist für gar nichts zu rechnen, so enge ist sie. Wenn das Wasser durch einen Sturm in Bewegung gesetzt wird; so können sich die Wellen nicht verlaufen, sondern sie werden zurück getrieben, erheben sich in Wirbeln, und schlagen auf allen Seiten an das Schiff mit einer entsetzlichen Stärke und Geschwindigkeit wider. Zwentens sind die Rheden nicht vor dem Winde geschützt, und man ist auf denselben in eben so grosser Gefahr, als wenn man in der hohen See ist.

Der



Der Wind war uns den ganzen Tag entgegen; daher konnten wir diesen Tag nicht mehr als achtzehn Meilen zurück legen. Gegen Abend liefen wir in einen kleinen Fluß, mit Namen Kelmhel, ein. Er ist tiefer und beynahe so breit, als der Langur, aber nicht so reißend. Am folgenden Morgen fuhren wir vor Tag bey Mondschein wieder ab, und kamen gegen Mittag an die Mündung des Phasus. Dieser Fluß, den man für den Pison, einen der vier Flüsse des Paradieses ausgibt, entspringt auf dem Berge Caucasus. Die Türken nennen ihn Fachs, die Einwohner des Landes aber Rione. Procop hat sich durch die beyden Namen dieses Flusses verleiten lassen, und hat zwey Flüsse daraus gemacht. Ich habe diesen Fluß bey Cotatis gesehen. Er läuft sehr geschwind, sein Bett ist sehr enge, und oft so seicht, daß man ihn durchwaden kan. Aber da, wo er in das Meer fällt, neunzig Meilen unter Cotatis, ist er andert-halb Meilen breit, und mehr als sechzig Claf-tern tief; diese Vergrößerung kommt von den vielen kleinen Flüssen her, welche hinein fallen. Er läuft von Osten gegen Westen. Sein Wasser ist gut zu trinken, ob es gleich dick und trübe ist; die Farbe ist bleyfarb. Arrian leitet dieses von der Erde, welche damit ver-

Ec 2

mischt





mischt ist, her. Er sagt auch, daß alle Schiffer Wasser aus diesem Flusse einnähmen, theils, weil sie es für heilig hielten, theils weil es besser wäre, als das andere Wasser. An der Mündung dieses Flusses liegen viele kleine angenehme Inseln, die mit Wäldern besetzt sind; deswegen können grosse Schiffe den Strom nicht hinauf fahren, sondern sie müssen drey bis vier Meilen von der Mündung liegen bleiben. Auf der größten von diesen Inseln siehet man auf der Westseite Ruinen von einer Schanze, welche die Türken daselbst im Jahr 1578. da sie im Krieg mit Persien verwickelt waren, errichtet haben. Der damalige Kayser Murat wollte die nördliche und östliche Küste des schwarzen Meeres unter seine Gewalt bringen; allein seine Unternehmungen entsprachen seinen Absichten nicht. Er ließ seine Galeren den Phasus hinauf laufen. Der König von Imirette hatte da, wo der Fluß am schmälesten ist, einen Hinterhalt anlegen lassen; die türkischen Galeren wurden da entweder in Grund gebohrt, oder mußten die Flucht ergreifen. Die türkische Schanze am Phasus wurde im Jahr 1640. von dem König von Imirette weggenommen, und dem Erdboden gleich gemacht; es waren fünf und zwanzig Canonen darinnen. Der König ließ solche





Tiner  
 t des Fürstern  
 rde Bazar  
 liche Magazine  
 st des Vice Königs von Calicut  
 icher Garten  
 r Platz  
 nplatz



A. Vestung  
 B. Bischofliche Wohnung genannt Zion  
 C. Kloster des Pacha  
 D. Heilige Kreuz Kirche  
 E. Kirche und Palast des Patriarchen  
 F. Weisses Werk  
 G. Neues Werk  
 H. Kirche Moanay  
 I. Kirche Bethlehem  
 K. Kirche

# TEFLIS

L. Moschee  
 M. Capuciner  
 N. Palast des Zerstern  
 O. Der große Bazar  
 P. Öffentliche Magazine  
 Q. Palast des Fürst. Kammermeister  
 R. Fürstlicher Garten  
 S. Freyer Platz  
 T. Waffenplatz





Handwritten text in a historical script, likely German, covering the right page of the manuscript. The text is arranged in approximately 25 horizontal lines. The script is a cursive hand, possibly from the 16th or 17th century. The ink is dark, and the paper is aged and slightly discolored. The text is mostly legible but shows signs of fading and some ink bleed-through from the reverse side.





solche in sein Schloß nach Totatis bringen, wo sie auch noch jeho sind, nachdem sie mit dem Schloß nachher wieder in die Gewalt der Türken gekommen sind. Ich durchreiste diese Insel in der Absicht, um Ueberbleibsel eines Tempels der Rhea daselbst aufzusuchen, welchen Arrian zu seiner Zeit daselbst gesehen haben will; aber ich habe keine Spur davon finden können. Indessen sagen dennoch die Geschichtschreiber der spätern Zeit, daß einer da gewesen, und zur Zeit des Kayserß Zeno in eine christliche Kirche verwandelt worden wäre. Ich suchte auch die Ruinen der ehemals berühmten Stadt Sebaste, welche die Erdbeschreiber an die Mündung des Phasus setzen; aber die Ruinen dieser Stadt müssen gänzlich verlohren gegangen seyn, so wie diejenigen von der Stadt Colchos: denn von beyden habe ich aller Mühe ungeachtet, nichts finden können. Alles, was ich mit den ältern Schriftstellern an diesem Ort übereinstimmend gefunden habe, ist, daß es viele Fasanen hier giebt; sie sind grösser, schöner und von bessern Geschmack, als sonst an irgend einem Ort in der Welt. Einige ältere Schriftsteller, und insonderheit Martial, sagen, daß die Argonauten dieses Geflügel zuerst nach Griechenland gebracht hätten, und daß vorher

Ec 3      keine





keine daselbst zu finden gewesen wären; auch daß sie den Namen Kasanen davon bekommen hätten, weil man sie an dem Ufer des Flusses Phasus gefangen hätte. Dieser Fluß scheidet Mingrelien und das Fürstenthum Gurriel und das kleine Königreich Imirette von einander. Anarghie liegt nur sechs und dreyßig Meilen davon. Die Küste ist überall niedrig und sandig, und mit so dichten Wäldern besetzt, daß man keine sechs Schritte weit hinein sehen kan.

Gegen Abend giengen wir wieder mit gutem Winde unter Segel, und kamen gegen Mitternacht vor einen Hafen mit Namen Copolette vorbey, welcher dem Fürsten von Gurriel gehörte. Am folgenden Tage kamen wir nach Gonie, welches von dem Phasus vierzig Meilen weit entfernt lag. Diese ganze Küste ist sehr hoch; einige Felsen sind mit Wäldern bewachsen, andere sind ganz nackend. Sie gehört dem Fürsten von Gurriel, dessen Land sich bis auf eine halbe Meile von Gonie erstreckt.

Gonie, welches Chalcondylas Gorea nennt, ist ein grosses viereckiges aus harten und rauen Steinen gebautes Schloß. Es liegt am Ufer des Meeres auf einem sandigen Boden.





Boden. Es hat weder Gräben noch andere Bestungswerker; die ganze Befestigung bestehet in vier Mauern mit zwey Thoren, davon eines auf der Seeseite gegen Osten, das andere gegen Norden zu liegt; ich habe nicht mehr als zwey Canonen bemerkt; die Besatzung machen einige Janitscharen aus. In dem Schloß sind ohngefähr dreyßig kleine niedrige Häuser, von Brettern gebaut; nahe dabey ist ein Dorf, welches beynahе eben so viel Häuser hat. Fast alle Einwohner sind Seeleute, und wenn man den Einwohnern des Landes glauben soll, so hat das ganze herumliegende Land von ihnen den Namen Lazi bekommen; denn Laz heißt im türkischen eigentlich ein Seemann, im figürlichen Verstand aber bedeutet es einen groben und wilden Menschen. Ich glaube aber, daß der Name Lazi, den sie führen, nicht aus der türkischen Sprache herkommt, sondern daß es vielmehr ihr eigenthümlicher ursprünglicher alter Name ist. Man nannte sie Lazier, und ihr Land Lazika, welcher Name bey den griechischen Schriftstellern, und insonderheit bey dem Procop, in seiner Geschichte des persischen Kriegs vorkommt. Sie bezeichnen das Land so genau, daß man gar nicht zweifeln kan, daß es das heutige Gönje sey. Agathias redet davon als einem





wichtigen und volkreichen Staat, der durch seine Reichthümer und vortheilhafte Lage sehr wichtig werde. Eben dieser Schriftsteller sagt, daß so lang die Römer diese Gegenden besucht hätten, man unter den Einwohnern gerechte und feine Sitten bemerkt hätte. Aber seit dem die Türken in dem Besiz derselben sind, hat sich alles dieses geändert. Uebrigens sind die meisten Lazier heut zu Tage Mahomedaner. Es kommen zwar Christen aus Georgien und Armenien in dieses Land; aber sie halten sich eben so wenig da auf, als die Einwohner von Trebisond, welches ihre nächsten Nachbarn sind.

Zu Gonie bezahlt man Zoll, und die Einnnehmer haben in der dortigen ganzen Gegend das Lob, daß sie die größten Creaturen sind. Da sie so weit vom Hofe entfernt sind, so glaubt ein jeder von aller Verantwortung frey zu seyn. Auch ich hatte meine liebe Noth mit ihnen, und mußte hundert Ducaten bezahlen; ich gab sie gerne hin, nur damit ich von diesem verhaßten Ort weg kam. An der umständlichen Erzählung wird dem Leser nichts gelegen seyn. Von hier aus nahm ich meinen Weg zu Land. Der Zolleinnehmer gab mir einen Türken zur Begleitung, und zwey Mann



Mann zur Fortbringung meiner Waaren, bis nach Acalzite mit. Bey meinem Abschied gab er mir einen Paß, worinnen er mich für einen Wechsler des Pacha ausgab; zugleich befahl er mir einen weissen Turban zu tragen, damit man mir desto mehr Ehre erweisen möge. Vergnügt gieng ich aus Gonie heraus, und fieng nunmehr an, aus freyer Brust zu athmen. Ich wanderte zwischen den Felsen hin. Vom 2ten Dec. bis auf den 8ten legte ich sechs und dreyssig Meilen zurück. An diesem Tage kam ich an den Berg Caucasus.

Man weiß, daß Asien durch eine Kette von Bergen von einem Ende bis zum andern getheilt wird; die höchsten davon sind der Taurus, der Imaus und der Caucasus. Der erste erstreckt sich am weitesten in Asien hinein, und man nennt diese ganze Kette überhaupt den Berg Taurus; ich sage mit Fleiß überhaupt, weil ein jeder Theil dieses Gebürge bey den benachbarten Völkern seinen besondern Namen hat. Das letzte Gebürg liegt Europa am nächsten, zwischen dem schwarzen und Caspischen Meere, zwischen Rußland und der Türkei. Viele Schriftsteller verwechseln diese drey Gebürge mit einander. Plinius und Curtius setzen den Berg Caucasus nach Indien.

Cc 5

Strabo





Strabo aber sagt, ob gleich diese beyden Schriftsteller mit einander übereinstimmen, so dürfe man ihnen doch nicht glauben, weil sie aus Schmeicheln, und um den Alexander desto mehr zu loben, die Sache verstellt hätten, weil es für diesen Helden weit glorreicher war, seine Siege bis über die Gebürge Indiens zu erweitern, als nur bloß über die bey dem schwarzen Meere gelegene Berge zu gehen. Doch ist dieses nicht der einzige Irrthum, den Curtius in der Erdbeschreibung begeht; er läßt auch den Ganges von Mittag herkommen, und verwechselt den Jaxartes mit dem Tanais.

Was nun den Berg Caucasus insonderheit betrifft, so ist er der höchste und beschwerlichste Berg, den ich gesehen habe. Er ist voller Felsen und erschrocklicher Abgründe. Man hat an vielen Orten mit unsäglichlicher Mühe Fußwege durchgehauen. Zu der Zeit, als ich darüber gieng, war er ganz mit Schnee bedeckt, welcher fast überall über zehn Schuh hoch lag. Meine Begleiter mußten deswegen an verschiedenen Orten mit Schaufeln einen Weg machen. Sie hatten eine besondere Art von Schnee-Schuhen, dergleichen ich nirgends als hier gesehen habe. Die Sohle hat die Form und die Länge einer Kofette

ohne





ohne Handgriff, ist aber nicht so breit; das  
Rehwerk ist lockerer, und das Holz ganz rund.  
Mit diesen Schuhen gehen sie über den Schnee  
leicht hinweg, denn sie fallen nicht tiefer als  
eines Quersingers breit ein. Sie laufen  
sehr geschwind damit; die Eindrücke, die sie  
machen, sind so leichte, daß man nicht weiß,  
wo sie hingegangen sind, denn der Schuh hat  
hinten und vorne einerley Ründung. Der  
Gipfel des Berges Caucasus ist beständig mit  
Schnee bedeckt; an einigen Orten ist er un-  
bewohnbar. Ich gieng in der Nacht vom  
7. auf den 8. Dec. mitten durch den Schnee über  
diesen Berg. Ich lies Tannen niederhauen,  
und machte davon ein grosses Feuer. Wie  
wir oben auf die Spitze des Bergs gekommen  
waren, so beteten meine Begleiter aus allen  
Kräften zu ihren Bildern, daß sie ihnen doch  
die Gnade erweisen, und keinen Wind kommen  
lassen möchten. Ich sahe die Ursache dieses  
Gebetes bald ein: denn wenn nur ein mittel-  
mässiger Wind entstanden wäre, so würden  
wir ohne Zweifel in Schnee begraben worden  
seyn; denn er ist so leicht und zart, wie  
Staub, daß ihn der Wind in der Luft herum-  
wehet. Gott sey Dank! die Luft blieb  
ruhig. Allein unsre Pferde fielen oft so tief  
in den Schnee hinein, daß ich nicht glaubte,  
daß





daß sie wieder heraus kommen würden. Ich gieng der Sicherheit wegen meistens zu Fuß. In dem ganzen Weg über dieses fürchterliche Gebürg, welcher sechs und dreyßig Meilwegs ausmacht, bin ich nicht mehr, als acht Meilen geritten. Die zwey letzten Tage kam es mir nicht anders vor, als wenn ich in den Wolken gieng, ich konnte keine zwanzig Schritte vor mich hinsehen. Die vielen Bäume, womit der Berg bedeckt ist, hindern die weitere Aussicht; es waren nichts als Tannen, und dies war mir sehr leid. Denn da ich auf dem höchsten Berg in der Welt, wenigstens in Asien, zu seyn glaubte, so hätte ich mich gern durch die Erfahrung überzeugt, ob es wahr sey, was die Naturkündiger sagen, daß auf den höchsten Bergen die Blätter der Bäume immer in einerley Stand blieben, weil Winde und Wolken, wodurch die Blätter abfallen, immer unter ihnen, und niemals über ihnen sind. Ich habe dieses nirgends bemerkt; noch weniger, daß man in der höhern Luft nicht leben könne, wie eben diese Gelehrte behaupten. Das ist wahr, daß die Luft sehr fein und trocken ist; aber ich glaube, daß man darinnen eben so gut, als in einer gemischten Luft leben kan. Die Luft ist also wohl nicht die Ursache, daß die Spitze dieses Gebürgs nicht bewohnt





wohnt ist; sondern ich glaube vielmehr, daß es der Mangel der Verbindung mit der übrigen Welt ist. Da ich von diesem Berg herab gieng; sahe ich die Wolken weit unter meinen Füßen, und wenn ich nicht gefühlt hätte, daß mich die Erde trüge, so würde ich geglaubt haben, in der Luft zu schweben.

Der Berg Caucasus ist bis gegen die Höhe hin fruchtbar an Honig, Korn und Oem, wovon ich oben geredet habe. Es giebt auch Wein und Früchte daselbst, Schweine, nebst kleinem und grossem Vieh. Das Wasser ist überall gut. Man findet auch viele Dörfer auf dem Gebürge. Die Weinstöcke schlingen sich um die Bäume herum, und wachsen so hoch, daß man oft die Trauben nicht bekommen kan. Es war eben Weinlese, als ich über das Gebürg gieng. Ich kostete sowohl die Trauben, als auch den neuen und alten Wein, und fand alles vortreflich. Der Wein ist so wohlfeil, daß ein Gefäß von drehundert Pfunden, das ist, ohngefähr fünf und siebenzig Maas, einen Thaler kostet. Da die Bauern weit mehr Wein machen können, als sie zu verkaufen im Stande sind; so lassen sie die Trauben am Stock verfaulen, ohne sie abzulesen. Die Landleute wohnen hier in hölzernen

nen





nen Hütten; eine jede Familie hat ihrer vier bis fünf. Mitten in der größten von diesen Hütten machen sie ein großes Feuer, und setzen sich um dasselbe herum. Die Weiber mahlen das Getreid, und zwar, so viel sie jedesmal Brod nöthig haben. Sie backen den Teig in runden Steinen, die ohngefähr einen Schuh im Durchschnit, und zwey bis drey Finger tief ausgehöhlt sind. Diesen Stein erhitzen sie, und legen das Brod, das sie backen wollen, darauf; sie bedecken es sodann mit heisser Asche und flühenden Kohlen. An einigen Orten bäckt man es bloß in der Asche. Man kehrt auf dem Heerde einen Platz mit Besen sauber ab, und legt das Brod darauf: alsdenn bedeckt man es mit heisser Asche und flühenden Kohlen, und läßt es darunter liegen, bis es ausgebacken ist. Bey alle dem ist die äussere Rinde sehr weis, und das Brod gut. Den Wein verwahren sie, wie in Mingrelieu. Alle Abend kehrte ich bey einem Bauer ein, der mir Pferde und Lastwägen auf den folgenden Tag miet hete. Auch der Türk, den ich zu meiner Begleitung bey mir hatte, bediente mich so gut, als es die Umstände des Orts erlaubten. Sie gaben uns Hühner, Eyer, Hülsenfrüchte; Wein, Brod und Obst war in Ueberfluß vorhanden. Die Einwohner auf diesen Bergen sind meistens geor-





georgische Christen. Sie haben eine gute Farbe, und ich habe unter ihnen sehr schöne Frauenzimmergesichter angetroffen. Sie sind weit besser gekleidet, als die Mingrelier, auch als die Einwohner auf dem Berge Caucasus, die unter türkischer Bothmäßigkeit stehen.

Den neunten Dec. kam ich auf eine Ebene, wo das Feld gut gebauet war, und wo man auf den Hügeln herum vieles Vieh auf der Weide sahe. Des Abends kam ich nach Alcazike.

Alcazike ist eine Festung, die nahe an dem Gebürge Caucasus, zwischen mehr als zwanzig Hügeln in der Mitte liegt, dermassen, daß man sie von denselben von allen Seiten her in Grund schiessen könnte. Sie hat doppelte Mauern und Thürme. Beyde sind nach Art der Alten mit Absätzen, oder Zinnen versehen. In dieser Festung ist wenig Geschütz. Nicht weit davon liegt auf diesen Anhöhen ein Flecken, der aus vierhundert neuen und seit kurzen erbauten Häusern besteht. Es ist nichts altes darinnen, als zwey armenische Kirchen. Dieser Flecken ist von Türken, Armeniern, Georgiern, Griechen und Juden bewohnt. Die Christen haben hier Kirchen, und die Juden eine





eine Synagoge. Es ist ein kleines neues Caravanseraï da, welches, so wie alle Häuser des Orts, aus Holz gebauet ist. Der Fluß Kur, der in dem Gebürge Caucasus entspringt, fließt ohngefähr zwölf Meilen weit vor dieser Stadt vorbey. Strabo setzt seinen Ursprung in Armenien, Ptolemäus in Colchis, und Plinius in die Gebürge der Tartarey, die oberhalb Colchis liegen, und die er von dem Fluß Corar, der aus demselben heraus kommt, und sich in das schwarze Meer stürzt, Corarici nennt. So verschieden auch diese Meinungen sind, so lassen sie sich doch leichtlich mit einander vereinigen: denn Armenien begriff ehemals Colchis in sich. Der Pacha von Alatzike hat seine Wohnung in der Festung, die vornehmsten Officiers und Soldaten liegen in den nächstgelegenen Dörfern. Die Persischen Geschichtschreiber sagen, diese Festung sey von den Georgiern erbauet, und von den Türken im zehnten Jahrhundert weggenommen worden. Diese fügten noch neue Werke hinzu, und legten drey Tagreise davon noch eine Festung, mit Namen Temame, an.

Ich reiste von Alatzike ab, und hielt mich immer ostwärts. Wie ich drey Meilen davon entfernt war, so wurde die Straasse zwischen



zwischen den Gebürgen immer enger. Hier ist ein türkisches Schloß, welches auf der rechten Seite des Flusses Kur auf einen Felsen gebaut ist. Um das Schloß, welches wie Alalzike, mit einer Mauer umgeben ist, ist eine kleine Stadt herumgebaut. Sie heist Uker. Hier liegt eine türkische Besatzung. Weil der Pacha von Alalzike und der Khan von Georgien damals in guter Freundschaft mit einander stunden, so war es hier leicht fort zu kommen. An dem Kur siehet man hier viele Ruinen von Schlössern, Festungen und Kirchen. Von da nahm ich meinen Weg über Surham nach Gory. Hier gieng ich zu den Capuciniern, welche Missionare waren von der Gesellschaft de propaganda fide. Ich hatte Empfehlungsschreiben an sie. Ich entdeckte mich ihnen, wer ich wäre; daß mich der König von Persien in seinen Geschäften nach Frankreich geschickt, und mir an alle Befehlshaber seines Reichs Befehle mitgegeben habe, mich in allem dem, was ich nöthig haben würde, zu unterstützen: ich erzählte ihnen meine Begebenheiten in Mingrelieu, und daß ich meinen Gesellschafter mit einem grossen Theil der Waaren, der Sicherheit halben, daselbst zurück gelassen hätte: ich bat sie also um guten Rath. Sie wollten es wohl gerne thun, aber da ihr

K. u. Persien, I. Th.      D D      Vor





Vorsteher gegenwärtig nicht bey ihnen, sondern zu Tiflis, der Hauptstadt in Georgien, war; so verwiesen sie mich an ihn, und gaben mir zu dem Ende einen Laien-Bruder zu meiner Begleitung dahin mit. Ich machte mich unverzüglich auf den Weg, und in Zeit von zweyen Tagen kam ich zu Tiflis an. Hier überlegte ich mit ihnen gemeinschaftlich, ob ich geradezu an den Fürsten von Georgien gehen, und mir dessen Beystand ausbitten sollte; oder ob ich heimlich nach Mingrelieu zurück gehen, und meine daselbst zurückgelassene Waaren holen sollte. Der erste Weg war zu bedenklich, ich erwählte also den letzten. Eben der Laien-Bruder, der mich bis nach Tiflis begleitet hatte, und noch ein Anhänger der Capuciner aus Georgien, giengen mit. Wir nahmen unsern Weg über Gory, Sefano, Scander, Chicaris, und kamen den 31. Dec. zu Cotatis an. Es ist dieses ein Flecken unten an einem Hügel, am Ufer des Phasus; er besteht aus zweyhundert Häusern; die Palläste der Großen stehen in einer gewissen Entfernung beisammen. Dieser Flecken hat weder Mauern noch Bestungswerke, sondern ist ein offener Ort. Von hier schickte ich den genannten Laienbruder nach Mingrelieu, weil ich solches der vorliegenden Umstände wegen nicht selbst zu



zu thun getraute. Nach verschiedenen andern Zufällen kam er glücklich wieder zurück, und am 6ten Febr. kamen wir alle wieder zu Tiflis, der Hauptstadt von Georgien, an. Dem Leser wird wenig daran liegen, zu wissen, was ich für Wege genommen, und durch was für Zufälle mein zurückgelassener Gefährte zu mir gekommen: ich übergehe dieses mit Stillschweigen, und liefere vielmehr eine kurze Beschreibung von Georgien.

Georgien, welches unter Persischer Bothmässigkeit steht, gränzet auf der Ostseite an Circassien und Moskau, auf der Westseite an Klein-Armenien, auf der Mittagsseite an Gros-Armenien, und auf der Nordseite an das schwarze Meer, und an das Königreich Imirette. Dieses ganze Land begriffen die Alten unter dem Namen Iberien. Ehemals erstreckte sich Georgien von Tauris und Erzerum bis an den Tanais, und wurde Albanien genannt. Heut zu Tage begreift es weniger in sich. Es ist ein Land voller Berge und Wälder, zwischen welchen lange und angenehme Ebenen sind, die aber nach dem Verhältnisse ihrer Länge nicht breit sind. In der Mitte ist das Land ebener, als an den Gränzen. Der Fluß Kur, den die meisten Erdbeschreiber Cyre,





Cyruß, auch Corus nennen, fließt mitten durch. Er entspringt auf dem Gebürge Caucasus, wie man sagt, anderthalb Tagereisen weit von Ucalzike, und fällt in das Caspische Meer. Dieser Fluß hat vor allen andern Flüssen in Persien dieses voraus, daß er durch eine große Strecke des Landes schiffbar ist; es ist zu verwundern, daß in einem so weitläufigen Reiche so wenig Flüsse angetroffen werden, welche diese Eigenschaft haben. Auf diesem Fluß Kur wurde Cyruß, jener berühmte Eroberer von Persien, in seiner Kindheit ausgesetzt, und bekam davon nach dem Zeugnisse der alten Geschichtschreiber den Namen Cyruß. Diese Nachricht wird dadurch glaubwürdig, weil man in allen den Ländern, wovon ich geredet habe, den Fluß Kur insgemein Schah-Bahman-son, d. i. den Fluß des Königs Bahman nennt; Bahman aber nennen die Persischen Chronikenschreiber den König Cyruß.

Ich habe alle Persische Erdbeschreibungen gesehen, welche Georgien in Groß-Armenien versehen. Die neuern aber machen eine besondere Provinz daraus, und nennen es Gurgistan. Es begreift vier Theile in sich: Imiretse, davon ich schon geredet habe; das Land Gurriel, worunter man alles dasjenige versteht, was





was zum Gouvernement von Alasjke gehört ; das Königreich Cafet, welches sich weit in das Gebürge Caucasus erstreckt, und welches eigentlich das alte Iberien ist ; und Carthuel, oder das östliche Georgien, welches die alten Erdbeschreiber das Asiatische Albanien nennen. Hievon liegen die Königreiche Cafet und Carthuel in Persien, und werden von den Persern eigentlich Gurgistan genennt. Die Georgier nennen sich selbst nicht anders, als Carthueli. Dieses ist aber kein neuer Name ; man findet ihn schon bey alten Schriftstellern, welche diese Völker Cardier nennen. Man sagt, daß ihnen der Name Georgier von den Griechen beygelegt worden sey, von dem griechischen Wort γεωργος, welches einen Landmann, oder Ackermann bedeutet. Andere leiten ihn von dem heiligen Georg, jenem grossen Heiligen der griechischen Kirche her ; aber die letzte Herleitung ist gewiß falsch, denn man findet den Namen Georgier in Schriften, welche älter sind als der heilige Georg, z. E. in dem Plinius und Pomponius Mela.

In Georgien sind wenig Städte. Das Königreich Cafet hat ihrer sonst mehrere gehabt ; gegenwärtig sind sie alle, bis auf eine einzige, die gleichfalls den Namen Cafet hat,





alle zerstört. Zu Tiflis hörte ich, daß diese  
 Stadt ehemals groß und prächtig gebauet  
 gewesen wäre; aus den Ruinen, welche man  
 noch davon antrifft, läßt sich schliessen, daß die-  
 ses Wahrheit sey. Dieses Königreich Cafer  
 ist durch die nördlichen Völker des Berges Cau-  
 casus, die Alanen, Suanen, Hunnen, und an-  
 dere Völker, die sowohl durch ihre zahlreiche  
 Menge, als durch ihre Tapferkeit berühmt  
 waren, verwüster worden. Auf der Nord-  
 seite dieses Landes sollen die ehemals berühm-  
 ten Amazonen gewohnt haben. Ptolomäus  
 setzt sie in das Asiatische Sarmatien, wel-  
 ches man heut zu Tage die Tartaren nennt,  
 und welches auf der östlichen Seite der Wol-  
 ga, zwischen diesem Fluß und den Hippischen  
 Bergen liegt: dies ist just die Lage von dem  
 nördlichen Theil von Cafer. In eben der Be-  
 deutung sagt Curtius, daß das Königreich der  
 Talestris nahe bey dem Fluß Phasus gelegen  
 habe. Damit stimmt auch Strabo überein.  
 Ich habe in Georgien niemanden gefunden, der  
 selbst in dem Lande der Amazonen gewesen wäre;  
 aber ich habe vieles davon erzählen hören. Man  
 zeigte mir unter andern eine Weibskleidung von  
 groben wollenen Tuch, von einer ganz beson-  
 dern Form, die man für das Kleid einer Ama-  
 zonin ausgab, die in den letzten Kriegen nahe  
 bey



bey Cafet in einem Treffen geblieben seyn soll.  
 Ich hatte einstens mit dem Prinzen des Für-  
 st. von Georgien über diese Materie eine lan-  
 ge Unterredung gehalten. Fünf Tagreise über  
 Cafet hinaus, gegen Norden, sagte er, ist ein  
 grosses Volk, das man aber fast gar nicht kennt;  
 dieses führt mit denjenigen Tartarn, die man  
 insgemein Calmacken, oder Calmucken nennt,  
 unaufhörlich Krieg; diese verschiedene Völker,  
 die in dem Gebürge Caucasus wohnen, leben  
 beständig in Krieg mit einander; wenn man  
 auch Frieden oder Waffenstillstand mit ihnen  
 macht, so hilft es nichts: denn es sind wilde  
 Völker, die weder Religion, noch Policen noch  
 Gesetze haben. Diejenigen, die zunächst bey  
 Cafet wohnen, machen verschiedene Streifereyen;  
 Deswegen muß der Fürst von Georgien bestän-  
 dig auf seiner Hut seyn. Dies sagte mir der  
 Prinz, und ich erzählte ihm dabey, was die  
 alten griechischen und römischen Schriftsteller  
 von den Amazonen redeten. Nachdem wir  
 einige Zeitlang darüber gesprochen hatten, so  
 fiel unsre gemeinschaftliche Meinung über die  
 vorgegebenen Amazonen dahin aus, daß wir  
 glaubten, es wären herumirrende Scythen ge-  
 wesen, so wie die Araber und Turcomannen,  
 welche unter der Oberherrschaft einer Frau ge-  
 standen, die sich von Personen ihres Geschlechts





habe bedienen lassen, und solche jederzeit zu ihrem Gefolge gehabt. Auch darinnen waren wir einig, daß sie zu Pferd müssen gewesen seyn, und dies ist nichts ungewöhnliches, denn im Orient reiten die Weiber eben so, als wie die Männer, und die Prinzessinnen führen einen Dolch an der Seite. Was aber das Abschneiden der Brust, und andere besondere Dinge anbelangt, die man von ihnen erzählt, so rechneten wir sie unter die unglaublichen Märchen, wovon sich die griechischen Schriftsteller ein Vergnügen machten, die Welt zu unterhalten.

In der Provinz Cart h u e l sind nur vier Städte, Gory, Suram, Aty und Tiflis. Gory ist eine kleine Stadt, die in einer Ebene zwischen zweien Bergen, an dem Flusse Kur liegt; nahe bey der Stadt ist eine kleine Anhöhe, auf welcher eine Festung liegt, die von National-Perfern besetzt ist. Sie ist in dem vorigen Jahrhundert, bey Gelegenheit der Kriege in Georgien gebauet worden. Ein Augustiner Missionar, der damals zu Gory war, machte den Plan dazu. Die Stärke dieser Festung beruhet lediglich auf ihrer Lage. Die Besatzung bestehet aus hundert Mann. Die Stadt selbst ist klein, die Häuser und die Bazar





gar sind von Erde gebaut. Alle Einwohner sind Kaufleute, und sehr reich. Man findet alle Bedürfnisse des Lebens daselbst in grosser Menge, und in geringen Preiß. Der Name Gory wird von einem Wort hergeleitet, welches ein Schwein bedeutet, weil diese Thiere sehr häufig in der dortigen Gegend angetroffen werden.

Suram ist ein bloßer Flecken, kaum halb so groß, als Gory; aber die Festung, die dabey liegt, ist groß und wohl gebaut. Es liegen hundert Mann zur Besatzung darinnen. Nahe bey Suram ist eine Gegend, Semache genannt, welcher Name in der georgischen Sprache, die drey Schlösser bedeutet. Die Einwohner sagen, daß Noah, nachdem er aus dem Kasten gegangen sey, in dieser Gegend gewohnt, und daß seine drey Söhne, jeder ein Schloß gebauet haben. Uly liegt neun Meilen von Gory, zwischen Bergen; es ist eine kleine Stadt.

Tiflis ist eine der schönsten Städte in Persien, ob sie gleich so gar groß eben nicht ist. Sie liegt unten an einem Berge, auf dessen Ostseite der Fluß Kur fließt. Die meisten Häuser, welche an der Seite des Flusses ge-





hauet sind, liegen auf Felsen. Die Stadt ist ringsum mit schönen und starken Mauern eingeschlossen, ausgenommen auf der Seite des Flusses. Sie erstreckt sich der Länge nach von Süden gegen Norden; auf der Mittagsseite hat sie eine Festung, die an der abhängigen Seite eines Bergs liegt, und worinnen lauter gebohrne Perser, theils zur Besatzung, theils als Einwohner, sind. Der Waffenplatz, welcher vor der Festung liegt, dient zugleich zum Marktplatz. Die Festung ist zugleich eine Freystadt. Alle Missethäter und Schuldner haben hier eine sichere Zuflucht. Wenn der Fürst von Georgien Briefe, oder Geschenke vom König in Persien bekommt, so muß er durch dieses Schloß bis vor die Thore der Stadt kommen, um sie daselbst zu empfangen: denn wenn man aus Persien nach Tiflis will, so kan man nicht anders als durch die Festung in die Stadt kommen. So oft dieses geschieht, so ist der Fürst in grosser Verlegenheit, indem er immer besorgen muß, der Commandant von der Festung habe heimliche Befehle, sich seiner Person zu versichern. Die Perser haben mit vieler Vorsicht diese Gewohnheit eingeführt, daß die Vice-Könige von Georgien, und Statthalter in den Provinzen, vor der Stadt die Königlichen Befehle empfangen müssen,



müssen, damit sie durch dieses Mittel sich ihrer Person, so oft es ihnen beliebt, ohne Schwierigkeiten versichern können. Die Bestung Tiflis ist im Jahr 1576. von den Türken erbauet worden, nachdem sie sich der Stadt und des ganzen Landes bemeistert hatten. Der türkische General Mustapha Pacha gab dem Sultan Soliman den Rath, in Georgien verschiedene Bestungen anzulegen; denn dieses sey das einzige Mittel, das Land unter seiner Gewalt zu behalten: und Soliman that es auch. Die meisten Bestungen in Georgien sind von den Türken erbauet worden. Er besetzte die Wälle von dieser Bestung mit mehr als hundert Canonen.

In der Stadt zählt man vierzehn Kirchen: dies ist wirklich viel in einem Lande, wo so wenig Andacht herrscht. Sechs davon werden von den Georgiern besucht, die übrigen gehören den Armeniern. Die Hauptkirche, welche den Namen Sion hat, liegt am Ufer des Flusses, und ist ganz von gehauenen Steinen gebaut. Es ist ein altes Gebäude, und gleicht allen alten Kirchen im Orient, die aus vier Schiffen bestehen, wovon das mittlere durch vier grosse Säulen unterstützt ist, und mit einem Glockenthurm bedeckt ist. Der hohe





hohe Altar steht in dem gegenüberstehenden Schiff gegen Morgen. Das Inwendige der Kirche ist mit platten Gemälden nach griechischer Manier ausgeziert, die Malerey aber ist so schlecht, daß man alle Mühe von der Welt hat, wenn man die Vorstellungen verstehen will. Der bischöfliche Pallast stößt an die Kirche. Der Tibiliele wohnt daselbst; so nennt man die Bischöffe von Tiflis. Nach der Hauptkirche sind noch die zwey folgenden Kirchen der Georgier zu bemerken: Tetrachen, d. i. das weisse Werk, welche von der Prinzessin Maria erbauet worden ist; und Anguesat, d. i. das Bild Abgarus: denn die Georgier nennen in ihrer Sprache den König Abgarus, Angues, und behaupten, daß das wunderthätige Bildnis Jesu Christi, welches dieser König der gemeinen Sage nach, von unserm Heilande empfangen haben soll, lange Zeit in dieser Kirche gewesen sey. Man nennt sie auch die Kirche des Catholicos, weil der Pallast dieses Prälaten daran stößt, und weil er sonst nirgends, als in dieser Kirche seine Andacht, oder sein Amt verrichtet. Diese Kirche liegt am Ufer des Flusses, mit der bischöflichen Wohnung in gleicher Linie. Die Georgier haben noch eine schöne Kirche am südlichen Ende der Stadt. Ein Fürst hatte einstens



stens ein Pulver = Magazin daraus gemacht, weil man sie seit langer Zeit nicht mehr zu einer Kirche brauchte, weil der Blitz einen Theil davon beschädigt hatte. Der Fürst ließ sie ausbessern, und dieses Magazin hat noch immer den Namen: die Kirche Metek, d. i. des Bruchs. Man gab ihr diesen Namen, weil sie ein König von Georgien deswegen gestiftet hatte, um Buße zu thun, weil er den Frieden mit einem benachbarten Fürsten gebrochen hatte.

Die vornehmsten Kirchen der Armenier sind:  
 1) Pacha = vanc, d. i. das Kloster des Pacha. Der Armenische Bischoff von Tiflis wohnet in diesem Kloster. Nach der Erzählung der Armenier soll diese Kirche von einem türkischen Pacha, der aus der Türkei entflohen war, und hier die christliche Religion angenommen hatte, erbauet worden seyn, und davon den Namen bekommen haben. 2) Surph = nichan, d. i. das rothe Zeichen, oder nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, das heilige Kreuz. 3) Betsem, oder Bethlehem. 4) Norachen, oder das neue Werk. 5) Moguay. Dieses letztere ist der Name eines Armenischen Dorfes, nahe bey Erivan, wo man lange Zeit einen Hirschädel aufbewahrt hat, den man für den Hirschädel des heiligen Georgs ausgegeben hat, weil





weil man nun ein Stück von diesem Hirnschädel hieher gebracht hat, so hat man der Kirche den Namen von dem Ort gegeben, wo man es herbekommen hat.

Zu Tiflis ist keine Moskee. Die Perser haben zwar alles versucht, eine daselbst zu bauen; sie haben aber nicht zu ihrem Zweck gelangen können. Der Pöbel empörte sich augenblicklich, riß alles wieder nieder, und gieng mit den Arbeitern übel um. Die Fürsten von Georgien waren im Grund betrachtet, über die Empörungen des Pöbels nicht misvergnügt, ob sie sich gleich anders stellten. Sie haben die christliche Religion bloß mit dem Munde abgeschworen, und es gehet ihnen sehr gegen das Herz, wenn sie die mahomedanische Religion unterstützen sollen. Die Georgier sind zur Meuterey geneigt, leichtsinnig, tapfer. Sie behaupten noch einige Ueberbleibsel der Freyheit. Dieses alles verhindert die Perser, die Sache auf das äußerste zu treiben, und Georgien behält dadurch eine Art einer vollkommenen Religions-Freyheit. Auf allen Kircthürmen stehen Creuze, und alle Kirchen haben ihre Glocken, die sie läuten. Man verkauft alle Tage Schweinefleisch und Wein öffentlich auf allen Straßen. Die Perser ärgern sich zwar, daß sie






 sie solches sehen müssen; aber sie können es nicht ändern. Seit einiger Zeit haben sie dennoch in der Festung eine kleine Moskee, nahe an der Mauer, die sie von dem Marktplatz scheidet, erbauet. Sie erwählten diesen Ort hiezu, um das Volk nach und nach an den Anblick einer Moskee zu gewöhnen. Die Georgier konnten es nicht hindern, weil sie sich nicht getraueten, mit bewaffneter Hand in die Festung einzudringen; aber da die mahomedanischen Priester sich auf derselben sehen ließen, um ein Bekänntnis des Glaubens abzulegen, und das Volk auf die gewöhnliche Art zum Gottesdienst zusammen zu rufen: so warf der Pöbel mit Steinen auf die Moskee, und zwang den Priester, in aller Geschwindigkeit herab zu steigen.

Es sind zwey öffentliche schöne Gebäude zu Tiflis, der Bazar und das Caravanserai. Das erstere sind die Marktplätze; es sind grosse, von Steinen gebaute, und wohl unterhaltene Gebäude; die andern sind die Herbergen für Fremde. Es sind wenig Bäder in der Stadt, sondern jedermann besucht die warmen Bäder in der Festung. Das Wasser in diesen Bädern ist mineralisch und sehr heiss. Man besucht solche nicht allein der Krankheiten, sondern auch der Keintlichkeit wegen. Der

Pallast





Pallast des Prinzen trägt viel zur Verschönerung der Stadt bey. Er hat viele Säle, die die Aussicht auf den Fluß und in die Gärten haben. In der Nähe desselben sind viele Vogelhäuser, worinnen Vögel von allerhand Art aufbewahret werden. Auch die Falkneren verdient bemerkt zu werden. Vor dem Pallast ist ein grosser viereckiger Platz, auf welchem mehr als tausend Pferde stehen können. Rings herum sind viele Kramläden, und er stösset an einen langen Bazar, dem Thore des Pallastes gerade gegen über. Der Platz und die Vorderseite des Pallastes, geben, wenn man sie von der Seite des Bazars ansieht, eine vortrefliche Aussicht. An dem Ende der Stadt hat der Vice-König von Cafer einen Pallast, der nicht weniger werth ist, bemerkt zu werden.

Vor der Stadt sind viele Lusthäuser und schöne Gärten. Der grösste darunter gehört dem Fürsten; es sind wenig Fruchtbäume in demselben, sondern die meisten dienen bloß zur Zierde, und machen Schatten.

Es ist zu Tiflis eine Mission von Capuciniern. Sie gaben sich anfänglich für Aerzte aus, und dieses machte, daß sie jedermann wohl



wohl ausnahm, und daß sie sich niederlassen konnten, wo sie wollten: denn die Arzneykunst, und besonders die Chemie, steht im ganzen Orient in großem Ansehen, weil sie von wenigen getrieben wird. Sie ließen sich anfänglich zu Tiflis, und hernach zu Gory nieder. Canavas-Khan gab ihnen in einer jeden dieser Städte ein Haus, nebst der Freyheit, ihre Religion öffentlich auszuüben. Sie brachten diesem Fürsten Briefe vom Pabst und von der Gesellschaft de propaganda fide, und machten ihm und dem ganzen Hof, nebst dem Catholicoß ansehnliche Geschenke, und dieses wiederholten sie alle zwey Jahre. Wer von ihnen die Arzneykunst am besten versteht, hat bey dem Fürsten und der Fürstin den freyen Zutritt, und erlangt dadurch ihren Schutz gegen die beständigen Verfolgungen der Georgier und Armenier; dieses ist ihre einzige Stütze. Merkt man, daß sie sich Mühe geben, Leute zu ihrer Religion zu bewegen, so ziehen sie sich dadurch Verfolgungen zu; allein, da in Georgien sonst weder Aerzte noch Wundärzte zu finden sind, so machen sie sich durch diese Künste, sie mögen nun so viel davon verstehen, als sie wollen, nothwendig; und es hat Leute unter ihnen gegeben, die sehr gute Kenntnisse darinnen hatten. Sie haben von

R. n. Persien. I. Th. Ge dem



Dem Pabste die Erlaubnis, sich ihre Curen be-  
zahlen zu lassen, und sie bedienen sich auch der-  
selben. Die Bezahlung geschieht gewöhnlich  
in Wein, Mehl, Kühen, Ochsen, jungen Sela-  
ven, auch Pferden. Was sie nicht zu ihrem  
Unterhalt brauchen, das verkaufen sie. Ohne  
diese Vortheile, die sie von der Arzneykunst  
ziehen, würden sie von dem Gehalt, den ih-  
nen die Gesellschaft giebt, nicht leben können;  
das sind achtzehn römische Thaler für jeden  
Missionair, (andere sagen, fünf und vierzig.)  
Ausserdem sind ihnen auch noch andere Frey-  
heiten zugestanden: sie können an allen Or-  
ten, und in allerhand Kleidungen Messe lesen,  
alle Sünden vergeben, sich verkleiden, Pferde  
und Knechte halten, Sklaven haben, kaufen  
und verkaufen, Geld auf Zinsen nehmen und  
geben; mit einem Wort, sie haben so aus-  
gebreitete Freyheiten, daß sie alles thun kön-  
nen, was nur irgend geistlichen Personen zu  
thun erlaubt ist. Demohngeachtet machen sie in  
der Befehrung der Georgier keine grosse Schrit-  
te: denn ausserdem, daß diese Völker so unwis-  
send sind, und auch keine Lust haben, sich un-  
terweisen zu lassen, so haben sie sich in Kopf  
gesetzt, das Fasten, wie sie es halten, sey der  
christlichen Religion so wesentlich, daß sie die  
Capuciner nicht für Christen halten, weil sie  
nicht



nicht so fasten, wie sie. Wegen dieses Eigensinns müssen die Missionarien nach georgischer Art fasten, und sich derjenigen Thiere enthalten, die den Georgiern ein Greuel sind, z. E. der Haasen, Schildkroten und dergl. Sie fasten den Mittwochen und Freytag, richten sich nach dem alten Kalender, und man kan sagen, daß sie im Aeusserlichen Georgische Christen sind. Anfänglich kamen zu Tiflis viele Leute in ihre Kirche, indem sie durch die neue Art des Gottesdienstes und durch die Music angereizt wurden; allein bald darauf verlohr sich der Eifer, und man sahe oft kaum fünf bis sechs alte Leute in der Kirche, und diese mußten von den Missionarien etwas zu hoffen haben. Sie haben auch eine Schule angelegt, aber es sind nicht mehr als sechs oder sieben Kinder von armen Leuten darinnen, und dieß nicht, um darinnen zu lernen, sondern um ernährt zu werden. Die beständigen Kriege haben die Anstalten dieser Väter noch mehr herunter gebracht.

Die Stadt Tiflis ist sehr bevölkert; man siehet so viele Fremde da, als an einem Ort in der Welt. Man treibt einen starken Handel daselbst; der Hof ist zahlreich und prächtig, indem sich immer Standspersonen an demselben

Et 2

auf





aufhalten. Was den Namen der Stadt anbelangt, so habe ich den Ursprung desselben nicht ausfindig machen können. Sie soll den Namen Tiflis von den Persern bekommen haben. So viel ist gewiß, daß sie die Georgier nicht Tiflis, sondern Cala nennen, das ist so viel, als Stadt oder Festung überhaupt. Ich glaube, weil sie keine andere mit Mauern umgebene Stadt in ihrem ganzen Lande hatten, so gaben sie dieser deswegen den Namen Cala, oder Stadt, schlechtweg. Einige Erdbeschreiber nennen sie Tebile-Cala, d. i. warme Stadt, theils wegen der warmen Bäder daselbst, theils auch, weil die Luft daselbst wärmer ist, als in andern Gegenden von Georgien. Eben so wenig habe ich die Zeit, wenn sie erbauet worden ist, erfahren können. Einige Schriftsteller behaupten, aber ohne Wahrscheinlichkeit, daß es die nemliche Stadt sey, welche die Alten Artaxate genannt haben. Ich glaube nicht, daß sie über tausend Jahre alt ist. Man findet in der Persischen Geschichte, daß gegen das 850te Jahr der christlichen Zeitrechnung ein Tartarischer Fürst, mit Namen Baga der Grosse, durch Hircanien und Medien in Georgien eingedrungen sey, und alles mit Feuer und Schwerdt verwüestet habe; Tiflis habe sich geweigert, ihm die Thore zu öffnen; darauf

1799

2 3 4



Habe er brennende Tannen- und Fichtenzapfen hinein geworfen, und die Stadt in Brand gesteckt; hieby wären 50000. Menschen ums Leben gekommen: dreyhundert und funfzig Jahre hernach habe sich ein anderer Fürst der Usbeckischen Tartarn, König von Carecem, Meister von der Stadt gemacht, und grosse Grausamkeit daselbst ausgeübt. In den letzten Zeiten war sie zweymal in türkischen Händen; das erstemal unter der Regierung des Königs in Persien, Ismael des zweyten, das zweytemal unter der folgenden Regierung, da sich Soliman zu gleicher Zeit derselben bemächtigete, als er Tauris wegnahm. Die Persischen Tabellen setzen ihre Länge in dem 83ten, und die Breite in dem 43. 5. Grad. Sie hat den Zunamen Dar el Meleca, d. i. Königliche Stadt, weil sie die Hauptstadt des ganzen Königreichs ist. So viel von den Städten in Georgien.

Der Himmelsstrich in Georgien ist gut, die Luft ist trocken, im Winter sehr kalt, und im Sommer sehr heiß. Das schöne Wetter fängt nicht eher an, als im Monath May, aber es dauert bis zu Ende des Novembers. Man muß die Felder wässern, sonst sind sie unfruchtbar; sind sie aber wohl gewässert,





so tragen sie alle Arten von Getreid, Hülsenfrüchten und Obst. Im Ganzen genommen, ist Georgien ein fruchtbares Land, und man lebt daselbst gut und wohlfeil. Das Brod ist hier so gut, als an einem Ort in der Welt. Obst hat man von allen Arten, und vortreflich. Kein Land in Europa bringt schönere Äpfel und Birne, und keine Gegend in Asien vortreflichere Granatäpfel. Vieh, sowohl grosses als kleines, giebt es in Ueberfluß. Wildpret giebt es von allerhand Art, Geflügel, roth und schwarz; Wildpret ist vortreflich. Das gemeine Volk lebt meistens von Schweinefleisch; man findet nirgends besseres, als hier. Die Einwohner versichern, man möge davon essen, so viel als man wolle, so empfinde man niemals einige Ungemächlichkeit davon. Ich glaube auch, daß es wahr ist; denn ich habe fast bey jeder Mahlzeit davon gegessen, und es hat mir niemals etwas geschadet. Das Caspische Meer, welches nicht weit davon ist, und der Fluß Kur, der durch das Land fließt, liefern so viele See- und Flußfische, daß man mit Wahrheit sagen kan, es sey kein Land, wo man zu allen Zeiten bessere Mahlzeiten davon haben kan, als hier.

Man trinkt an keinem Ort so viel und so guten Wein, als in Georgien. Die Wein-

stöcke  
 sind nicht selten, und man  
 findet sie in großer Menge.



Stöcke wachsen um die Bäume herum, als wie in Mingrelien. Von Tiflis aus versührt man beständig eine grosse Menge Wein nach Armenien, auch nach Ispahan, für die Tafel des Königs. Eine Pferdeladung von 300. Pfund des besten Weins kostet nicht mehr als acht Franken, den gewöhnlichen kauft man um die Hälfte. Alle übrige Lebensmittel stehen in gleichem Verhältnisse. Das Land bringt zwar viel Seide, aber nicht halb so viel, als viele Reisende erzählen. Die Einwohner wissen nicht gut damit umzugehen, sondern sie schicken sie in die Türkei, nach Erzerum und den dortigen Gegenden, wo ein starker Handel damit getrieben wird.

Das Blut in Georgien ist das beste im Orient, ja ich kan sagen, in der ganzen Welt. Ich habe in dem ganzen Lande kein häßliches Gesicht, sowohl bey dem einem als dem andern Geschlechte gesehen; aber ich habe engelschöne angetroffen. Die Natur hat über die meisten Frauenzimmer so viele Reize verbreitet, daß es fast nicht möglich ist, sie zu sehen, und nicht zu lieben. Man kan keine schönere Gesichter, und keine bessere Stellung mahlen, als die Georgierinnen von Natur haben. Ein neuerer Schriftsteller macht folgende Beschreibung





lung von dem Georgischen Frauenzimmer:  
 „Die Weiber werden in Georgien nach der  
 im südlichen Asien gewöhnlichen Weise gehalten.  
 Keine Mannsperson darf sich unter-  
 stehen, ein Frauenzimmer auf der Strasse an-  
 zureden, wäre sie auch seine eigne Frau; denn  
 man ist der Meinung, daß die Ehrbarkeit da-  
 durch sehr verletzt werde. Die vornehmen  
 und reichen Frauen tragen einen auf die Erde  
 herabhängenden Schleyer, welcher nur die Au-  
 gen unbedeckt läßt. Man sagt, daß diese  
 Mode erst seit der Zeit aufgekomen sey, da  
 die Perser sich zuerst Georgiens bemächtigten,  
 und alle schöne Frauenpersonen, welche sie er-  
 blickten, mit Gewalt hinweg nahmen. Es  
 hält sich ein Georgier für sehr beleidigt, wenn  
 sich jemand auf europäische Weise nach dem  
 Befinden seiner Frau erkundigt, oder wohl  
 gar auf derselben Gesundheit trinkt. Die  
 Töchter werden schon im dritten oder vierd-  
 zehnten Jahre verlobt, und vor dem zwölften ver-  
 heyrathet, — welches auch die Perser veran-  
 laßt haben, die, als Schach Nadir über Ge-  
 orgien herrschte, alle wohlgebildete Mädchen  
 mit Gewalt nach Persien führten, ohne ein-  
 mal die Prinzessinnen des regierenden Hauses  
 zu verschonen. Weil nun die Perser keine  
 verheyrathete Frauenpersonen entführen, so  
 suchte





*Weiber zu Teflis.*



Handwritten text in a single column, likely a list or index, written in a historical script. The text is mostly illegible due to fading and bleed-through from the reverse side of the page. It appears to be organized into entries, possibly numbered or lettered.

Ge 5

Die







suchte ein jeder seine Tochter, so früh als möglich war, zu verheirathen, und das wurde nach und nach zur Mode." Von der Schönheit des georgischen Frauenzimmers sind alle Reisende einerley Meinung; aber ihr Anzug verstellte sie. Auch ungepudert bedecken sie ihre Gesichter, die Augen allein ausgenommen, mit einem Schleyer, und wenn sie gepudert sind, sind die Augenbraunen durch starke Schwärze verbunden, und das ganze Gesicht ist gefärbt. Das Kleid ist bis an den Gürtel offen, und die bloße Brust wird von Zeit zu Zeit mit den Händen bedeckt. Die grossen Beinkleider ragen unter dem Kleide hervor. Um den Kopf ist ein weisses Tuch gewunden, welches gemeinlich nur einmal im Jahr gewaschen wird, und unter demselben stehen die Haare hervor in das Gesicht. Ungeachtet dieses unangenehmen Pukes ist das Frauenzimmer in seinen Blicken und Geberden sehr reizend. Die vornehmen Georgier kleiden sich auf persische Art, und tragen etwas den Turbanen ähnliches auf dem Kopf, welches bey dem Gruss nicht abgenommen wird. Der gemeine Mann kleidet sich auf cosakisch. Die Mannspersonen färben ihre Bärte und Nägel, und die Frauenzimmer sogar ihre Hände, roth.





Die Georgier haben von Natur eine gute Anlage zum Wiß, daß man in Künsten und Wissenschaften etwas aus ihnen machen könnte, wenn man sie gehörig unterrichtete; aber da sie durch keine Erziehung, durch keine Religion gebessert werden, und beständig die aller-schlechteste Beyspiele vor sich haben, so bleiben sie in der Unwissenheit, und werden immer lasterhafter. Sie sind im Ganzen genommen, ein leichtsinniges, faules, eigensinniges, betrügerisches, meineidisches, undankbares und hochmüthiges Volk. Sie sind unverschämt, und leugnen alles, was sie gesagt haben; behaupten die größten Falschheiten, verlangen mehr, als man ihnen schuldig ist, und verzeihen ihren Beleidigern niemals. Sie gerathen zwar nicht leicht in Zorn, und haben nicht leicht Haß gegen jemanden; wenn sie aber einmal Haß gegen jemand haben, so sind sie unver-söhnlich, und ihr Haß dauert beständig. Aus-ser diesen Lastern wälzen sie sich in Schwelgerey und Trunkenheit herum. Sie gerathen um so viel leichter darein, je gewöhnlicher sie sind, und je weniger man sich dadurch ver-unehrt. Geistliche Personen betrinken sich eben so gut, als weltliche, und haben schöne Sclavinnen, die sie zu Bescbläferinnen brauchen. Kein Mensch ärgert sich darüber, denn  
die



die Gewohnheit bringt es also mit sich. Der Superior der Capuciner zu Tiflis erzählte mir, er habe den Patriarchen von Georgien selbst sagen hören, daß derjenige, der sich an grossen Festtagen, z. E. an Ostern und Weihnachten nicht betrinke, kein Christ sey, und werth, daß man ihn in den Bann thue. Die Georgier sind überdieß dem Bucher sehr geneigt; sie leihen kein ander Geld aus, als auf Pfänder, und der geringste Zins, den sie nehmen, ist monathlich zwey pro Cent. Die Weiber sind weder so lasterhaft, noch so boshaft: und da unter den Mannspersonen sehr viele aufwachsen, ohne daß sie lesen und schreiben können, so ist es von den Frauenpersonen von guter Herkunft besonders merkwürdig, daß sie alle lesen und schreiben können. Sie haben eine empfindsame Schwachheit gegen die Mannspersonen, und sie sind an den Unsauberkeiten, die in diesem Lande im Schwange gehen, mehr Schuld als die Männer. Uebrigens sind sie überhaupt gerechnet, höflich und leutselig, gesetzt und bescheiden. Ihre Sitten und Gewohnheiten sind eine Mischung von den Sitten der meisten Völker, die um sie herum wohnen. Die Ursache davon ist unstreitig diese, daß sie mit so vielen Nationen Handlung treiben, und ein jeder die Freyheit hat, nach sei-

ner



ner Religion und Sitten zu leben, wie er will, davon zu reden, und seine Lebensart und Meinungen zu vertheidigen. Man sieht hier Armenier, Griechen, Juden, Türken, Perser, Indianer, Tartarn, Moscoviten, und andere Europäer. Die Armenier sind hier in so grosser Anzahl, daß sie die Georgier an Menge übertreffen. Sie sind auch die reichsten, und alle grosse und kleine Aemter werden mit ihnen besetzt. Die Georgier sind mächtiger, stolzer, eitelere und hochmüthiger. Der Unterschied zwischen ihren Verstandeskraften, Sitten und Religion, ist die Ursache, daß sie einen tödlichen Haß gegen einander haben. Sie verabscheuen einander dermassen, daß sie sich nicht unter einander verheyrathen. Insonderheit haben die Georgier eine grosse Verachtung gegen die Armenier, und sehen sie fast nicht anders an, als man in Europa die Juden ansieht. Die Kleidung der Georgier kommt der Polnischen sehr nahe; sie tragen auch solche Hüte wie diese. Ihre Kleider stehen vorn am Leibe offen, und sie knüpfen und schnüren sie zu. Ihre Schuhe sind wie der Perser ihre, so wie sich auch das Frauenzimmer meistentheils persisch trägt.

Die Häuser der Grossen, und alle öffentliche Gebäude, sind nach Persischen Modell gebaut.



baut. Sie bauen sehr wohlfeil; denn sie haben Holz, Steine und Kalk in Ueberfluß. Auch in der Art zu sitzen, zu liegen, zu essen, ahmen sie den Persern nach.

Der Adel übet über seine Unterthanen eine mehr als tyrannische Gewalt aus. Hier sind die Bauern noch übler daran als in Mingrelien. Die Bauern müssen den Edelleuten ganze Monathe lang arbeiten, und bekommen weder Gold noch Kost dafür. Die Edelleute haben das Recht über die Güter und die Freyheit ihrer Unterthanen. Ehedessen war es gewöhnlich, daß ein Edelmann und kleiner Fürst seine Unterthanen nicht allein zu Sklaven machte, sondern sie auch an Türken, Perser und andere Völker verkaufen konnte; doch heut zu Tage wird ein solches Landesverbrechen mit dem Verlust der Augen bestraft. Die Bauern und Bäuerinnen tragen ein Kleid, bis es ihnen vom Leibe fällt. Man sieht oft eine Frau unbekleidet an einem Fluß stehen, und ihr einziges Hemd waschen, welches sie, wenn es rein ist, sogleich wieder anzieht. Die Kinder gehen fast beständig nackend.

Die Religion der Georgier kommt in den meisten Stücken mit der Religion der Mingrelier





grelier überein. Beyde haben sie zu gleicher Zeit, nemlich im vierdten Jahrhundert, durch einen Canal, durch etne Iberische Frau, die zu Constantinopel eine Christin geworden war, bekommen. Aber endlich haben die einen, wie die andern, den Geist des Christenthums verlohren. Sie haben, wie die Mingrelier, von dem Christenthum nichts als den Namen, und beobachten kein einziges von den Gesetzen Jesu Christi. Das einzige haben die Georgier voraus: sie beobachten ihre Fasten genauer, und haben auch längere Gebeter, als die Mingrelier.

Es sind viele Bischöffe in Georgien, ein Erzbischoff und ein Patriarch, den sie Catholicos nennen. Obgleich der Fürst ein Mahomedaner ist, so besetzt er doch alle Prälaturen, und giebt sie meistens seinen Verwandten. Die Edelleute masen sich in ihren kleinen Gebieten eben dieses Recht an, sie ertheilen nicht nur die geistlichen Beneficien, sondern strafen auch die Geistlichen ohne Unterschied, wie die andern. Sie brauchen sie zu allerhand Frohndiensten; sie nehmen ihnen ihre Kinder, und was dem Menschen nächst den Kindern am liebsten ist, die Freyheit.

Die



Die Kirchen in Georgien sind ein klein wenig besser gehalten, als in Mingrelien. In den Städten trifft man sehr artige Kirchen an, aber auf den Dörfern sind sie sehr unsauber. Die Georgier haben wie die andern christlichen Völker, die auf der Nord- und Westseite an sie gränzen, die wunderliche Gewohnheit, daß sie ihre Kirchen auf hohe Berge, an entlegene und unwegsame Orte bauen. Man siehet sie schon von weiten, und in einer Entfernung von etlichen Meilen begrüßen sie sie schon; aber sie besuchen sie fast gar nicht; ja man kan mit Wahrheit sagen, daß manche unter ihnen in zehn Jahren nicht geöfnet werden. Man bauet sie, und alsdenn überläßt man sie der Luft, dem Wetter und den Vögeln. Ich habe den Grund einer so narischen Gewohnheit nicht ausfindig machen können. Es ist Gewohnheit. Die Georgier stehen in den Gedanken, sie möchten für Sünden begangen haben, welche sie wollten, so könnten sie Verzeihung erhalten, wenn sie eine kleine Kirche baueten. Ich glaube, daß sie sie deswegen an entfernte Orte bauen, damit sie nicht nöthig haben, solche auszuräumen, und zu unterhalten. Ich habe oben schon bemerkt, daß der heilige Georg der grosse Schutzpatron von Georgien ist. Sie nennen ihn hier Mar-  
Ger





Gergis, machen ihn zu einem gebohrlen Capadocier; nennen ihn den Sohn eines Syrischen Patriarchen, und geben vor, daß er unter dem Kayser Diocletian den Märtyrertod erduldet habe. Die Mahomedaner erweisen diesem Heiligen nicht weniger Ehre, als die georgischen Christen. Man hat hier eine Legende von diesem Heiligen, die mit derjenigen, die die Mingrelier von ihm haben, sehr viel Aehnlichkeit hat. Es war einer armen Wittfrau ein Ochs gestorben, und der heilige Georg machte ihn wieder lebendig. Wir endigen hier die Beschreibung dieses Landes; die Geschichte, wie es unter persische Borhmässigkeit gekommen ist, versparen wir bis auf den folgenden Band.

Wie ich zu Tiflis angekommen war, so gab der Superior der Capuciner dem Vicekönig sogleich Nachricht von meiner Ankunft. Ich konnte einmal bey den Capucinern nicht verborgen bleiben, und hoffte, wenn ich dem Vicekönig meinen Paß, den ich von dem Könige in Persien an alle Statthalter seines Reichs hatte, vorzeigen würde, so würde ich durch dessen Schutz desto sicherer reisen können. Sobald der Vicekönig meine Ankunft hörte, und erfuhr, daß mich der vorige König

in

Haupt



in Persien in seinem Dienst nach Europa geschickt hatte; so befahl er mir sogleich, ihm die Aufwartung zu machen. Ob ich es gleich gern noch einige Tage verschoben hätte; so war doch der Fürst so ungeduldig, mich zu sehen, daß ich mich nicht länger weigern konnte. Zwey Tage nach meiner Ankunft mußte ich vor ihm erscheinen. Der Superior der Capuciner und noch ein anderer dieser Väter begleiteten mich nach Hof. Der Prinz empfing uns in einem Saale, welcher 110. Sch. lang, und 40. breit war, der an dem Ufer des Flusses gebaut, und auf dieser Seite ganz offen war. Die Decke war von mosaischer Arbeit, und ruhte auf gemahlten und vergoldeten Säulen, 30. bis 40. Schuh hoch. Der ganze Saal war mit Tapeten behängt. Der Fürst und seine Hofleute saßen an dreyen Caminen, die den Saal so gut erwärmten, daß man nicht die geringste Kälte spürte. Wenn man ihm das erstemal die Aufwartung macht, so erweist man ihm die nemliche Ehre, die man dem Könige in Persien erzeigt. Man kniet zwey bis drey Schritte vor seiner Person nieder, und bückt sich mit dem Kopf dreymal bis auf die Erde. Die Europäer machen Schwierigkeit, ihm diese Ehre zu erweisen; manchmal erläßt man ihnen auch dieses Ceremoniel,

R. n. Persien. I. Th.      F f      moniel,





moniel, als Personen aus einem andern Welttheile, die die Gewohnheiten dieses Landes nicht wüßten. Ich beugte mich dreyimal vor dem Fürsten, ohne nieder zu knien. Vor der Thüre hatte mir ein Edelmann des Fürsten das Königliche Patent, das ich bey mir hatte, nebst den Geschenken, die ich ihm brachte, abgenommen, und dem Fürsten gebracht. Der Fürst öffnete das Schreiben, hielt es an den Mund und an die Stirne, und gab es seinem ersten Minister, um ihm den Inhalt davon zu sagen. Die Grossen des Hofes bewunderten die gnädigen Ausdrücke, deren sich der König darinnen bediente, um mir überall Sicherheit und Unterstützung zu verschaffen. Wir werden zu einer andern Zeit von der Art dieser Schriften reden. Im Anfang redete weder der Fürst, noch ich, ein Wort. Wir wurden beym Essen behalten. Der Fürst schickte mir auf einem goldenen Teller ein halbes Brod, und ließ mir durch den Vorschneider dabey sagen, daß ich willkommen sey. Kurz darauf ließ er mich fragen, wie es mit dem Krieg zwischen den Türken und Pohlen stünde. Er schickte mir alsdenn von seinem Mundwein, in der Schale, aus welcher er zu trinken pflegte. Der Wein war in einer goldenen emaillirten Flasche, und die Trinkschale war mit Rubinen und





und Türkissen besetzt. Der Edelmann, der uns zu trinken einschenkte, sagte uns von Seiten des Fürsten, daß wir vergnügt seyn, und mehr essen sollten, als wir thäten. Der Fürst erwies uns noch mehr Höflichkeiten, er schickte uns auch von dem Gebratenen, das man ihm vorgesetzt hatte, einen Fasanen, zwey Feldhühner, und ein Viertel von einem Reh; er ließ uns zureden, mehr zu trinken. Ich beantwortete alle diese Höflichkeiten mit tiefen Verbeugungen, ohne ein Wort zu reden; denn dieses ist bey den Persern üblich. Nachdem wir drey Stunden an der Tafel gegessen hatten, so nahmen wir mit den gewöhnlichen Verbeugungen wieder unsern Abschied. Am folgenden Tage schickte mir der Fürst zwey Flaschen Wein, zwey Fasanen und vier Feldhühner, und ließ mir dabey sagen, wenn ich etwas nöthig hätte, so sollte ichs nur sagen.

Zwey Tage hernach ließ mich der Fürst zur Hochzeit seiner Nichte, die er eben damals verheyrathete, einladen. Ich gieng mit den beyden Capucinern hin. Die Trauungs-Ceremonie war beynabe geendigt, da wir hin kamen. Sie wurde in demjenigen grossen Saal vollzogen, wo wir dem Fürsten die Aufwartung gemacht hatten. Ich hätte sie gern mit

Ff 2

ange-





angesehen; allein weil der Saal voller Damen war, so ließ man niemanden hinein, als den Fürsten und dessen Verwandten, den Catholicos und die Bischöffe.

Erst seit der Zeit, als Georgien von den Persern überwunden worden ist, ist dem Frauenzimmer der Umgang mit Mannspersonen verboten, und dieses Verbot ist jezo noch, aber nur in den Städten; auf dem Lande, und an solchen Orten, wo keine Mahomedaner sind, gehen sie ohne Schleier, und machen auch keine Umstände, sich von Mannspersonen sehen zu lassen, und mit ihnen zu reden. Aber, so wie sich die Gewohnheiten der Mahomedaner mit ihrer Religion, immer weiter in Georgien ausbreiteten, so gieng auch diese Freyheit der Frauenzimmer verloren, und aus Wohlstand muß sich dasselbe nunmehr abgesondert halten. Das gegenwärtige Hochzeitmahl wurde auf einer Terasse des Pallastes gehalten, welche ringsherum mit einer Erhöhung von zwey Schuh hoch, und sechs breit, eingefast war. Der Platz war oben mit einem zeltförmigen Himmel bedeckt, der auf fünf Säulen, jede zwey und zwanzig Schuh hoch, und fünf Zoll im Durchschnitt, ruhte. Diese Art von Zelt war mit Gold, und Silberstücken, Sammet und





Das Gast Mahl zu Tefflis.





[illegible]



ang  
men  
den  
thol  
Per  
enzin  
verbi  
nur  
solche  
gehen  
Umst  
lassen  
wie  
mit i  
ausb  
Frau  
muß  
Das  
einer  
rings  
Schu  
Der  
Himm  
Jwey  
im D  
war



und gemahlten Zeug ausgeschlagen, und alles dieses so künstlich unter einander gemischt, daß es bey dem Schein der Lampen wie ein mit Blumenwerk geziertes Getäfel aussah. Mitten in dem Saal war ein grosses Springwasser. Ob es gleich mitten im Winter war; so war es doch gar nicht kalt: denn die Menge der Personen, die vielen Lichter, und ganze Haufen glühender Kohlen, machten den Saal so warm, daß mir die Hitze anfieng beschwerlich zu werden. Der Boden war mit den schönsten Tapeten belegt, und der ganze Platz mit vierzig grossen Lampen erleuchtet. Vier, welche zunächst bey dem Fürstenthunden, waren von Gold; die übrigen waren von Silber. Von diesen Lampen wiegt jede gewöhnlich vierzig Pfund. Das Fußgestell von einer jeden war funfzehn Zoll im Durchschnitt; auf dem Schafft, der anderthalb Schuh hoch war, war oben die Schale mit dem reinsten Unschlitt angefüllt, in welchem zwey Dachte brennten, und ein sehr helles Licht gaben.

Wir haben von diesem Gastmahl eine Abbildung beygefügt. Die Gäste saßen auf der Erhöhung. Im Grunde des Saals saß der Fürst auf einer Erhöhung, welche über die





ändern hervorragte, und welche oben mit einem Himmel bedeckt war. Sein Sohn und seine Brüder saßen zu seiner Rechten, und der Bischoff zu seiner Linken. Zwischen beyden war der Platz des Bräutigams. Ich und die Capuciner mußten uns auf Befehl des Fürsten unmittelbar neben die Bischöffe setzen. Es waren mehr als hundert Gäste da. Die Musicanten waren unten im Saal. Wie sich die Gäste gesetzt hatten, so wurde der Bräutigam durch den Catholicos hinein geführt. So bald er seinen Platz eingenommen hatte, so kamen die Verwandten, wünschten ihm Glück, und brachten ihm Geschenke. Die meisten Gäste thaten eben dieses, ein jeder nach dem Rang, den er begleitete. Es sah aus, wie eine Proceßion. Dieses dauerte ohngefähr eine halbe Stunde. Die Geschenke, die sie ihm brachten, waren goldene und silberne Schalen. Ich wollte gern genau wissen, wie hoch sich die Geschenke belaufen möchten, aber so viel ich urtheilen konnte, waren es Kleinigkeiten, und beliefen sich höchstens nicht über zweyhundert Thaler.

Indessen wurde das Essen aufgetragen. Erstlich breitete man Tischtücher vor den Gästen aus, welche über die ganze Erhöhung,  
der





*Erzerum.*







454

and  
hin  
Br  
sch  
der  
Cay  
sten  
Es  
Mi  
sch  
Br  
füt  
mei  
ten  
Die  
nac  
aus  
ohr  
die  
ber  
sen  
ten  
es  
nic

Er

steh also / welche noch die ganze Erhebung  
der





der Breite nach, reichten. Auch legte man Tücher an dreyen Orten auf den Boden. Hierauf wurde das Brod aufgetragen. Man hatte dreyerley Arten davon, eines war so dünn, wie Pappier, ein anderes einen Finger dick, und wieder ein anderes kleines Zuckerbrod. Die Speisen waren in grossen silbernen bedeckten Schüsseln. Man hat in Europa keine, die so gross sind. Eine Schüssel mit dem Deckel wiegt gewöhnlich funfzig bis sechzig Mark. Die Bedienten, welche die Schüsseln in den Saal trugen, setzten sie bey dem Eingang auf ein Tuch, andere nahmen sie von da, und brachten sie den Vorschneidern, und diese zerlegten sie auf Teller, und liessen sie den Gästen vorsehen. Erstlich legte man den Fürstlichen Personen vor, hernach den andern nach ihrem Rang. Es wurde der ganzen Tischgesellschaft nur einerley Speise auf einmal vorgelegt, und so schritzte man von einer zur andern. Es wurde dreyimal aufgetragen, und jedesmal sechzig grosse Schüsseln. Die erste Tracht bestand aus allerhand Sorten von Pillau, d. i. Reis mit Fleisch gekocht. Man hat ihn von allerhand Farben und Geschmack. Der gelbe ist mit Zucker, Zimmt und Safran gekocht, der rothe mit Saft von Granatäpfeln; der weisse ist der natürlichste und beste,



er ist gut zu essen, und gesund. Die zweite Tracht bestand aus Pasteten, Gestoßtem, allerhand Fricasseen und Ragouts. Die dritte aus Braten. Diese drey Trachten waren mit Fischen, Eiern und Hülsenfrüchten für die Geistlichen untermischt. Uns gab man Fleisch- und Fastenspeisen. Uebrigens geschah alles in der größten Ordnung und Stille. Jeder that seine Pflicht, ohne dabey zu reden. Drey Europäer an einem Tische machen mehr Lermen, als diese hundert und funfzig Personen bey diesem Gastmahl.

Ausser der vortreflichen Ordnung bewunderten wir auch den Schenktrisch. Er bestand aus hundert und zwanzig Trinkgeschirren, Schalen, Bechen, Hörnern, Flaschen und Kannen. Die Kannen waren von Silber, die Flaschen von polirtem Gold, die Schalen und Becher waren theils von Gold, theils von Schmelzwerk, theils von Silber, theils mit Edelsteinen besetzt. Die Hörner waren auf gleiche Art geziert, und von verschiedener Grösse. Die gewöhnlichen waren acht Zoll hoch, und an der Mündung zweien breit, schwarz und wohl polirt. Die gewöhnlichen waren von Ochsen und Widbern, man hatte ihrer aber auch vom Rasenhorn und andern wilden Thieren.



ten. Der Gebrauch dieser Arten von Trinkgeschirren ist bey den Morgenländern sehr gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie lang dieses Gastmahl gedauert hat, denn ich habe das Ende davon nicht abgewartet. So viel weiß ich, als ich weg gieng, war es Mitternacht, und da hatte man den Braten noch nicht abgetragen. Man trank nicht gleich zu Anfang bey der Mahlzeit, sondern fieng erst bey der dritten Tracht an, und da trieb man die Sache ziemlich hitzig. Die Gesundheiten wurden auf folgende Art getrunken. Den acht Personen, die auf beyden Seiten zunächst bey dem Fürsten saßen, gab man acht Schalen von gleicher Größe und ähnlicher Form, mit Wein. Die stunden auf, und blieben stehen, bis sie getrunken hatten. Die viere auf der rechten Seite tranken zuerst, und alle auf einmal; darauf folgten die viere auf der linken Seite. Wenn diese getrunken hatten, so setzten sie sich alle wieder nieder: und darauf brachte man eben diese acht Schalen den folgenden auf gleiche Art, und fuhr damit fort, bis die Gesundheit von allen in der Reihe herumgetrunken war. Darauf wurde eine neue Gesundheit ausgebracht, wieder mit acht Schalen, die grösser waren, als die vorhergehenden. Es ist in diesem Lande die Gewohnheit, daß





man die Gesundheit der Grossen zuletzt aus grossen Bechern trinkt. Es geschieht dieses in der Absicht, um die Gäste desto leichter betrunken zu machen, indem man sie zwingt, aus Hochachtung so lange zu trinken, bis sie ganz von Sinnen sind. Auf diese Art trank man, so lang ich zugegen war, zwey ganze Stunden lang fort, und wie ich erfahren habe, fuhr man damit fort, bis an den andern Morgen. Die ersten Schalen hielten nicht mehr, als ein gewöhnliches Trinkglas; die letzten aber, die ich habe ausleeren sehen, hielten meiner Rechnung nach anderthalbe Schoppen: und diese waren nur erst von der mittlern Grösse. Die Capuciner und ich wurden von dem Gesetz des Trinkens befreyt, und warlich, wenn ich so viel getrunken hätte, als meine Nachbarn, ich würde auf der Stelle des Todes gewesen seyn: aber der Fürst hatte ausdrücklich befohlen, uns keine Gesundheit zuzubringen. Wir hatten Wein und Wasser, nebst einer goldenen Schale, vor uns stehen. Man gab uns nicht eher zu trinken, als bis wir es foderten. Da man die Gesundheiten zu trinken anfing, so liessen sich die musicalischen Instrumente hören, und Singstimmen mischten sich darunter. Die Gesellschaft fand an diesem Concert ein ausserordentliches Vergnügen; mir aber gefiel es  
im





im geringsten nicht. Da der Fürst anfieng, lustig zu werden, so befahl er dem Superior der Capuciner, er sollte sein Spinet holen lassen. Er und sein Amtsgehilfe ärgerten sich über den Einfall des Fürsten, besonders weil ich dabey war: denn sie befürchteten, ich möchte einen nachtheiligen Bericht davon machen, daß sie ihre Gefälligkeit so weit getrieben hätten, vor einem Mahomedanischen Fürsten, in der Gesellschaft von lauter Ungläubigen und Kettern, sowohl Geistlichen als Weltlichen, in einem Zustand, da sie alle betrunken waren, als Musicanten zu spielen. Allein, er mußte es sich gefallen lassen. Wie das Spinet ankam, so setzte man es mitten im Saal auf einen Stein, und der Superior mußte spielen. Der Fürst ließ ihm befehlen, er sollte singen, und dazu spielen: er sang ein Magnificat, ein Te Deum, ein Tantum ergo, und darauf einige Italiänische und Spanische Arien. Das Spinet war verstimmt; der Capuciner spielte es aus Verdruß: nun kan man sich selbst die Rechnung machen, was es für uns für ein Vergnügen gewesen sey. Indessen ergözte sich doch der Fürst zwey Stunden lang daran. Während dieser Zeit kam der Oberhofmeister, der ein geborner Mahomedaner war, zu mir, und fragte mich: ob der Gebrauch der musikalischen





lischen Instrumente in unserer Religion erlaubt  
sey? Da ich ihm dieses bejaete, so sagte er,  
die mahomedanische Religion verbiete solches  
ausdrücklich. Wir unterredeten uns wohl  
eine halbe Stunde lang über diese Materie,  
und dieser Herr versicherte mich, daß es wahr  
sey, was ich schon vorher gehört hatte, daß  
Mahomed seinen Anhängern die musicalischen  
Instrumente verboten habe; und obgleich der  
Gebrauch derselben in Persien allgemein sey, so  
sey er demohngeachtet unerlaubt. Er fügte  
noch hinzu, daß die musicalischen Instrumente  
deswegen in der Religion verboten wären, weil  
Gott nur allein durch die menschliche Stimme  
wollte gelobt seyn. Ein Georgischer Bischoff  
redete über diese Materie mit dem andern Ca-  
puciner, und ärgerte sich sehr darüber, daß er  
den Superior zum Vergnügen dieser Gesell-  
schaft so singen hörte, wie er es in der Kirche  
zum Lobe Gottes that. — Wir alle hatten  
so gut, als der Superior, ein Mißfallen dar-  
an; aber ihre ganze Sicherheit hieng von der  
Gunst des Fürsten ab, so daß sie sich nicht ge-  
traueten, ihm etwas abzuschlagen. Gegen  
Mitternacht nahmen wir Abschied von dem  
Fürsten, und giengen nach Haus. Beym Ab-  
schied fragte er noch, wie sich sein Vetter, der  
König von Spanien befände? und trank aus  
einer



einer mit Edelsteinen besetzten Schale auf seine Gesundheit. Er befahl uns, ein gleiches zu thun; ich weiß aber nicht, ob er es aus Hochmuth that, oder um dem Superior eine Ehre damit zu erweisen, von welchem er wußte, daß er ein Unterthan Sr. Catholischen Majestät war. Ich dachte über diese Gesundheit nach, und es fiel mir ein, daß dieses mit dem überein komme, was einige Schriftsteller sagen, die Spanier stammten ursprünglich aus Iberien ab. Ich fragte deswegen meine Capuciner, was wohl der Fürst mit dieser Gesundheit habe sagen wollen? Sie erklärten mir es auf diese Art: Clemens der achte, habe in einem Schreiben, den ehemaligen Vicekönig von Georgien, Taymuras, einen Vetter des Königs in Spanien, Philip des zweyten, und die Iberier und Spanier Brüder genannt; und daher hätten sich alle seine Nachfolger in Kopf gesetzt, sie wären Verwandte von dem Könige in Spanien. Er erzählte mir bey dieser Gelegenheit allerhand Historien von dem lächerlichen Hochmuth der Georgier.

Etliche Tage hernach bat ich die Capuciner, dem Fürsten in meinem Namen für die Ehre, die er mir erwiesen hatte, zu danken, und ihn zugleich zu bitten, mir einen Officier zu meiner Beglei-





Begleitung und Sicherheit bis nach Erivan, der Hauptstand in Groß-Armenien, mitzugeben. Der Fürst bewilligte solches, und ließ mir zugleich sagen, er liebe die Europäer, und hätte gewünscht, daß ich mich länger zu Tiflis aufgehalten hätte, damit er mich besser kennen gelernt hätte; aber, weil ich Geschäfte für den König hätte, so wolle er mich nicht aufhalten; ich könnte abreisen, wenn ich wollte, ich würde überall Sicherheit in seinem Lande finden; er gab mir ferner zu erkennen, daß wenn sich Europäer in seinem Lande der Handlung wegen niederlassen wollten, er ihnen alle Freyheiten zugestehen wollte; sein Gebiet erstreckte sich bis an das schwarze Meer, in Persien stehe sein Ansehen auf einem festen Fuß, in der Türkei habe er auch einiges Gewicht; die Europäer könnten nach Indien keinen bessern Weg nehmen, als durch seine Staaten. Ich dankte ihm für dieses Anerbieten, und versicherte, daß ich der Ostindischen Compagnie Nachricht davon geben wollte. Ehe ich abreiste, bekam ich noch einen Besuch von dem Titibelle, das ist, dem Bischoff von Tiflis. Er sagte mir im Namen des Fürsten nochmals, daß wenn die Französische Kaufleute Commissarien in sein Land schicken wollten, so würden sie Waaren, die man in Europa brauchen könnte, um einen wohl-



wohlfeilen Preis finden. Er blieb eine Viertelstunde bey mir, und bey'm Abschied macht ich ihm ein Geschenk mit einem Rosencranz von Corallen: denn in diesem Lande muß man die Besuche der Standspersonen sogleich baar bezahlen. Am folgenden Tage schickte mir der Fürst Wein, und ließ mir dabey sagen, daß er eine Person von seinem Hauße ernennet habe, die mich bis nach Erivan begleiten sollte. Nunmehr reiste ich vergnügt von Tiflis ab. Einige Georgier, mit denen ich Bekanntschaft gemacht hatte, begleiteten mich ein Stück Wegs. Mein Begleiter gieng voran, um an den Zollstätten den königlichen Befehl, mich ungehindert reissen zu lassen, ohne mir etwas abzufordern, vorzuzeigen. Diese Art von Begleitern nennt man Mehemandaar, d. i. einen solchen, der für einen Gast sorgt. Man giebt sie den Gesandten und angesehenen Fremden zu ihrer Bequemlichkeit mit. Ihre Pflicht bestehet darinnen, daß sie für diejenigen Personen, die sie begleiten, Quartiere, Lebensmittel, Wägen und dergleichen besorgen müssen; mit einem Wort, sie müssen für die ganze Reise, und alles, was dazu gehört, sorgen. Sie sind gleichsam die Hofmeister der Reisenden, die in allen Stücken für sie sorgen müssen. Man schickt sie auf den Markt, und läßt sie  
daß





dasjenige ausrichten, was man nicht selbst thun will. Diese Begleiter werden wohl bezahlt, deswegen ist es eine Art einer Belohnung, wenn jemand zu einem solchen Geschäfte ernannt wird. In den Dörfern, wo der Weg durchgeht, werden ihnen Geschenke gemacht, damit sie dasjenige, was die Einwohner liefern müssen, nicht so gar streng fordern mögen. Sie nehmen auch Kaufleute, die die Reise mitmachen wollen, in ihren Schutz; diesen leisten sie nicht nur Sicherheit gegen die Räuber, sondern sie helfen ihnen auch bey den Zöllen leichtlich durch. Wenn man sie zurück schickt, giebt man ihnen ein Geschenk.

Wir nahmen unsern Weg über Soganlu, ein grosses Dorf, wo wir über Nacht blieben. Es liegt hart an dem Fluß Kur. In einer gewissen Entfernung siehet man ein königliches Haus, welches man Sefy-Abad, d. i. die Wohnung des Sefy nennt. Dieser war König in Persien, und fieng im Jahr 1627. an zu regieren. Es liegt auf einem Hügel, ist mit grossen Terrassen versehen, und hat überall Canäle und Wasserfälle. Im Frühling ist die Wohnung allhier wegen den vortheilhaften Blumen, und in den folgenden Jahreszeiten wegen der vortheilhaften Früchte, sehr ange-





angenehm. Von da kam ich gegen Nordosten in ein Dorf von hundert und funfzig Häusern, mit Namen Kuprikent, d. i. das Dorf der Brücke, weil nahe bey diesem Dorf eine sehr schöne Brücke über den Fluß Tabadi geht. Diese Brücke liegt zwischen zweyen Bergen, die nur durch den Fluß von einander getrennt sind. Sie besteht aus vier ungleichen Bögen, sowohl der Höhe als der Breite nach. Die Ursache dieser Ungleichheit sind zwey grosse Felsen in dem Wasser, auf welche man die Brücke gegründet hat. Die beyden äussern Bogen sind hoch, und auf beyden Seiten offen. Man hat kleine Zimmer mit einem Ofen darinnen angelegt, damit sich die Reisenden daselbst aufhalten können. Der mittlere Bogen ist von einer Seite zur andern durchbrochen, und hat auf beyden Seiten Zimmer, und bedeckte Erker, worinnen man den Sommer frische Luft schöpfen kan. Man steigt durch Stufen hinunter, die in der Decke des Gewölbes angebracht sind. Nahe bey dieser Brücke ist eine Caravanserai, die aber damals anfieng baufällig zu werden. Die Bauart daran ist vorzüglich; verschiedene Zimmer stossen auf das Wasser, wovon jedes einen Erker hat. Ich habe in ganz Georgien keine schönere Brücke und Caravanserai gesehen, als diese.

R. n. Persien. I. Th.

G g

Die

A 9





Die Caravanferai sind grosse Gebäude, in welchen die Reisenden unter Obdach kommen können. Man muß sich nicht einbilden, daß man in Asien so viele fremde Leute in den Städten und auf den Strassen sieht, als in Europa. Man kan verschiedene Ursachen davon angeben. Erstlich, ist Asien in Vergleichung mit Europa nicht so stark bevölkert. Ich verstehe hier denjenigen Theil von Europa, den die Römisch-Catholischen und Protestanten besitzen, als welche Gegenden in der ganzen Welt am meisten bevölkert sind, man müste denn vielleicht China ausnehmen. Zweytens wohnen die morgenländischen Völker unter einem bessern Himmelsstrich, als wir. Sie haben nicht so viele Bedürfnisse, als wir; sie sind deswegen nicht so thätig, nicht so unruhig, nicht so neugierig, als wir; und folglich bekümmern sie sich auch nicht so sehr um die Handlung. Diesen Gründen schreibe ich es zu, daß man weder in den Städten, noch auf den Strassen, so viele Wirthshäusser hat, als bey uns. Hiezu rechne ich auch noch die Gewohnheit, daß sich die Weibspersonen vor den Mannspersonen nicht sehen lassen dürfen; daher müssen diejenige, welche reisen, sich von der übrigen Welt gleichsam abgesondert halten. Wenn man also reiset, so muß man alles,





alles, was man zur Lagerstätte und zum Essen nöthig hat, mit sich führen. Da man im Orient weder Spanbetten, noch Tische, noch Stühle hat, sondern man ißt und schläft auf der Erde, auf Tapeten oder Matten; so kan man seine Reisegeräthschaften leicht mit sich führen. Zwey Pferde können die ganze Equipage von drey und noch mehr Menschen tragen. Man braucht also auf der Reise nur ein Obdach, und dieses findet man in den Caravanserai sehr bequem. In dem türkischen Reich findet man auf den Landstrassen fast gar keine dergleichen Herbergen, weil man daselbst nicht anders als in grossen Gesellschaften, manchmal tausend Personen mit einander, reist, wovon jeder sein Zelt mit sich führet; aber in dem ganzen Königreich Persien findet man dergleichen. Man findet dergleichen auch nicht in dem Reiche des Grossen Mogols, aber aus einer ganz verschiedenen Ursache; denn da die Luft daselbst zu allen Zeiten sehr heiss ist, so herbergt man lieber in der freyen Luft, entweder unter dem Schatten der Bäume, oder unter einer Gallerie, als in Zimmern. In Persien sind die Caravanserai in Städten, und diejenigen auf dem Felde beynah von einerley Form, ausgenommen, daß diejenige in den Städten gemeiniglich zwey Stockwerke haben.





ben. Es sind dieses grosse viereckigte Gebäude, meistens zwanzig Schuh hoch mit verschiedenen Zimmern in einer Reihe, wie die Zellen der Mönche, gewölbt, und ohngefähr vier bis fünf Schuh hoch über der gleichen Erde; jedes hat höchstens acht Schuh im Gevierte, sie haben keine Fenster, sondern das Licht fällt durch die Thüre hinein. Vor jedem Zimmer ist ein kleiner Vorplatz von gleicher Breite, der vorwärts offen ist, und vier bis fünf Schuh in die Tiefe hat; auf der Seite ist ein Camin, mit gewölbter Decke: längst den Zimmern hin läuft ein schmaler Gang von gleicher Breite und Tiefe. Diese Gänge nennen die Perser Maataba. Hinter den Zimmern sind die Ställe, welche rings um das Gebäude herum angelegt sind. Auf beyden Seiten sind bedeckte Gänge, mit kleinen Caminen von zehn zu zehn Schuh, die in die Mauer angebracht sind. Hier halten sich die Knechte bey schlimmen Wetter auf, und bereiten die Küche; wenn es aber gut Wetter ist, so bereiten sie das Essen vor den Zimmern, die Pferde bindet man in dem Hof an den Gang, der vor den Zimmern hergeht. Mitten im Hofe ist entweder ein Behältnis von Quellwasser, oder ein erhabener steinerner Platz, viereckigt oder sechseckigt, zwanzig bis dreyßig Schuh im





Durchschnitt, und sechs bis acht Schuh hoch. Diese Plätze nennen die Perser auch Maatabe, das ist, etwas, das dem Monde ausgesetzt ist. Dergleichen erhöhete Plätze haben sie auch in ihren Gärten, in den Höfen ihrer Häusser, und oft haben sie grosse Bäume herum gepflanzt, welche einen kühlen Schatten verursachen. Diese Caravanserai haben ein plattes Dach. Der Eingang besteht aus Gallerien mit Krambuden auf beyden Seiten, wo man die gewöhnlichsten Lebensmittel verkauft. Sie sind so hoch, wie das Gebäude, und sind mit grossen und starken Thüren verschlossen, wovon die Oberschwelle aus einem starken Stück Zimmerholz besteht. Einige haben auf beyden Seiten nicht nur Gewölber, sondern auch Erker. Ich will hier weiter nichts von der Figur dieser Gebäude reden, ich werde an einem andern Ort eine Zeichnung davon liefern.

In dieser Art von Wirthshäusern trifft man sonst nichts, als vier Mauern an. Ein jeder, der hinein kommt, nimmt das erste beste leere Zimmer ein, das er findet, und das ihm gefällt. Hier bleibt er so lange, als es ihm beliebt, und geht weg, ohne daß man etwas dafür verlangt. Reiche Personen geben dem Hausknecht bey ihrem Abschied etwas weniges,





so viel ihnen beliebt, zur Ergöcklichkeit; fordern darf er aber schlechterdings nichts: denn diese Gebäude sind gottselige Stiftungen, daß ich so sagen soll; das ist, Stiftungen zum Gebrauch der Reisenden, woben diejenigen Personen und Knechte, die die Aufsicht darüber haben, besoldet werden. Der Hausknecht hat gewöhnlich dasjenige zu verkaufen, was man zu den Pferden nöthig hat, ingleichen die gemeinsten Lebensmittel, als Brod, Wein, Butter, Milch, Früchte, Federvieh, und was man zur Feuerung nöthig hat. Fleisch kauft man entweder in den nächsten Dörfern, oder von den Hirten, die sich in der Nähe befinden. So sind die Herbergen der Reisenden im Orient, besonders aber in Persien, beschaffen.

Was die Caravanferai in den Städten anbelangt, so hat man zweyerley Arten davon. Eine für die Reisende und Pilgrime, deren Gebrauch gleichfalls unentgeltlich ist; die andere für die Kaufleute. Diese letztern sind weit schöner und bequemer, als die ersten. Die Zimmer sind mit Thüren verschlossen, welches die ersten nicht sind. Da sie meistentheils von Kaufleuten, welche wirklich Handel treiben, besetzt sind; so bezahlt man für ein jedes Zimmer etwas weniges Quartiergeld, nemlich etliche





etliche Solß für den Tag. Ausserdem aber muß man auch eine gewisse Abgabe für den Eintritt bezahlen, ingleichen auch einen Zoll für die Waaren, die man zum Verkauf bringt: nachdem die Gattung der Waare ist, die man zum Verkauf bringt, bezahlt man mehr oder weniger für den Ballen. Die Eingangsrechte nennen sie Sercolphe, daß ist so viel, als das Schloß. Diese Caravanserai gehören entweder der Crone, oder gewissen Privatpersonen als ein Eigenthum. In einer jeden Stadt sind für die Kaufleute eines jeden Landes, auch für gewisse Gattungen von Waaren, besondere Caravanserai bestimmt, dermassen, daß, wenn man z. E. aus Medien, Bactriane, Chaldäa, Neuigkeiten wissen will, man nur in die Caravanserai zu gehen hat, wo die Caravanen aus diesen Orten herbergen; oder wenn jemand gewisse Waaren kaufen will, als indianische Stoffe, Tuch, Kasursteine, oder sonst etwas, so darf er nur in die Caravanserai gehen, wo diese Waaren verkauft werden.

Diese Gebäude benennt man mit verschiedenen Namen. In der Türkey nennt man sie gewöhnlich Han, oder Can, in der Tartaren und in Indien Serai; in Persien Caravanserai. Caravane heist eine Ge-





gesellschaft von Reisenden; in Persien nennt man es Casile, d. i. eigentlich eine Gesellschaft von Wiederkommenden, mit welchem Namen man die Reisenden, gleichsam als zu einer guten Vorbedeutung, benennt. Serai ist ein altes persisches Wort, und bedeutet so viel, als ein Pallast, davon das Wort Serail, worunter man besonders die Palläste der Grossen, in gleichen auch die Wohnungen der Frauenzimmer versteht, hergeleitet wird. So heist also Caravanserai, eine Wohnung der Caravanen. Die Perser sagen, daß sie deswegen die Palläste und Herbergen mit einerley Namen benannten, um dadurch den Menschen zu Gemüthe zu führen, daß sie auf Erden nichts anders, als Reisende und Pilgrime wären. Sie haben darüber eine Erzählung, die unter ihnen sehr gemein ist. „Ein türkischer Dervisch reiste einstens in der Tartarey herum, und kam in die Stadt Belk. Hier sahe er den königlichen Pallast für eine Caravanserai an, und gieng hinein. Er sahe sich auf allen Seiten um, und setzte sich endlich unter eine Gallerie. Er legte hier seinen Sack ab, breitete seine Matte aus, und setzte sich darauf. Da ihn die Wache in dieser Stellung sahe, hieß sie ihn aufstehen, und fragte ihn, was er denn da machen wollte? Ich will die Nacht





Nacht über in dieser Caravanserai schlafen, war seine Antwort. Die Wache rufte ihm aufs neue zu: es sey hier ein königlicher Pallast, und kein Caravanserai, er sollte sich seiner Weg backen. Der König, welcher eben da vorbey gieng, hörte das Gespräch des Derwischs, und lachte über seine Einfalt. Er ließ ihn für sich kommen, und fragte ihn, ob er denn so wenig Vernunft hätte, daß er ein Caravanserai nicht von einem Pallast unterscheiden könnte? Erlauben mir Euer Majestät auch eine Frage zu thun, sagte der Derwisch. Wer hat in diesem Hause zuerst gewohnt, nachdem es gebauet war? Meine Vorfahren, antwortete der König. — Wer hat denn hernach darinnen gewohnt? — mein Vater. — Und wer war hernach der Eigenthümer? — ich. — Wer wird denn nach Euer Majestät Tod der Herr davon seyn? — mein Sohn. — O König! rufte der Derwisch, ein Haus, dessen Bewohner so oft ändern, ist eine Herberge, und kein Pallast."

Ich setzte nunmehr meinen Weg weiter fort, und kam über Melck-kent und Schinkar nach Dilyjan. Diese Stadt liegt an einem Fluß Ucalstapha, unten an einem hohen und fürchterlichen Berge, der einen Theil des Ge-





bürgeß Taurus ausmacht. Ob es gleich schon in dem Anfang des Monaths März war, so fiel uns doch der Schnee und die Kälte sehr beschwerlich. Das Land ist hier sehr fruchtbar, und man sollte nicht glauben, daß man in dieser Gegend so viele Dörfer anträfe, als man wirklich antrifft. Einige liegen so hoch, daß man sie kaum sehen kann. Sie sind meistens von Georgischen und Armenischen Christen bewohnt; aber sie wohnen nicht unter einander: denn sie haben eine solche Feindschaft gegen einander, daß sie nicht an einem Ort beisammen leben können. An allen diesen Orten trifft man weder Caravanseerai, noch andere öffentliche Gebäude an, sondern man muß bey den Bauern seine Herberge nehmen. Die meisten Häuser in diesen Dörfern sind nichts anders, als Hölen. Sie sind in die Erde gegraben, und das Dach ist mit dem Felde von gleicher Ebene. Andere sind bis an das Dach von Holz gebaut, und oben mit Rasen bedeckt. In der Mitte lassen sie eine Oefnung, wo das Licht hineinfällt, und der Rauch heraus zieht; dieses Loch kan man auf- und zumachen. Diese Wohnungen haben den Vortheil, daß sie im Winter warm, und im Sommer kühl sind; sie sind auch vor den Räubern sicher. Im Winter sind diese Dörfer

der-





dermassen mit Schnee bedeckt, daß man sie nicht eher sieht, als bis man darinnen ist, oder höchstens an dem aufsteigenden Rauch merkt. Dieses ganze Land steht unter einem besondern Fürsten, der von dem Königreich Persien abhängt. Dieses Gebürg scheidet Georgien und Armenien von einander. Wenn man hinüber ist, so findet man ein ganz anderes Land. Auf jener Seite siehet man nichts, als hohe Berge, und sehr wenige Ebenen dazwischen, das Land ist voller Wälder, und dennoch stark bevölkert; auf dieser Seite findet man grosse Ebenen, mit kleinen Hügeln untermischt, ohne einige Bäume, als diejenige, die um die Dörfer herumgepflanzt sind. Ich werde mich bey der Beschreibung von Armenien an keinen Schriftsteller, weder alten noch neuen, halten; denn sie widersprechen einander alle mit einander. In der Regierungsform der Perser finde ich einen Grund, woraus diese Verschiedenheiten herkommen, und auch, woraus sie wieder mit einander vereinigt werden können. Sie erweitern oder schränken die Gränzen der verschiedenen Gouvernements mehr oder weniger ein, nachdem der Statthalter dem König mehr oder weniger angenehm ist; daher sind die Gränzen einer Provinz unter verschiedenen Statthaltern nicht einerley. Ich werde die Be-

schrei-





schreibung der Länder so geben, wie ihre Lage damals beschaffen war, als ich durchreiste, und ich will mich höchstens an persische Erdbeschreiber halten.

Einige persische Erdbeschreiber theilen Armenien in drey Theile: den ersten nennen sie Armenien an sich betrachtet, den zweyten Turcomanien, und den dritten Georgien. Allein die meisten theilen es nur in zwey Theile, Ober- und Nieder-Armenien. Nieder-Armenien, welches sie auch Klein-Armenien, auch das westliche Armenien nennen, steht unter türkischer Oberherrschaft; Ober-Armenien, welches auch Groß-Armenien, ingleichen das östliche Armenien genannt wird, ist eine persische Provinz. Zu den Gränzen von Klein-Armenien macht man auf der Morgenseite Groß-Armenien, auf der Mittagsseite Syrien, gegen Abend das schwarze Meer, und gegen Norden Cappadocien. Groß-Armenien setzt man zwischen Mesopotanien, Georgien, Medien und Klein-Armenien. Diese Lage stimmt zum Theil mit den Beschreibungen der Alten überein, welche Klein-Armenien zwischen Cappadocien und den Euphrat, Groß-Armenien aber zwischen den Euphrat und den Tigris setzen; aber von denen ist sie unerschieden, welche Syrien, die  
Ufer





Ufer des mittelländischen und Caspischen Meeres zu Armenien rechnen, und Edessa zur Hauptstadt davon machen. Eben so wenig sind die Schriftsteller in Ansehung des Namens dieses Landes einig: einige leiten den Namen Armenien von dem Armenius, einem Rhodier, oder Thessalier, her; andere mit mehrerem Recht, von dem hebräischen Wort Aram, welches entweder den Enkel des Noa bedeutet, der dieses Land zu seinem Antheil bekommen, und ihm seinen Namen beygelegt haben soll; oder so viel als hoch heist, weil das Land sehr hoch liegt, und seine Gebürge die höchsten im ganzen Orient sind. Hayton, welcher König von Armenien war, leitet diesen Namen von Aram-Noa her. So ungewiß diese Etymologien sind, so will ich ihnen doch noch lieber Beyfall geben, als seinem Vorgeben, daß Salmannazar den größten Theil der gefangenen Juden nach der Eroberung von Palästina hieber gesetzt habe. Die heilige Schrift nennt diese Provinz, wenn sie davon redet, Ararat. Es ist dieses eines der schönsten und fruchtbarsten Reiche in Asien. Sieben grosse Flüsse durchströmen es; und ich glaube aus dieser Ursache setzen die meisten Ausleger der heiligen Schrift das Paradies hieber. Dem sey wie ihm wolle, so ist Armenien wegen anderer grossen  
Bege-





Begebenheiten berühmt. In keinem Reiche sind so blutige Schlachten vorgefallen, als hier. Es hat verschiedenemalen seine eigene Könige gehabt, aber sie haben sich nicht erhalten können. Alle grosse Eroberer in Asien haben dieses Land unter ihre Bothmässigkeit gebracht. Es war der Schauplatz der Kriege zwischen den Türken und Persern. Die Türken wollten es ganz haben, begnügten sich aber endlich nur mit einem Theil davon.

Zu der Jahreszeit, als ich durch dieses Land reiste, das ist, zu Anfang des Monaths Merz, war die Reise wegen des tiefen Schnees sehr gefährlich. Die Sonne, welche auf den Schnee scheint, verursacht in den Augen eine brennende Hitze, die das Gesicht ausserordentlich schwächt. Deswegen hängen die Einwohner ein zartes grünes oder schwarzes seidenes Tuch vor die Augen. Man kan den Weg, den man von Tiflis aus, bis nach Erivan nehmen muß, nicht genau bestimmen. Es geht über Berg und Thal und Krümmen. Doch muß man sich meistens gegen Südwesten halten. Ich schätze die Entfernung der beyden Städte auf 48. französische Meilen.

Erivan ist eine grosse, aber häßliche Stadt, welche gar keine schöne Häuser hat. Sie liegt  
in

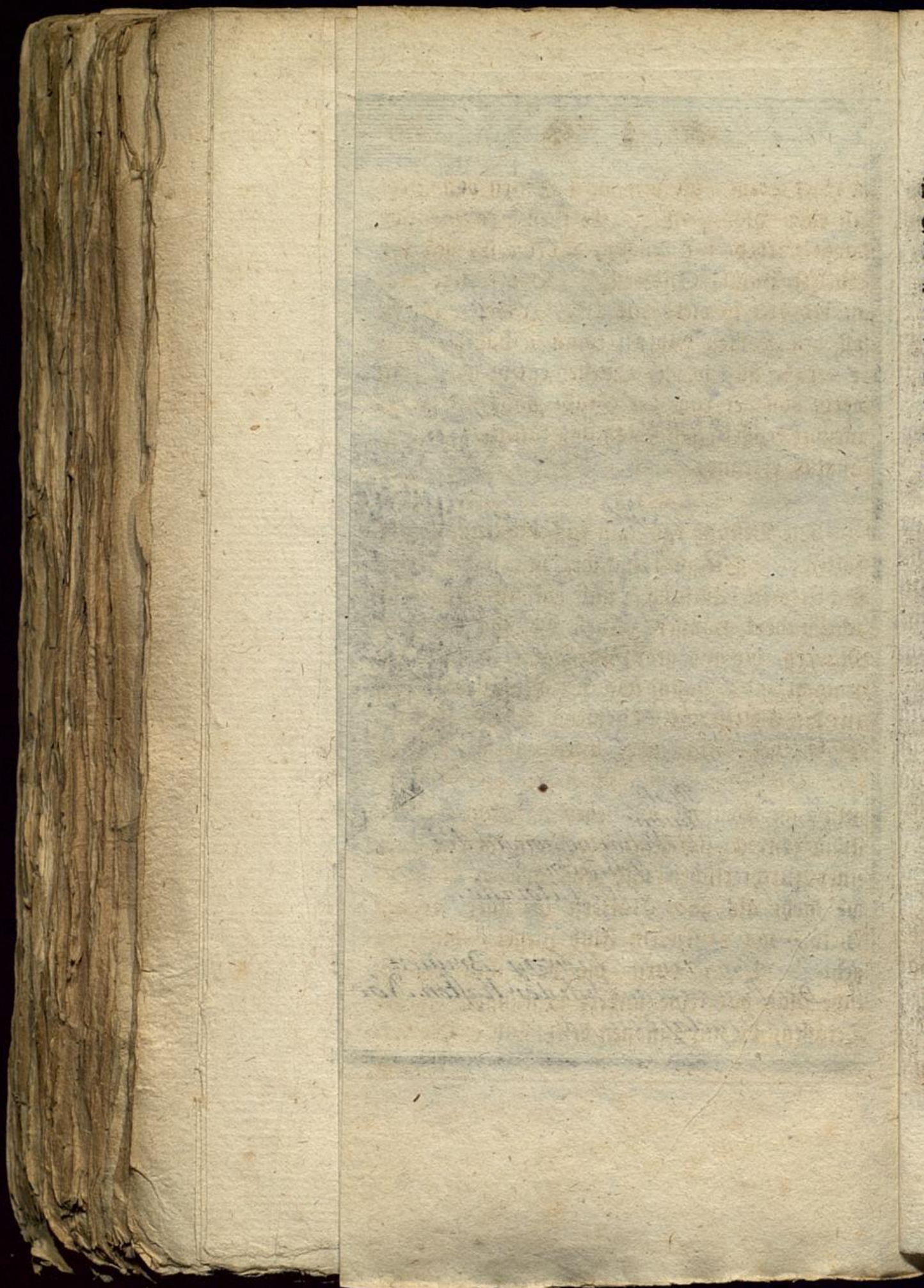
















in einer Ebene, die auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist. Es fließen zwei Flüsse davor vorbei, der Zengui, Nordwest, und der Queurt-Bulak, Südwest. Der letztere Name bedeutet so viel, als vier Quellen, und er soll den Namen daher bekommen haben, weil er gerade aus so viel Quellen entspringt. Ich werde von der Lage der Stadt nicht viel sagen, aus der beygefüigten Zeichnung kan man sie hinlänglich erkennen.

Die Bestung kan man für eine kleine Stadt halten. Sie ist länglicht, hat vier tausend Schritte im Umfang, und enthält ohngefähr achthundert Häuser. Diese Bestung hat drey Mauern, die aus gebrannten oder Ziegelsteinen gemacht sind; sie sind nach der Manier der Alten auf den Seiten mit Thürmen und kleinen Brustwehren versehen; aber unregelmäßig, wie es denn überhaupt unmöglich wäre, hier eine regelmäßige Bestung anzulegen: denn die Bestung erstreckt sich gegen Nordwest an das Ende einer fürchterlichen und sehr offenen Anhöhe, die mehr als 300. Elaftern in einer geraden Tiefe, wo unten ein Fluß fließet, hinunter geht. Dieser durch die Lage unüberwindliche Platz hat keine andere Bestungswerke als Terrassen, die mit Canonen besetzt sind. Die Besatzung





fagung besteht aus zwey tausend Mann. Die  
 Bestung hat so viele Thoren, als Mauern,  
 nemlich drey, die alle stark mit Eisen beschla-  
 gen, und mit starken Querbalken auch Fallgat-  
 tern versehen sind. Der Pallast des Statt-  
 halters von der ganzen Provinz ist in der Be-  
 stung, am Rand der obbenannten Tiefe. Er  
 ist schön, groß, und im Sommer sehr ange-  
 nehm. Die Armenier haben auch in der  
 Bestung Läden und Arbeitshäuser, worinnen  
 sie den Tag über ihre Geschäfte treiben, solche  
 des Nachts zuschliessen, und in die Stadt in  
 ihre Häuser gehen. Ohngefähr tausend  
 Schritte von der Bestung gegen Norden ist  
 eine Anhöhe, von der man sie bestreichen kan.  
 Man hat sie mit einer doppelten Mauer und  
 Canonen befestigt. Hieher kan man zwey  
 hundert Mann legen. Dieses kleine Fort  
 wird Quentschy-Cala genennt.

Die Stadt ist von der Bestung einen Ca-  
 nonenschuß weit entfert. Der Platz dazwi-  
 schen ist mit Häusern und Marktplätzen an-  
 gefüllt, aber die Bauart ist so schwach, daß  
 man in einem Tage alles wegschaffen kan.  
 In der Stadt sind viele Kirchen. Die Haupt-  
 kirchen sind die Bischöfliche, mit Namen  
 Irku-Verize, d. i. zwey Gesichter, und Cato-  
 vife.





vise. Diese beyden Kirchen stammen noch von den letzten Königen in Armenien her; die andern sind neuer. Sie sind klein, stehen tief in der Erde, so daß man sie nicht übel mit den Catacomben vergleichen kann.

Nähe bey der bischöflichen Residenz ist ein alter Thurm, der aus gehauenen Steinen gebauet ist. Ich weiß nicht, von wem, zu welcher Zeit, und zu was für einem Gebrauch er erbauet worden ist. Auswärts sind Inschriften daran, deren Schriftzüge zwar mit dem Armenischen einige Aehnlichkeit haben, die aber die Armenier selbst nicht lesen können. So viel ist gewiß, daß der Thurm sehr alt, und von einer besondern Bauart ist. Inwendig ist er ganz leer; auswärts sieht man noch einige Ruinen, woraus man schliessen sollte, daß er zu einem Kloster möchte gehört haben. Weiter vorwärts ist ein grosser Marktplatz, und nicht weit davon eine alte türkische Moskee, die aus Ziegelsteinen gebaut, aber jeho ganz verfallen ist. Man nennt sie von dem Namen ihrer Erbauer, die Moskee zweyer Sultane. Dreyhundert Schritte davon ist der grosse Meydan. In Asien werden alle grosse Plätze also genannt. Der Meydan von Erivan ist viereckigt, hat 400. Schritte

R. n. Persien. I. Th.

H h

im





im Durchschnitt, und ist rings herum mit Bäumen besetzt. Hier werden die Carusel, das Ringen, das Bettrennen, und alle starke Leibesübungen zu Pferd und zu Fuß gehalten.

In der Stadt und in der Befestigung sind viele Bäder und Caravanserai. Das schönste unter allen ist 500. Schritte vom Schloß. Der Haupteingang hat achtzig Schritte in die Tiefe, und stellt eine schöne Gallerie vor, die auf beyden Seiten mit Kramläden, worinnen allerhand Arten von Stoffen verkauft werden, besetzt ist. Das Hauptgebäude ist viereckigt. Es sind darinnen drey grosse und sechzig kleine Wohnungen, nebst vielen Ställen und grossen Gewölbern. Vor dem Haus ist ein grosser Marktplatz mit vielen Läden, worinnen man allerhand Mundvorrath verkauft, auf der Seite ist eine schöne Moskee, und zwey Caffeehäuser.

Die nördliche Breite von Erivan ist 41. Grad 15. Minuten, und die Länge 78. Grad und 20. Minuten. Die Luft daselbst ist gut, aber ein wenig dick und kalt. Der Winter dauert hier lang; es schneyet manchmal noch im Aprill. Deswegen müssen die Leute bey Anfang des Winters die Weinstöcke eingraben, und



und erst im Frühling wieder ausgraben. Das Land ist fruchtbar und angenehm. Die Erdfrüchte gerathen in Ueberfluß, besonders ist der Wein sehr gut und wohlfeil. Die Armenier behaupten aus einer mündlichen Sage, daß Noah nahe bey Erivan Wein gepflanzt habe, sie zeigen sogar den Ort, wo es geschehen sey, nemlich eine kleine Meile von der Stadt. Die zwey Flüsse, die vor der Stadt vorbey fließen, und der See, davon wir noch reden wollen, liefern viele und gute Fische, besonders sind die Forellen und Karpfen sehr gut. Sie sind im ganzen Orient berühmt. Ich habe ihrer gesehen, welche drey Schuh lang waren. Man ist auch zu Erivan viele Rebhühner.

Der See von Erivan liegt drey kleine Tagereisen gegen Nordwesten. Die Perser nennen ihn Deriachirin, das ist, den See der süßen Wasser, und die Armenier Kiagar-cuni-su, welches eben so viel bedeutet. Man hat dem See diesen Namen gegeben, weil sein Wasser süße ist. Er hat 25. Meilen im Umfang, und ist sehr tief. Man fängt in demselben neun Arten von Fischen: die besten Forellen und Karpfen, die man zu Erivan ist, kommen aus dieser See. In der Mitte





des Sees ist eine kleine Insel, worauf ein Kloster ist, welches vor ohngefähr 600. Jahren erbauet worden ist; der Prior davon ist zugleich Erzbischoff und Patriarch, und will den grossen Patriarchen der Armenier nicht erkennen. In den gewöhnlichen Landcharten ist dieser See nicht bemerkt, und es ist zu verwundern, daß kein Persischer Reiseschreiber einige Meldung davon thut. Hieraus kan man sehen, wie wenig sich die Leute bemühen, die Seltenheiten der Länder, wodurch sie reisen, zu bemerken. Der Fluß Zengui, von dem wir schon geredet haben, entspringt aus diesem See. Er durchströmt einen Theil von Armenien, und vereinigt sich mit dem Araxes nahe bey dem Caspischen Meere, worin sich beyde Flüsse ergiessen. Es sind in diesem Theil von Armenien, und in dem nahe gelegenen Medien noch mehrere Flüsse und Seen, wovon in den Landcharten nichts angemerkt ist; aber sie sind weder so groß, noch so fischreich, als diese, ja in einigen trifft man gar keine Fische an.

Den Erzählungen der Armenier zu Folge, ist die Gegend um Erivan unter allen Gegenden in der Welt, zuerst bevölkert gewesen; denn sie sagen, daß Noah und seine Familie, so

so





sowohl vor als nach der Sündfluth hier gewohnt habe, und daß auch das Paradies hier gestanden habe. Alles dieses wird ohne hinreichenden Grund behauptet. Einige Schriftsteller sagen, daß Erivan die nemliche Stadt sey, welche Ptolomäus Terba nennt und zur Hauptstadt von Armenien macht. Andere sagen, daß sie ehemals Artarate geheissen habe; die Türken nennen sie Erixe. Die Armenische Geschichte sagt, daß sie ehemals Vagar-Capat geheissen, und daß die Könige Hof daselbst gehalten haben; daß sie von einem der ersten Fürsten des Landes, welcher Vagar geheissen habe, gebauet worden sey, und daß also Vagar-Capat nichts anders sagen wolle, als die Stadt des Vagar. Allein, alle diese Herleitungen werden dadurch verdächtig gemacht, weil selbst die Armenische Geschichte den Namen Erivan von einem solchen Wort abstammen läßt, welches so viel als sehen bedeutet; sie sagen, daß ihr dieser Name deswegen gegeben worden sey, weil Noah, als er vom Berge Ararat herabgekommen, diese Gegend zuerst entdeckt und gesehen habe. Indessen weiß man doch auch, daß die Armenische Sprache eine neue Sprache, und nicht über 700. Jahre bekannt ist. In der Persischen Geschichte findet man auch nichts von dem Ursprung der

Stadt



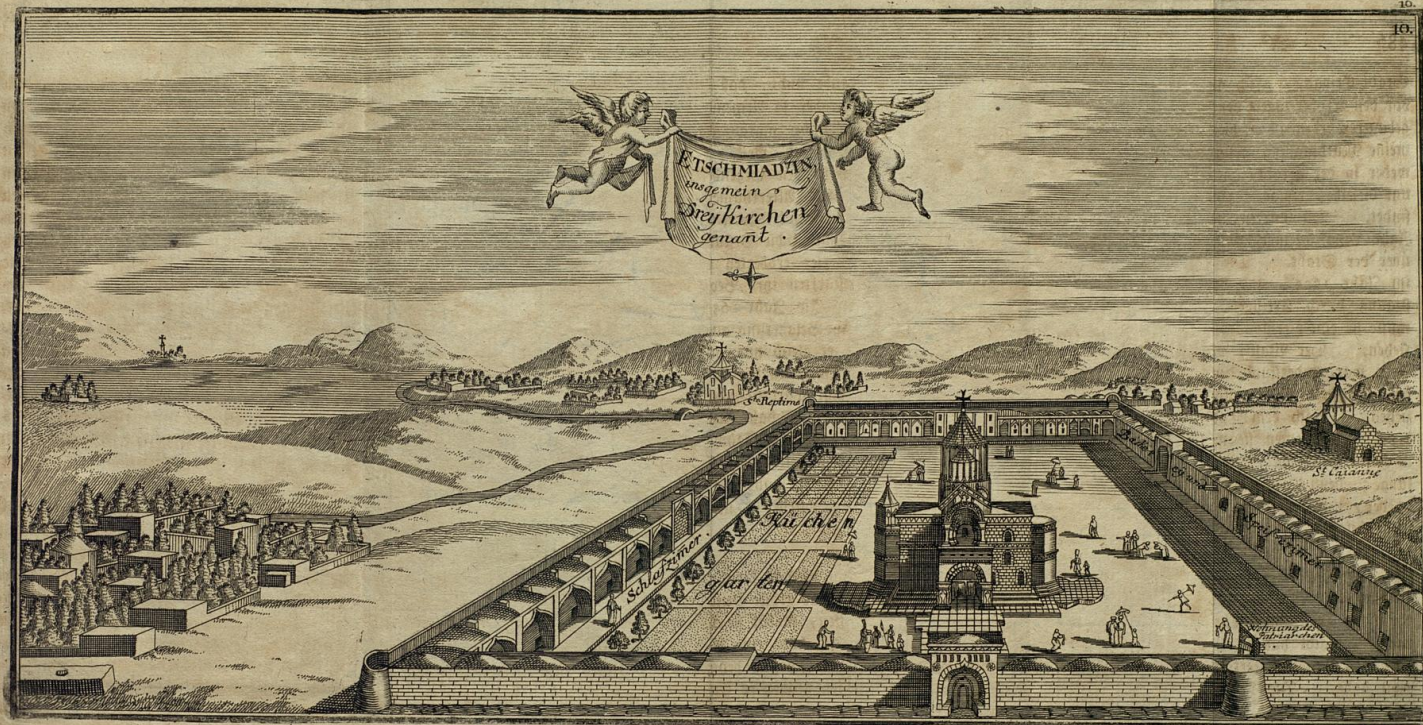


Stadt Erivan. Ich glaube nicht, daß sie vor den Eroberungen der Araber in Armenien gebauet worden ist; die Gründe, worauf ich meine Muthmasung gründe, sind, weil man weder in der Stadt, noch in den Gegenden um dieselbe, einige Spur von Alterthümern findet. Die Türken machten sich davon im Jahr 1582. Meister, und baueten die Vestung über der Stadt. Die Perser eroberten sie im Jahr 1604., und verstärkten ihre Bevestigung durch Artillerie. Im Jahr 1655. mußte sie eine viermonathliche Belagerung aushalten. Der Wall, ob er gleich nur von Erde war, widerstand den Batterien der Türken, daß sie endlich genöthigt wurden, abzugeben. Nach dem Tode des Schah-Abas des zweyten kamen sie wieder, und nahmen auch die Stadt weg, aber sie behielten sie nicht lange; denn Sefy eroberte sie im Jahr 1635. wieder, und seit dieser Zeit wurde sie nicht mehr belagert.

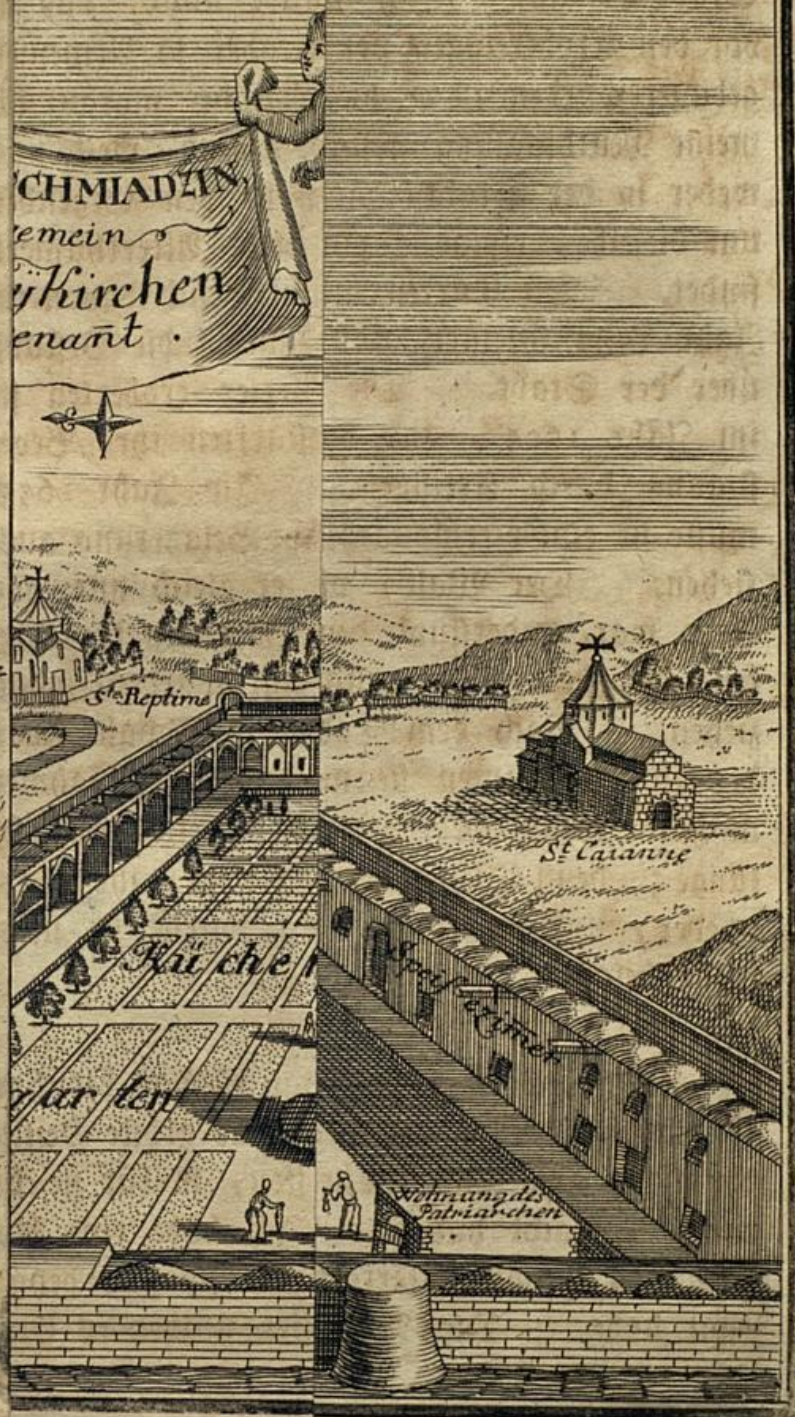
Zwey Meilen von Erivan ist das berühmte Kloster der drey Kirchen, das größte Heiligthum der armenischen Christen, wofür sie die größte Andacht haben. Ich habe eine Abzeichnung davon verfertigt, die ich hier beygefügt habe. Die Armenier nennen es Geshmia-

mia-











Handwritten text in a historical script, likely Latin or German, arranged in approximately 25 horizontal lines. The text is written in a dark ink on aged, slightly discolored paper. The script is a cursive hand, characteristic of the late 15th or early 16th century. The lines of text are somewhat irregular in length and spacing, typical of medieval manuscripts. The text appears to be a single paragraph or a section of a larger work.





miazim, oder Itsch = miazim, d. i. die Herab-  
 kunft des Eingebornen, oder, der eingeborne  
 Sohn ist herabgekommen. Sie sagen, dieser  
 Name sey diesem Ort beygelegt worden, weil  
 Jesus Christus daselbst dem heiligen Grego-  
 rius, der der erste Patriarche dieses Klosters  
 war, ganz deutlich erschienen sey. Die Ma-  
 homedaner nennen diesen Ort Utschglissie, von  
 utsch, d. i. drey, und dem verstümmelten Wort  
 ecclesia, drey Kirchen, weil ausser der Kloster-  
 kirche, noch zwey andere Kirchen in der Nähe  
 sind. Die erste, oder Hauptkirche, welche  
 eigentlich Itsch = miazim genannt wird, ist ein  
 sehr dauerhaftes, aber dunkles Gebäude, aus  
 grossen gehauenen Steinen gebaut. Die Säu-  
 len, welche zwey und siebenzig Schuh hoch  
 sind, sind nichts anders als plumpe Stein-  
 klumpen; so wie auch das Gewölbe sehr un-  
 förmlich ist. Das Inwendige des Gebäu-  
 des hat weder an Mahlereyen, noch an Bild-  
 hauerarbeit einige Zierlichkeit. Die Capel-  
 len liegen auf der Ostseite. Im Grund der  
 Kirche sind ihrer drey. Die mittelfte ist die  
 grösste, und hat einen Altar von Stein, der  
 nach Art der morgenländischen Christen noch  
 so ziemlich ausgeschmückt ist. Die Seiten-  
 Capellen sind ohne Altar, sondern die eine  
 dient zur Sacristey, und die andere zur Schatz-  
 kammer.





fammer. Die Ursache, warum in diesen Capellen keine Altäre sind, ist diese, weil nach dem Religionsbegriff der Armenier sowohl, als der übrigen morgenländischen Christen, man in einer jeden Kirche das heilige Abendmahl täglich nur einmal hält, wenn sich Gläubige daselbst befinden, die es genießen wollen; daher ist es auch nicht nöthig, in einer Kirche mehr als einen Altar zu haben.

Die Mönche dieses Orts zeigen in der Sacristen verschiedenes schöne und reiche Kirchengeräthe, als goldene Creuze und Kelche, silberne Lampen und Leuchter, von einer außerordentlichen Grösse. Die meisten von diesen Kostbarkeiten haben sie der Freygebigkeit der Päbste zu danken, die sie ihnen schenkten, um sie dadurch zu bewegen, sich mit der römischen Kirche zu vereinigen; sie sind auf der einen Seite Beweisse von der römischen Leichtglaubigkeit, und auf der andern von der Verstellung der Armenier. In ihrem Schatz sind viele silberne und vergoldete Kästchen. Die vornehmsten Reliquien an diesem Orte sind, der Erzählung der Mönche zu Folge, der Oberleib der heiligen Kepsima, ein Arm und ein Schenkel der heiligen Cajana, ein Arm des heiligen Gregorius, mit dem Zunahmen  
der





der Erleuchter, weil er Armenien bekehrt hatte; eine Rippe des heiligen Jacobus, Bischoffs von Jerusalem, ein Finger des Apostels Petri, und zwey Finger Johannis des Täu- fers. Die Mönche in diesem Kloster behaupten, daß der Leichnam dieses Heiligen sich in einem Kloster ihres Ordens bey Erzerum befinde, welchen der Bischoff von Cäsarea, Leontius, ihrem ersten Patriarchen daselbst gegeben habe; nachdem er 350. Jahre zu Etsch- miazim gewesen wäre, so wäre er an den Ort gebracht worden, wo er sich gegenwärtig be- fände. Die Mönche zu Etsch- miazim sind zwar die Lehrer der Armenier, aber sehr un- wissend. Von den übrigen Reliquien, die sie in ihrem Schatz haben, will ich nichts sa- gen, weil die Heiligen, von denen sie seyn sol- len, sehr unbekannt sind; nur das einzige will ich noch anführen, daß sie versichern, daß sie lange Zeit zwey Nägel, womit die Hände Christi an das Creuz wären genagelt gewesen, gehabt hätten, und wovon der eine gegenwärtig in Diarbekr, der andere in Geor- gien aufbehalten werde; ferner daß Abas der Grosse aus ihrem Schatz die Lanze, womit die Seite Christi geöffnet worden wäre, und sei- nen ungenäheten Rock, genommen, und in den Schatz nach Ispahan gebracht habe.





Mitten in der Kirche ist ein grosser gehauener viereckiger Stein, drey Schuh im Durchschnitt, und fünf Schuh dick. Die Armenier behaupten, als einen Glaubensartickel, daß dieses der Ort sey, wo an einem Sonntage Abends unser Heiland Jesus Christus ihrem Apostel, dem heiligen Gregorius, beym Gebet erschienen sey, und mit ihm geredet habe. Sie versichern ferner, daß er um diesen Heiligen herum, mit einem Lichtstrahl, den Riß der Kirche Echts-miazim gezeichnet, und ihm zugleich den Befehl gegeben habe, die Kirche nach dieser Vorschrift zu bauen; zu gleicher Zeit habe sich die Erde an dem Ort, wo der Stein ist, aufgethan, und unser Heiland habe durch diese Oefnung alle Teufel, welche bisher in den Tempeln der Armenier Orakel gegeben hätten, in den Abgrund gestürzt, und diese Oefnung mit einem Marmorstein bedeckt; Abas der Grosse habe diesen Marmor hinweg genommen, und in den königlichen Schatz von Persien gebracht, an dessen Statt aber den gegenwärtigen Stein, auf den nemlichen Platz legen lassen. Ich habe mich zu Ispahan sorgfältig nach diesem Vorfall erkundigt, ich habe sogar die Vorsteher des königlichen Schazes darüber befragt; aber es wollte kein Mensch etwas davon wissen.





fen. Die Armenier haben noch eine andere Sage über diese Kirche, die ich, ob sie mir gleich fabelhaft vorkommt, dennoch erzählen will. Sie sagen, daß der Mittelpunkt dieser Kirche gerade der Ort sey, wo Noah nach seiner Befreyung, nach 1 B. Mos. 8. Gott einen Altar gebauet, und Opfer darauf gebracht habe.

Der grosse Glockenthurm an dieser Kirche ist erst neuerlich gebauet worden. Er hat sechs Glocken, wovon die größte zwey tausend Pfund wiegt. Eine von den kleinen Glocken ist vor einiger Zeit herabgefallen, und noch nicht wieder aufgehängt worden. Die Mönche sagen, daß es aus Mangel des Geldes geschehe. So viel ist gewiß, daß sie sehr arm sind. Das erste Kloster dieser Kirche war von dem Nierses, dem Patriarchen von Armenien, gebaut. Die Tartarn zerstörten solches, und wenn man ihren Nachrichten glauben darf, so ist es fünfmal bis auf den Grund zerstöret worden. Die Wohnung des Patriarchen liegt gegen Morgen. In diesem Kloster sind Wohnungen für alle Fremde, die darinnen herbergen wollen, und für achtzig Mönche. Es sind ihrer aber gewöhnlich nicht mehr, als zwölf bis funfzehn. Die Patri-





Patriarchen von Armenien müssen hier wohnen; allein, die Wahrheit zu sagen, Geld- und Ehrgeiz läßt ihnen wenig Ruhe, sondern macht ihnen so viel zu schaffen, daß sie beständig in Persien und in der Türkei herumreisen. Unter dem Patriarchen von Armenien stehen ohngefähr zwanzig Bischöffe.

Die beyden andern Kirchen, welche noch bey der Hauptkirche liegen, sind die Kirchen der heiligen Cajana, und der heiligen Kepsima. Es sind dieses die Namen zweyer römischen Jungfrauen, die zur Zeit der neunten Christenverfolgung nach Armenien geflohen sind, und an eben den Orten, wo die beyden Kirchen erbauet sind, den Märtyrertod gelitten haben. Die Kirche der heiligen Cajana liegt auf der rechten Seite des Klosters 700. Schritte davon, und diejenige der heiligen Kepsima auf der linken, zwey tausend Schritte davon. Diese zwey Kirchen sind über die Hälfte verfallen, und es wird schon lange kein Gottesdienst mehr darinnen gehalten.

In dem Gebiete von Erivan, welches sich auf allen Seiten über zwanzig Meilen erstreckt, sind drey und zwanzig Manns- und fünf Frauenklöster. Sie sind alle miteinander  
arm





arm und übel gehalten ; in den meisten sind nicht über fünf bis sechs Personen, welche sich beständig mit der Sorge der Nahrung beschäftigen müssen, und den Gottesdienst nur an den geheiligten Tagen abwarten. Eines der ansehnlichsten ist das Kloster Couervirab, welcher Armenische Name so viel bedeutet, als die Kirche über den Brunnen, und dieser Name ist ihr, wie man vorgiebt, deswegen beygelegt worden, weil sie über einen Brunnen gebauet ist, worein, der armenischen Geschichte zu Folge, der heilige Gregorius geworfen, und als ein anderer Daniel in der Löwen-grube, auch darinnen erhalten worden war. Dieses Kloster liegt an den Gränzen des Gebietes von Erivan, Echts - miazim gegen Mittag. Die Einwohner sagen, daß man daselbst noch die Ruinen von der Stadt Artarate sähe. Die Perser nennen diese Stadt Ardachat, weil sie den Namen Artaxerxes, Ardacher aussprechen. Sie geben vor, unter den Ruinen sähe man auch noch die Ruinen des Pallastes des Tiridates, der vor mehr als 1400. Jahren wäre erbauet worden. Noch mehr. Die eine Vorderseite des Pallastes sey nur zur Hälfte verfallen, und es wären noch vier Reihen schwarzer marmorner Säulen, jede von neun Säulen, übrig; zwischen diesen  
Säulen





Säulen fände man einen grossen Haufen Mar-  
morarbeit, worunter so dicke Säulen seyn sol-  
len, daß kaum drey Männer im Stande wären,  
eine zu umfassen. Diesen Haufen von Rui-  
nen nennen sie Tactterdat, d. i. den Thron  
des Tiridates. Von den übrigen Klöstern  
und ihren Merkwürdigkeiten, wie auch von  
den Reliquien der Armenier, worunter beson-  
ders die heilige Veronica, und der Leichnam  
des Apostels Thomas und Simon genannt  
werden, will ich nichts sagen, weil es meistens  
lächerliche Unwahrheiten sind.

Was den Religionsbegriff der Armenier  
anbelangt; so waren die ersten, die sie in der  
Religion unterrichtet haben, Griechen von der  
Eutychianischen Parthey. Den Ausgang des  
heiligen Geistes erklären sie wie die Griechen,  
nemlich, daß der heilige Geist nicht vom Va-  
ter und Sohn, sondern vom Vater durch den  
Sohn ausgehe. In Ansehung der Mensch-  
werdung Christi sind sie Eutychianer, welche  
behaupten, Christus habe nur eine Natur.  
Sie blieben beständig bey der Meinung der  
Monophysiten, die man im Orient Jacobiten  
nennt. Uebrigens sind sie sehr orthodoxe  
Christen; sie halten den Gottesdienst, wie  
man ihn im vierdten Jahrhundert gehalten  
hat,





hat, ohne etwas darinnen zu ändern; sie lesen das Wort Gottes und singen die Psalmen in ihrer eigenen Sprache, ohne die Bilder zu verehren. Wenn das Sacrament (nach ihrer Sprache, das Geheimniß) des heiligen Abendmahls unter ihnen gehalten wird, so ist die ganze Gemeinde versammelt; die Priester und das Volk bis auf die Kinder genießen einerley ordentliches Brod, und trinken reinen Wein aus einem Kelch.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir ein Glaubensbekenntniß der Armenier beysügen, welches für zuverlässig ausgegeben wird:  
„ Wir bekennen und glauben von ganzem Herzen, an GOTT den Vater, der nicht gemacht und gebohren ist, auch keinen Anfang genommen hat; der den Sohn gezeuget, und von welchem der heilige Geist ausgehet. Wir glauben auch an GOTT, das Wort, welches nicht gemacht, sondern von Ewigkeit her von dem Vater gebohren und entsprungen, auch nicht später und geringer ist; in demal so wie der Vater, Vater ist, so ist auch der Sohn, Sohn. Wir glauben an den heiligen Geist, der nicht gemacht, sondern ewig, nicht gezeuget ist, sondern von dem Vater ausgeht, gleiches Wesens mit ihm, und gleicher Herrlichkeit mit dem Sohne.

Sohne.





Sohne. Wir glauben die heilige Dreieinigkeit, eine Natur, eine Gottheit. Es sind nicht drey Götter, sondern ein Gott, ein Wille, ein Reich, eine Herrschaft, der Schöpfer der sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Wir glauben eine heilige Kirche, die Vergebung der Sünden, die Gemeinschaft der Heiligen. Wir glauben, daß eine von den drey Personen, Gott das Wort, welches von dem Vater von Ewigkeit geboren ist, in der Zeit in die Gottesgebährerin, die Jungfrau Maria herabgefahren sey, ihr Blut an sich genommen, und mit seiner Gottheit vereinigt habe; daß er neun Monate in dem Leibe der unbefleckten Jungfrau aufbehalten, und also GOTT ein vollkommener Mensch am Geiste, Gemüth und Leibe geworden sey; eine Person, ein Anblick, und zwar in einer Natur vereinigt. Gott ist Mensch geworden, ohne Verwandlung, ohne Veränderung. Ohne Saamen ist seine Empfängnis, und ohne Verderben seine Geburt gewesen. So wie seine Gottheit ohne Anfang ist, so ist seine Menschheit ohne Ende. Denn Jesus Christus ist gestern und heute, und derselbige auch in Ewigkeit. Wir glauben, daß der Herr Jesus Christus, nachdem er dreysig Jahre auf Erden gewandelt, sich taufen lassen, der Vater bezeugt habe, „daß ist mein lieber Sohn,“





Sohn, " und sich der heilige Geist in Gestalt einer Taube auf ihn herabgelassen; daß er von dem Satan versucht worden, aber ihn überwunden habe; die Seligkeit den Menschen geprediget, die Leibeschwachheiten empfunden, müde geworden, gehungert und gedürstet habe; hernach freywillig zum Leiden gekommen sey, gekreuziget worden, und dem Leibe nach gestorben, aber der Gottheit nach lebendig geblieben; sein Leib vereinigt mit der Gottheit im Grabe gelegen habe; daß er im Geiste bey ungetheilter Gottheit zur Hölle gefahren, den Geistern geprediget, die Hölle zerstöret, und jene Geister errettet habe; daß er nach dreym Tagen von den Todten auferstanden, und seinen Jüngern erschienen sey. Wir glauben, daß unser Heiland Jesus Christus mit eben demselbigen Leibe gen Himmel erhoben worden, und zur Rechten des Vaters sitze; auch in eben demselben Leibe und Herrlichkeit des Vaters wiederkommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, welcher auch die Auferstehung aller Menschen ist. Wir glauben endlich eine Vergeltung der Werke, nemlich den Gerechten das ewige Leben, aber den Sündern die ewige Quaal. "

Die Armenische Geistlichkeit bestehet aus einem Patriarchen, Bischöffen, Priestern und  
R. n. Persien. I. Th.      I i      Mön-





Mönchen, welche letztere sich nach der Regel des heiligen Basiliius richten, von den übrigen Orden wissen sie nichts. Der Patriarch, den sie Calife nennen, d. i. Nachfolger, und die Bischöffe, die sie Bertabiet, das ist, Lehrer, nennen, werden gemeiniglich aus den Mönchen, die sie Oppiga nennen, genommen. Ich sage mit Fleiß gemeinlich: denn manchmal geschieht es, daß ein Weltgeistlicher Bischoff wird, nachdem ihn sein Ehrgeiz dazu antreibt, und seine Mittel dazu behülflich sind. Denn das muß man ein vor allemal wissen, daß man diese Würde nicht anders als durch das Geld bekommt. Der Patriarch erkaufte sein Amt von den Mahomedanern, und hernach verkauft er die Priesterstellen an den Meistbietenden. Die Bischöffe aus dem Mönchsstand erkennt man an dem Hirtenstab, und daß sie sitzend beten. Sie werden für gelehrter als die übrigen Geistlichen gehalten, und in Religionsstreitigkeiten beruhigt man sich hauptsächlich mit ihren Entscheidungen. Die Mönche dürfen schlechterdings keine andere geistliche Verrichtung treiben, als Messe lesen. Zum Noviciat ist ihnen keine gewisse Zeit festgesetzt; sie sind manchmal acht Jahre lang im Kloster, ehe sie die Ordenskleidung anlegen. An dem Tage, wenn man ihnen diese giebt, wird ihnen





*Armenische Moenche*





wenn sich ein Priester verheirathet hat / dar

21

er



dem Tage, wenn man ihnen diese giebt, so ist  
ihnen



*Armenische Priester*



*Diaconus.*

*Sub = Diaconus.*





wenn sich ein Priester verheirathet hat, daß  
Ii 2 er



934

ihnen





ihnen ein Kreuz auf den Kopf gemacht, indem man ihnen die Haare übers Kreuz abschneidet; darauf sondert man sie vierzig Tage lang von andern Menschen ab, während der Zeit sie dem Fasten und Beten obliegen müssen; und damit sie dieses desto besser beobachten können, dürfen sie mit keinem Menschen reden, das Sonnenlicht nicht sehen, und des Tages nicht mehr als einmal essen; nach diesen vierzig Tagen, müssen sie sich zwei Jahre lang des Fleischessens enthalten; hernach leben sie wie die andern Ordensgeistliche auch.

Wenn ihnen die Haare, die man ihnen auf dem Kopf über das Kreuz abgeschnitten hat, wieder wachsen, so schneidet man sie ihnen nicht aufs neue ab, sondern man macht ihnen eine Crone, die zum Andenken der Dornencrone Christi dienen soll. Weil nun alle Armenier glauben, diese Crone wäre das stärkste äussere Kennzeichen eines Christen, das sie an sich haben könnten, so tragen alle Armenier, sowohl Geistliche als Weltliche, eine solche Crone auf dem Kopf. Die Weltgeistliche sind alle vom Priesterorden. Man nennt sie Derder. Sie dürfen sich verheyrathen, wie die Laien; aber die sieben ersten Tage, wenn sich ein Priester verheyrathet hat, darf





er keine Messe lesen, und sieben Tage hernach, wenn er sie gelesen hat, darf er seine Frau nicht sehen. Hernach aber kan er beständig mit ihr leben. Alle Geistliche nennen sie mit einem allgemeinen Namen, Baronther, d. i. Lehrer, und dies hat eine Aehnlichkeit mit der Ehrenbenennung der Juden, Rabbi.

Ich habe oben schon bemerkt, daß die Armenier ihre alte Art des Gottesdienstes beybehalten haben, ohne etwas daran zu ändern. Es ist wirklich etwas wunderbares, daß, da sie seit so langer Zeit unter türkischer Bothmässigkeit stehen, da sie so arm und unwissend sind, wie es Völker, die unter einer solchen Slaveren seufzen, nothwendig werden müssen, daß, sage ich, demohngeachtet ihr Glaube die Probe ausgehalten hat. Sie sind standhaft dabey geblieben, ohne einen andern anzunehmen; sie haben sich sowohl gegen die Bedrückungen der Mahomedaner, als gegen die Bemühungen der römischen Kirche gehalten, welche letztere sich seit etlichen Jahrhunderten viele Mühe gegeben hat, sie zur Gemeinschaft ihrer Kirche zu bewegen. Der römische Hof hat keinen Aufwand und Mühe gespart, diese Absicht zu erreichen; aber alle Bemühungen sind vergeblich gewesen: man giebt ihnen Schuld,





Schuld, daß sie den Pabst Leo und alle seine Nachfolger verwünschten, weil er ihrer Meinung nach die Vereinigung zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche aufgehoben hätte, und daß sie alle Lehrsätze der römischen Kirche, die ihrem Lehrbegriff zuwider sind, verabscheueten.

Die Wahrheit zu reden, so ist es eigentlich bloß die Erziehung, welche die Armenier, und alle morgenländische Christen, so fest an ihre Religion bindet: denn, wenn man sie fragt, warum sie Christen wären, so sind sie nicht im Stande, einige Gründe anzuführen. In ihrer Kindheit lernen sie das Wort, Christus, aussprechen, das Kreuz machen, und fasten; dieses thun sie ihr ganzes Leben hindurch, und bilden sich ein, daß, wenn man diese Stücke genau beobachte, so sey man ein guter Christ; man hat sie nichts anders gelehrt, als, wenn sie in ihrem Lande sind, in die Kirche, oder sonst an einen Ort zu gehn, wo sie die Ausübung ihrer Religion haben. Ihre Fasten dauern lang, sind häufig und streng; sie enthalten sich vom Fleisch, von Fischen, von Eiern, Butter, Milch und Käse; sie essen bey alle dem, des Tages nur einmal, nemlich bey Untergang der Sonne. An den Fastta-





gen ist ihnen in ihren alten Verordnungen auch der Wein verboten; aber demohingeachtet richtet sich kein Mensch nach diesem Verbot, und die Geistlichen trinken ihn so gut, als die Weltlichen: sie würden sonst die harten Fasteyungen nicht aushalten können. Ihre Fastenzeiten sind folgende. Erstlich fasten sie alle Mittwoche und Freytage im ganzen Jahre, ausgenommen von Ostern bis auf Himmelfahrt, in welcher Zeit sie sich wegen der Auferstehung Christi am meisten Ergößlichkeiten im ganzen Jahre verstatten. Zwentens halten sie folgende zehen Fasttage: 1) den Tag nach dem ersten Sonntage nach dem Fest der heil. Dreyeinigkeit; dieses nennen sie das Busfasten; 2) das Fasten der Verklärung Christi; 3) das Fasten unsrer lieben Frauen im August, da sie sich nur am letzten Tage dieses Monaths des Fleischessens enthalten; 4) das Fasten des Creuzes, welches im September fällt; dieses wird gehalten, wie das vorhergehende; 5) ein Busfasten nach dem 13ten Trinitatis-Sonntage; 6) ein gleiches nach dem 21sten; 7) das Advents-Fasten; 8) das Fasten an Weynachten, welches Fest sie nicht um Mitternacht, sondern des morgens anfangen, und fasten den Tag vorher, von Morgen bis auf den Abend; 9) ein grosses Busfasten vor dem Carneval, welches





*Der Berg ARARAT wie er von Dreikirchen anzusehen.*



ich- und welt- un- ten- alle- aus- hrt, ung- zen- fol- dem- reyn- en; daß sie des- des- eses- ein- nn- 7) ten- cht, den- id; al, hes-







welches vierzehnen Tage dauert, und 10) die grosse Fasten, welche den Monath darauf anfängt.

Ueber diese allgemeine Fasten, welche fast die Hälfte des Jahres wegnehmen, und welche zu halten jederman verbunden ist, haben sie noch drey andere Andachtszeiten, die die Kirche eigentlich nicht zu halten geboten hat, wovon jede funfzig Tage dauert. Erstlich von Ostern bis Pfingsten; zweytens von dem Fest der Dreyeinigkeit an, bis auf das Fest der Verklärung Christi; die dritte vom zwanzigsten Sonntage nach dem Fest der heil. Dreyeinigkeit bis auf Weynachten. Diejenigen, die diese Tage aus eigener Andacht halten, nehmen den Samstag und Sonntag aus, als an welchen Tagen sie sich nur vom Fleischessen enthalten. Sie haben noch ein kleines Fasten von dieser Art, von Himmelfahrtstag bis auf Pfingsten. Eine gewisse Standsperson in Europa, welcher ich eine Beschreibung von den Religionen der morgenländischen Völker machte, sagte: „ich sehe wohl, daß die morgenländischen Christen mit Fasten wohl beladen sind; die Mahomedaner mit Beten, und wir mit Feiertagen.

Zwölff Meilen von Erivan gegen Osten, siehet man den berühmten Berg, wovon jeder-  
 Si 4 man





man glaubt, daß sich der Kasten Noah darauf niedergelassen habe, und niemand hat einen hinlänglichen Beweis davon. Wenn die Luft heiter ist, so scheint der Berg nicht weiter als zwei Meilen entfernt zu seyn; man schreibt dieses seiner Größe und Höhe zu. Ich glaube aber doch, daß ich höhere Berge gesehen habe; wenn ich mich nicht irre, so ist die Gegend des Berges Caucasus, worüber ich gekommen bin, da ich vom schwarzen Meere nach Akazike gieng, höher als dieser Berg. Die Türken nennen ihn Agridag, d. i. den hohen Berg schlechtweg. Die Armenier und Perser nennen ihn Macis. Die erstern leiten diesen Namen von Mas, oder Mesch, dem Sohne Arams, her, von welchem ihre Nation sowohl ihren Namen als Ursprung habe. Die Perser leiten ihn von dem Wort Ajis her, welches in ihrer Sprache so viel, als vielgeliebt, bedeutet, und geben zur Ursache dieses Namens an, weil dieser Berg von Gott zu einem glücklichen Hafen sey erwählt worden, auf welchem dasjenige Schiff ruhen sollte, welches das ganze menschliche Geschlecht am Bord hatte. Die eine von diesen Ableitungen sowohl als die andere ist gezwungen. In den Geschichtbüchern der Perser hat dieser Berg noch zwey Namen, nemlich Cou-Rouh, d. i. der Berg des Noah, und Sabbath-Toppus, das





das ist, die glückliche Höhe. In der heiligen Schrift wird diesem Berg kein besonderer Name beygelegt, sondern sie sagt nur, der Rasten Noah habe sich auf dem Gebürge Ararat niedergelassen, d. i. auf dem Gebürge von Armenien. Das sind die Berge, die bey den lateinischen und griechischen Schriftstellern so berühmt sind, und die sie für Theile des Berges Taurus ausgeben, sie nennen sie die Gordische, Gordäische, Gorduenische, Cardische, Curdische und Carduchische Gebürge; jeder Schriftsteller ändert die Namen nach seiner Aussprache.

Die Armenier haben eine mündliche Ueberslieferung, daß der Rasten noch jezo auf der Spitze des Bergs anzutreffen sey; aber sie setzen hinzu, daß niemand bis auf den Platz, wo sie stehe, hinauf kommen könne. Sie glauben dieses auf die Aussage eines Mönchs von Echsmiazim, mit Namen Jacob, der hernach Bischoff von Mizibe geworden ist; und er unterstützt seine Aussage durch ein Wunder. Man erzählt, dieser Mönch habe sich durch die gemeine Meinung, daß dies der Berg sey, auf welchem sich der Rasten nach der Sündfluth niedergelassen habe, verleiten lassen, und habe sich in den Kopf gesetzt, auf die Spitze des Bergs, es koste auch, was es wolle, hinauf zu steigen,





steigen, oder über seiner Unternehmung umzu-  
kommen. In diesem Vorsatz sieng er an den  
Berg zu besteigen; wie er auf die Hälfte des  
Berges kam, so konnte er nicht weiter. Vor  
Müdigkeit (denn er war den ganzen Tag gestie-  
gen,) legte er sich hin, und schlief ein; und  
siehe! während seines Schlags wurde er durch  
ein Wunder wieder an den Ort zurück gebracht,  
wo er des morgens ausgegangen war. Er that  
es den folgenden Tag wieder, und es wider-  
fuhr ihm das nemliche. Nach öftern Versu-  
chen erhörte Gott endlich die Wünsche dieses  
Mönchen, und wollte ihm einen Theil seines  
Verlangens gewähren. Er schickte ihm durch  
einen Engel ein Stück von dem Kasten, und ließ  
ihm dabey sagen, er sollte sich nicht weiter ver-  
geblich bemühen, auf den Berg zu steigen, denn  
Gott habe es verboten. Diese fabelhafte Er-  
zählung glauben die Einwohner heilig. Ich  
will einige Anmerkungen darüber machen. Erst-  
lich stimmt diese Erzählung nicht mit den Nach-  
richten der alten Schriftsteller, des Josephus,  
Berossus, Nicolaus und Damascenus überein,  
welche versichern, daß man zu ihrer Zeit noch  
Ueberbleibsel von dem Kasten gesehen hätte, und  
daß man das Harz, womit er überzogen gewe-  
sen wäre, als ein gutes Heilmittel für aller-  
hand Ungemächlichkeiten gebraucht habe. Zwen-  
tens,





tens, anstatt daß jemand durch ein Wunder gehindert worden, auf den Berg hinauf zu steigen, würde ich es vielmehr für ein Wunder halten, wenn jemand bis auf die Spitze gekommen wäre; denn auf dem ganzen Berg ist keine Wohnung, von der Mitte an bis an die Höhe ist er beständig mit Schnee bedeckt, der niemals schmilzt; auch in dem heissesten Sommer sieht er nicht anders aus, als ein ungeheures Stück Schnee. Unten an dem Berge liegt ein christliches Dorf, und in demselben ein Kloster, mit Namen Arafil-vank, d. i. Kloster der Apostel. Die Armenier haben gegen diesen Ort eine sehr grosse Ehrfurcht, indem sie glauben, daß Noah nach der Sündfluth hier seine erste Wohnung aufgeschlagen habe. Sie sagen ferner, die Leichname der beyden Apostel, Andreas und Matthäus, lägen hier, und der Hirnschädel des letzten wäre noch in der Kirche des Klosters zu sehen. Sie erzählen auch noch andere merkwürdige Geschichte von diesem Ort und der ganzen Gegend, aber sie sind so unwahrscheinlich, daß ich sie nicht einmal nach erzählen mag.

Der Berg, auf welchem sich der Kasten Noah niedergelassen haben soll, hat das traurigste und widrigste Ansehen von der Welt. Man





Man findet auf demselben weder Bäume noch Stauden, noch weniger Klöster und Dörfer. Ich glaube auch nicht, daß man eines anlegen könnte, denn der Boden ist entweder beweglich, oder mit Schnee bedeckt. Mit dem unten am Fuß liegenden Dorf hängt ein Hohlweg, oder vielmehr furchterlicher Abgrund zusammen, in welchem die Felsen, die sich von Zeit zu Zeit losreißen, ein furchterliches Geräusch machen. Auf dem Berge giebt es nirgends, als unten am Fuß, lebendige Geschöpfe; und zwar ganz unten einige Heerden armselige Schafe; und weiter hinauf Krähen und Fieger. Was von dem darauf liegenden Schnee schmilzt, das kommt in den Abgrund. Alle diejenigen, welche die Neugierde auf diesen Berg getrieben hat, haben nichts als Schnee und Sand, der unter ihren Füßen wich, angetroffen, und sind froh gewesen, wenn sie wieder glücklich zurück gekommen sind.

Zu Erivan wollte ich meine Herberge bey einem Armenier nehmen, der sich zu Rom zu der römischen Kirche bekennt hatte; allein gewisser Ursachen wegen nahm ich mein Quartier in dem Caravanserai; ich fand hier vollkommene Sicherheit, und weil Kaufleute von allen Gegenden von Asien hier zusammen kommen,





men, so fand ich hier immer schickliche Gesellschaft. Ich machte dem Commandanten verschiedenemalen meine Aufwartung. Er war ein Beglerbeg, so nennt man die Stadthalter der grössern Provinzen, da man diejenigen von kleinen Districten, Can nennt. Er hatte auch den Titel: Serdar, d. i. General der Armee. Er war einer der klügsten Herrn, die ich in Persien habe kennen lernen. Er hieß Sefi-Culikan, d. i. Herzog, Slave des S:fi. Seine Gemahlin war von königlichem Geblüt, und durch ihre Unterstützung hatte er den wichtigen Posten zu Erivan bekommen, der ihm jährlich zwey und dreyssig tausend Tomam einbrachte, dies machte nach unserm Geld beynähe fünfmal hundert tausend Thaler. Die Avanien, die Geschenke und andere heimliche Mittel, sich zu bereichern, mögen ihm leichtlich auch noch zwey mal hundert tausend Thaler eingebracht haben. Er war ohne Zweifel damals der reichste Herr in ganz Persien. Der König liebte ihn, der Hof ehrte ihn, und das Volk achtete ihn hoch. Wie ich ihm einstens die Aufwartung machte, so bekam er eben durch einen Culom-Schah einen königlichen Befehl aus Ispahan.

Culom-Schah bedeutet eigentlich einen Slaven des Königs. Das heist nicht so viel,  
als





als wenn diejenige, die diesen Namen führen, weniger frey wären, als die übrigen natürlichen Unterthanen des Königs; sondern es wird dadurch angezeigt, daß sie eine besondere Ergebenheit gegen ihren Herrn haben, und daß sie von ihrer zarten Kindheit an dazu erzogen worden sind. Diese Personen haben an dem Persischen Hofe eben die Beschäftigung, als wie die Edelleute an den Europäischen. Sie sind meistens Kinder von Standspersonen, die von Jugend auf in dem Dienst des Königs sind, theils ihres eigenen Vortheils wegen, theils auch, sich immer mehr Zutritt bey Hof zu machen. Einige vornehme Herrn geben ihre Söhne, wenn sie kaum fünf Jahre alt sind, an den Hof in Dienste. Der König weist ihnen sogleich einen Gehalt, nach der Beschaffenheit ihrer Familien, oder nach dem Dienst, den ihm ihre Väter geleistet haben, an; denn dies ist so gut, als eine Belohnung. Ihr gewöhnlicher Gehalt ist jährlich zwanzig Tomam, nebst der freyen Kost bey Hof. Die zwanzig Tomam kan man auf 900. Franken, und die freye Kost auf 500. rechnen. Nach ihrem Verhalten, oder nach der Gnade des Königs, wird ihr Gehalt von Zeit zu Zeit vermehrt. Sie sind beständig bey Hof. Man braucht sie, sowohl um wichtige Befehle des Königs, als auch Geschenke



schenke von ihm, an gehörige Orte zu bringen. Wenn sie eine Zeitlang in diesem Dienst gewesen sind, so werden sie zu wichtigeren Aemtern befördert.

Die dringenden Befehle des Königs werden durch Eilboten überbracht, die man Tschapar nennt. Dieses Wort kommt aus der türkischen Sprache her, und bedeutet einen geschwind Reitenden, oder Courier. Sie sind in der Ausrichtung ihrer Befehle sehr sorgfältig, können aber nicht immer frische Pferde bekommen. Es sind im ganzen Orient keine Posten angelegt. In Persien haben diese königliche Eilboten das Recht, daß sie überall, wo sie Pferde finden, solche wegnehmen können, auch so gar, wenn ihnen Reuter auf der Straße begegnen, solche zwingen können, abzustiegen, und ihnen ihre Pferde zu überlassen. Die Befehlshaber der Orte, wo sie durchkommen, müssen ihnen solche schaffen. Es zieht diese Gewohnheit schlimme Folgen nach sich; denn geringe Personen, welche weder die Macht noch den Muth haben, sich zu widersetzen, müssen sich entweder durch Geld mit den Eilboten abfinden, oder müssen absteigen, und jene aufsitzen lassen, und sie selbst hinten nach laufen. Personen von Stand, Officiern, oder Fremden werden





werden sie sich niemals getrauen, ihre Pferde zu nehmen, weil sie schlimme Folgen daraus befürchten; sondern sie nehmen gewöhnlich aus den Dörfern, wo sie durchreisen, die Pferde. Sie dürfen sie aber nur bis auf eine gewisse Strecke mitnehmen, hernach müssen sie solche wieder nach Haus schicken.

Man kan diese Eilboten leichtlich an ihrer Tracht erkennen. Sie haben hinter sich einen Mantel aufgebunden, und einen Sack am Sattel befestigt. Sie führen einen Dolch, ein Schwert, und einen Köcher an der Seite, und einen Stock in der Hand. Ueber den Rücken haben sie einen Bogen, und eine Scherpe gehet ihnen zweymal um den Hals, und hängt creuzweis über den Leib. Wenn man sie von weiten sieht, so fliehen diejenigen, die ein Pferd zu verlieren haben, sogleich davon, und verbergen sich, oder vergleichen sich mit ihnen um ein Stück Geld, oder überlassen ihnen ihre Pferde. Diese Eilboten gehen meistens je zween und zween; wenn es Personen von Stand sind, so ist es schwer, ihren Händen zu entgehen, denn alsdenn lassen sie sich nicht leicht in einen Vergleich ein, sondern schlagen mit dem Stock und Schwert drein, wenn man sich ihnen widersetzt, indem sie wohl wissen,





wissen, daß sie bey einer angestellten Klage nicht verlieren.

Eine von den größten außerordentlichen Unkosten, welche die Grossen des Reichs haben, ist, wenn ihnen der König Befehle, oder Geschenke, durch einen Eulom-Schah, oder sonst eine Standsperson schickt: denn bey seiner Ankunft müssen sie ihn kleiden, und bey seinem Abschied ein Geschenk machen, welches mit ihrem Rante, oder ihrem Ansehen bey dem Könige verhältnismässig ist. So lang er da ist, wird er auf das prächtigste tractirt, und es werden ihm alle mögliche Vergnügen gemacht. Derjenige Eulom-Schah, der zu dem Gouverneur von Erivan kam, als ich da war, kostete ihm, wie ich gehört habe, vierhundert Tomans, das ist, 18000. Livres, ohne die Unkosten, die seine Bewirthung verursachten. Oft schreibt der König das Geschenk selbst vor, welches man dem Ueberbringer machen muß; und dies muß man nicht nur so genau als eine Schuldforderung bezahlen, sondern noch doppelt so viel dazu schenken. Diese Gesandten werden nach ihren Familien und Verdiensten bey Hof behandelt. Wenn man weiß, daß der Gesandte oder seine Verwandte einen nahen Zutritt bey Hofe haben; so thut man alles, R. n. Persien. 1. Th. R<sup>e</sup> was





was man kan, damit er beyhm Könige einen guten Bericht abstatte. Ich habe bey meinem Aufenthalt in Persien mehrere solche Fälle erlebt.

Ich hatte auch hier, wie zu Tiflis, das Vergnügen, einer Hochzeit beizumohnen, wozu mich der Gouverneur selbst einlud. Der Bräutigam war der Bruder des Intendanten. Ausser diesem und seinem Pathen waren nur neun Personen auf der Hochzeit. Sie waren alle auf das prächtigste gekleidet. Ich werde eine Beschreibung davon machen, woraus man zugleich das Ceremoniel der Perser in diesem Stück erkennen kan. Der Herr des Hauses, seine Brüder und Söhne stunden unten im Saale, nebst noch vielen Officieren des Gouverneurs. So wie einer von den Gästen in den Saal hinein trat, so wurden ihm eingemachte Früchte, auf kleinen porcellainernen Tellern vorgestellt. Die Schüsseln waren von gemahlten und vergoldeten Holz, so niedlich, daß man nichts schöneres sehen kan. Das Gastmahl wurde in einem für eine solche Feyerlichkeit viel zu kleinen Saal gegeben; er war zwey Schuh hoch über gleicher Erde, stieß auf einen Hof, der mit Schranken eingefast, und oben mit einem Tuch überspannt war. Hier



Hier befanden sich die Kinger und Kämpfer, welche die Gäste betustigen sollten. Die Kinger sind ganz nackt, und haben nur einen ledernen Schurz um, der kaum so breit ist, daß er diejenigen Theile, welche die Scham zu entblößen verbietet, hinten und vorne bedecken kan. Sie sind am ganzen Leibe mit Oel, welches mit Pulver von Hanna vermischt ist, geschmiert, daher sie ganz citronengelb aussehen. Dies geschieht deswegen, damit sie sich nicht so leicht fassen können. Die Kinger sind im ganzen Morgenlande auf gleiche Art gekleider; und eben so waren es ehemals diejenigen, die in den ersten Zeiten der Welt, für einen gewissen Preis, mit einander kämpften und rungen. Der Sieg bestehet darinnen, wenn man seinen Gegner mit allen Leibeskräften auf den Boden wirft. Wenn der Kampf so lange gedauert hat, daß es der eine nicht länger ausstehen kan, so ergreift ihn der andere, hebt ihn in die Höhe, und legt ihn der Länge nach auf den Rücken. Einer von den Gästen erzählte von einem sehr berühmten Kämpfer, welcher 365. Kunststücke dieser Art verstanden, sie auch seinen Schülern alle gelehrt habe, bis auf eines, welches er für sich behalten hatte. Einer seiner Schüler, der es durch seine Geschicklichkeit so weit gebracht

K f 2

hatte,





hatte, daß er in seiner Schule Vorsechter wurde, wurde darüber so stolz, daß er sich unterstunde, seinen Lehrer, vor dem Statthalter der Provinz einen Gang mit ihm zu wagen, heraus zu fordern; er verließ sich auf seine Stärke. Der Fechtmeister, der ihn unterrichtet hatte, aber wohl wußte, daß ihm sein undankbarer Lehrling überlegen war, nahm dennoch die Aufforderung an; ob er gleich nicht so viele Leibesstärke hatte, als sein Gegner, so verließ er sich dennoch auf seinen zurückgehaltenen Streich. Der Vicekönig war bey diesem Zweykampf selbst zugegen, und bestimmte die Zeit und den Ort des Kampfes. Da die ersten Gänge mit Bewunderung der ganzen Gesellschaft vorbey waren; so ergriff der Fechtmeister seinen gewesenen Lehrling mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er sich nichts weniger, als dieses versah, um die Mitte des Leibes, und warf ihn unterst zu oberst auf die Erde. Die Zuschauer, welche schon vorher für den Meister gegen seinen undankbaren Lehrling eine günstige Meinung hatten, brachen nunmehr in einen freudigen Zuruf aus. Der Gewohnheit gemäß mußte dieser seinem Gegner den Sieg zugestehen, warf sich aber dem Vicekönig zu Fuß, und beschwerte sich über seinen Lehrer, daß er ihm nicht seine ganze Kunst gezeigt hätte; es ist wahr, ant-

worte.



wortete der Meister, ich habe einen Streich für mich behalten, um ihn bey einer solchen Gelegenheit anzuwenden, wenn ein eingebildeter Lehrling sich unterstehen würde, seinen Lehrmeister heraus zu fordern; ich habe nichts mehr gethan, als was die Weisen lehren, man solle seinem Freund keinen Vorthail in die Hand geben, dessen er sich dereinsten, wenn er unser Feind würde, zu unserm Nachtheil bedienen könnte.

Nachdem dieses Schauspiel der Kämpfer eine Stunde lang gedauert hatte; so traten sie ab. Der Hof wurde sogleich mit Filz, und oben darüber mit feinen Teppichen belegt; und nun traten eine Menge Muscanten und Tänzerinnen auf, die uns über zwey Stunden lang ergözten. Der Statthalter sahe ihnen zu, und unterhielt sich während der Zeit durch ein Gespräch mit der Gesellschaft, ich besonders mußte ihm Neuigkeiten aus Europa erzählen.

Die Statthalter der grössern Provinzen haben ihr Gefolge von Bedienten eben so gut, als die Könige selbst, unter andern auch ihre Bande Muscanten und Tänzerinnen. Mit dem Tanz beschäftigt sich im Orient niemand, der etwas auf Ehre hält; man sieht ihn nicht





für ein Mittel an, sich selbst zu vergnügen, sondern für eine Kunst, die zur Ergözung der Zuschauer getrieben wird. Die Tänzerinnen im Orient, und die Comödianten in Europa stehen gewisser massen in einerley Verhältniß, nur mit dem Unterschied, daß der Tanz im Orient nicht nur mit keiner Ehre verbunden ist, sondern diejenige, die sich damit abgeben, werden auch dadurch übel berücktigte Personen, indem die Tänzerinnen zugleich öffentliche Huren sind. In Persien tanzt niemand als Weibspersonen, so wie auch fast niemand, als Mannspersonen, die musicalischen Instrumente dazu spielt. Besonders sind sie gute Sänger, wenn man darunter einen solchen versteht, der mit einer Löwenmäßigen Stimme aus der innersten Brust heraus starke Wendungen macht. Die Tänzerinnen singen zwar auch, aber bey weiten nicht so schön und angenehm, als die Mannspersonen. Aber sie haben eine desto grössere Biegsamkeit und Geschwindigkeit in den Gliedern des Leibes, indem sie mit einer solchen Leichtigkeit Sprünge und Wendungen machen, daß einem, wie man zu sagen pflegt, das Gesicht darüber vergeht; sie übertreffen die geschicktesten Luftspringer und Seiltänzer. Ich habe ihrer gesehen, welche ihren Körper auf mehrere Art wanden und dreheten, als die Kliederpuppen, oder





oder Marionetten: denn unter andern biegen sie ihren Körper rückwärts, bis der Kopf den Knöcheln gleich ist, und gehen in dieser Stellung, ohne die Hände zu Hülfe zu nehmen. Sie machen auf einer Hand, oder auf einem Fuß im Tanzen eine Cadenz, die alles übertrifft, und mischen die wundernswürdigsten Wendungen darunter. Die Weibspersonen tragen im Orient, wie die Mannspersonen, lange bis auf die Füße herabgehende Unterhosen; sie mögen daher Wendungen mit dem Körper machen, wie sie wollen, so sieht man nichts als das Gesicht, die Hände und die Füße entblößt, welche letztere sie eben so reinlich halten, als die Hände, ja sie oftmals wie die Hände mit Ringen zieren.

Die Muscanten und Tänzerinnen sind zugleich die Gaukler und Comödianten der Morgenländer; in gewissen Verstand kan man so gar von ihnen sagen, daß sie Opera spielen, denn sie singen nichts anders als Verse, ungebundene Rede hat gar nicht statt. In ganz Persien und Indien wird keine Feyerlichkeit gehalten, ohne daß man dergleichen Lustbarkeiten dabey hat. Bey allen grossen Versammlungen, bey den Audienzen der Gesandten, müssen die Tänzerinnen, wo nicht die ganze Gesellschaft, doch wenigstens zwey Drittel davon, erscheinen; denn





es sind immer einige davon unter dem Vorwand der Krankheit befreit. Die Stücke, die sie spielen, sind immer von verliebten Inhalt.

Die jüngsten Schauspielerinnen eröffnen die Scene, und stellen die Reize und bezaubernde Kraft der Liebe vor; darauf schildern sie die Leidenschaften und die Wuth der Liebe, sie mischen Episoden mit unter, worinnen von empfindsamen und schönen Jünglingen und Mädchen solche lebhafte Bilder vorkommen, daß sie die ganze Einbildungskraft beleben: dies ist der erste Auftritt. Im zweyten erscheint die Gesellschaft der Schauspiele in Ehre abgetheilt; der eine stellt die verliebten Angriffe eines hitzigen Liebhabers, und der andere den Stolz einer eigensinnigen Schönen, die ihrem Liebhaber kein Gehör giebt, vor. Im dritten werden endlich die Liebhaber einig, und hier erschöpfen die Schauspieler durch Stimme und Bewegungen alle ihre Kräfte. Die Sänger und Musicanten nähern sich bey den rührendsten Stellen einander mehr oder weniger, schreyen einander in die Ohren, stellen sich manchmal, als wenn sie ausser sich wären, so daß die Personen, die noch ein wenig Schamhaftigkeit haben, Augen und Ohren wegwenden, indem sie die Ausgelassenheit und Frechheit dieser Auf-



Auftritte nicht aushalten können. Indessen ärgert sich die Tugend der Perser hieran im geringsten nicht: denn bey ihnen ist Enthalt-  
samkeit in der Liebe, ein Fehler, wo nicht gar eine Sünde, indem ihnen ihre Religion be-  
fiehlt, das Werk der Ehe zu treiben, so bald sie fähig dazu sind. Da unter diesen Comö-  
diantinnen und Muscanten viele sind, welche  
Weltkenntnis haben; so richten sie auch ihre  
Vorstellungen nach dem Geschmack derjenigen  
ein, die sie haben rufen lassen. Doch genug  
hievon.

Die Tänzerinnen machen verschiedene Ge-  
sellschaften aus. Die Königliche Gesellschaft  
der Tänzerinnen bestehet aus vier und zwanzig  
Personen, und diese sind die berühmtesten  
Coquetten im ganzen Lande. Sie stehen un-  
ter einer Vorsteherin, welche gemeiniglich eine  
von den ältesten aus der Gesellschaft ist. Sie  
wohnen nicht beysammen, sondern sind in den  
vier Enden der Stadt zerstreut. Die Ver-  
richtung dieser Vorsteherin bestehet darinnen,  
daß sie die Tänzerinnen zusammen ruft, und  
sie hin führt, wo man sie verlangt; sie muß  
die Streitigkeiten, die aus Eifersucht und Ei-  
gennutz entstehen, schlichten, oder ihnen zuvor-  
kommen; wenn eine oder die andere beleidigt

R f 5

wird,





wird, so muß sie solche vertheidigen und beschützen; sie muß ein wachsames Auge über ihre Lebensart haben; wenn sie gegen Grundsätze ihrer Gesellschaft fehlen, so hat sie das Recht, sie mit der Ruthe zu strafen, und wenn sie sich nicht bessern, aus der Gesellschaft zu stoßen; endlich muß sie ihnen auch ihren Gold reichen, für die Reinlichkeit und Schönheit ihrer Kleider sorgen, und sie überhaupt in guter Ordnung halten. Diese Gesellschaft hat auch ihr Gefolge von Bedienten, welche in zwey Aufwärterinnen, einem Laquais, einem Koch, und einem Stallknecht mit zwey bis drey Pferden, bestehen. Wenn dem sie Hofe folgen, so bekommen sie vier Pferde zu ihrem Gepäck; denn wenn man im Orient reist, so muß man, als wie bey einer Armee, alles mit sich führen. Ein Pferd trägt zwey grosse Kasten, das andere grosse Mantelsäcke, das dritte ist für die Nothwendigkeiten der Küche, und das vierdte trägt das Futter und Geräthschaften für die andern Pferde. Sie führen keine Zelter bey sich, sondern man weist ihnen des Nachts entweder in den Orten, wo sie durch kommen, Herbergen an, oder sie werden vom Hof mit Zelten versorgt. Ihr Gold ist jährlich 1800. Livres, mit einer gewissen Anzahl Stoffte zu ihren Kleidern, und freye Kost für sich und ihr Gefolg.

Einige





Einige bringen es jährlich auf neun hundert Thaler, indem ihnen der König ihren Gehalt, nachdem sie ihm gefallen, von Zeit zu Zeit erhöht. Aber dieses sind bey weitem ihre Einkünfte noch nicht alle. Es waren Personen unter ihnen, die an einem Ort, in Zeit von vier und zwanzig Stunden, bey funfzig Pistolen verdienten: so weit war die Verschwendung und Schwelgerey in Persien getrieben. Der König giebt ihnen manchmal noch außerordentliche Geschenke, nachdem ihm ihr Tanz, oder ihre Stellungen gefallen. Die Vornehmen des Reichs machen es eben so. Ich entsinne mich, daß ich einstens an dem Hofe zwey Tänzerinnen gesehen habe, davon eine jede für mehr als zehen tausend Thaler Juwelen an sich hatte. Da ich mich über den Pracht ihrer Kleidung verwunderte, so baten sie mich, zu ihnen in ihre Wohnung zu kommen. Ich gieng des folgenden Tags mit meinem Dollmetscher hin, und fand eine Wohnung, die auf das prächtigste ausgeziert war.

Es ist etwas gemeines unter ihnen, daß sie sich nach dem Preis, für welchen sie ihre Besuche zugestehen, benennen, z. E. die für zehen, zwanzig Tomams, (ein Tomam beträgt funfzehen Thaler nach unserm Geld.) Keine nimmt  
wenig





weniger, als einen Tomam; wenn sie unbrauchbar werden, so werden sie aus der Gesellschaft gestossen, und man nimmt andere an ihren Platz. Indessen ist keine, die durch diese schändliche Lebensart reich wird; sie verschwenden alles wieder auf die schändlichste Art, so daß ihnen am Ende nichts, als die Reue übrig bleibt. Die Gesellschaft der Tänzerinnen in den Provinzen besteht gewöhnlich nur aus sieben bis acht Personen.

Obgleich die öffentlichen Huren in Persien gekleidet gehen, wie andern Frauenzimmer; so sind sie doch hier kenntlicher, als an andern Orten: denn ihr Schleier ist nicht nur kürzer und enger, als es sonst gewöhnlich ist, sondern ihr äußeres Betragen ist auch so beschaffen, daß man sie gleich daran erkennt, wes Geistes Kinder sie sind. In den Provinzen ist ihre Anzahl eben so groß nicht; aber in der Hauptstadt, Ispahan, ist sie bis zum Uebertriebenen groß. Man sagte mir, als ich in dieser Stadt war, daß sich die Anzahl derjenigen, welche eingeschrieben wären, auf vierzehntausend belief; denn da sie Tribut bezahlen müssen, und eine besondere Gesellschaft, die ihr eigen Oberhaupt hat, ausmachen; so werden sie in ein gewisses Register eingeschrieben. Die Abgaben, die sie





ſie entrichten, belaufen ſich jährlich auf zweymal-  
hundert tauſend Thaler. Und dennoch  
ſagte man mir, daß die Anzahl derjenigen, die  
nicht eingeſchrieben wären, ſich noch einmal ſo  
hoch belief; und die Gerichtsbedienten laſſen  
ſolches gern geſchehen, und ſtecken das Geld da-  
von in Sack. Obgleich dieſe abſcheuliche Le-  
bensart in Perſien ſo ausgebreitet iſt; ſo iſt  
doch vielleicht kein Land, wo der Lohn der Un-  
reinigkeit ſo hoch geſtiegen iſt, als hier, indem  
ſie ſich anfänglich — funfzehn biß zwanzig  
Piſtolen bezahlen laſſen. Es iſt wirklich etwas  
unbegreifliches, wenn man bedenkt, daß in Per-  
ſien die Religion auf der einen Seite einem  
jeden erlaubt, ſo viele Sclavinnen zu kaufen,  
und zu Beyſchläferinnen zu haben, als er will;  
auf der andern Seite aber, die Jugend wenig  
Geld in Händen hat, und frühzeitig verheyrat-  
het wird. Man kan die Urſache in nichts  
andern, als etwa in der übertriebenen Bolluſt  
dieſes heißen Landes ſuchen, wo die Reizungen  
viel heftiger ſind, als in andern Gegenden, oder  
in den Kunſtgriffen dieſer Creaturen, womit  
ſie die ohnedies hitzigen Mannſperſonen gleich-  
ſam bezaubern. Die beſten und brauchbarſten  
Leute, ſowohl bey Hof als bey der Armee, wer-  
den durch ſie verdorben. Es iſt ein gemeines  
Sprichwort im Land, daß wenn einer einmal  
von

von





von einer solchen Person eingenommen ist, er nicht eher wieder los kommen kan, als bis sie ihm selbst den Abschied giebt, und dies geschieht selten eher, als bis sie ihren Liebhaber auß Stroh gelegt hat. Ich habe Personen von guter Vernunft gekennt, die so bezaubert waren, daß sie es für unmöglich hielten, sich los zu machen. Man findet hier Sklaven der Wollust und der Liebe, die sogar Brandmahle an den Armen haben, die sie sich von ihren Geliebten mit einem glühenden Eisen so tief in das Fleisch haben brennen lassen, daß die Narbe Messerrücks tief in der Haut lag. Sie thun dieses zu der Zeit, wenn ihre Neigung am heftigsten ist, um ihren Geliebten dadurch zu erkennen zu geben, daß sie das Feuer der Liebe sogar gegen das materielle Feuer unempfindlich mache. Je mehr man dergleichen Brandmahle an sich hat, für desto verliebter wird man gehalten. Man findet Personen, die auf diese Weise fast an allen Gliedern des Leibes gebrandmarkt sind.

Wenn man diese Personen haben will, so schickt man ihnen das Geld voraus. Geschieht es des Tanzens wegen, so wendet man sich an die Vorsteherin, und schickt ihr für jede Tänzerin, die man verlangt, zwey Pistolen; nach dem sie nun schön tanzen, macht man ihnen noch



noch ein außerordentliches Geschenk. Geschieht es aus andern Absichten, so schickt man ihr den festgesetzten Preis. Sie kommt alsdenn zu Pferd, mit einer oder zwey Sclavinnen, und einem Bedienten.

Die öffentlichen Huren, welche ihren Tribut bezahlen, halten sich in den Caravanserais auf, aber sie haben sie ganz alleine innen, denn niemand verlangt in einer solchen Gesellschaft zu seyn. Diejenigen aber, die diese Lebensart heimlich treiben, ohne Tribut davon zu bezahlen, bleiben in ihren Häusern. In Ispahan ist eine ganze Gegend, die voll von dergleichen schändlichen Creaturen ist; man nennt es das Quartier der Entschleierten. Es war ehemals in dieser Stadt die Gewohnheit, daß, sobald es Abend worden war, die öffentlichen Huren, sich wie die Raben in der ganzen Stadt zerstreuten, und sich besonders nahe bey den Caravanserais aufhielten. Sarutaki, der Großvezier, unter der Regierung des Königs Abbas des zweyten, ein Mann von Verstand und Muth, verbot dieses durch ein strenges Gesetz, und sein Nachfolger, Calife Sultan, trat in seine Fußtapfen, und machte die Verordnung, daß keine von diesen Personen erscheinen sollte, bis sie gerufen würde. Er untersagte auch andere





andere unnatürliche Ausschweifungen. Da er merkte, daß der Gebrauch des Weins, die Quelle dieser Ausschweifungen war, so verbot er den Verkauf desselben unter harter Strafe. Er ließ es nicht bey Drohungen bewenden; sondern er ließ eine Mutter, die ihre eigne Tochter zur Unzucht verkauft hatte, von einem Thurm herabstürzen, und sie den Hunden zu fressen vorwerfen. Er glaubte durch die Härte dieser Strafen das Land von Unreinigkeiten zu säubern; aber er betrog sich in seiner Meinung.

Wir verlassen nunmehr diesen schändlichen Gegenstand, und wollen von den rechtmäßigen Ehen in diesem Lande reden. Das mahomedanische Gesetz befiehlt die Ehe als eine Schuldigkeit, wozu die Glaubigen verbunden sind, und verbietet den ehelosen Stand, als eine Sünde, die der Absicht und dem Endzweck der Natur zuwider sey. Die Perser lehren über diesen Punkt: obgleich von den Zeiten Christi bis auf Mahomed, der ehelose Stand frey, und so gar Gott angenehm war, weil dieser grosse Prophet selbst von einer Jungfer geboren war, und nicht in der Ehe lebte; dennoch, nachdem durch einen neuen Gesetzgeber ein anderer Gottesdienst eingeführt worden, so verlangte Gott nicht mehr einen Dienst durch die Ent-

Ent-





Enthaltſamkeit, ſondern wolle, daß jeder Menſch das Werk der Ehe vollziehe, ſo wie auch Jeſus Chriſtus, wenn er in den letzten Zeiten mit Mohamed Mehdi, dem zwölften Imam, in die Welt kommen würde, um die Werke des Antichriſts zu zerſtören, ſich mit vielen Weibern verehlichen würde. Sie führen in dieſer Abſicht, eine Stelle aus einem ihrer heiligen Bücher, folgendes Inhalts, an: „Am Tage des Gerichts, wird die Erde, auf welcher ein Menſch, der nicht in der Ehe gelebt hat, gelegen iſt, gegen ihn aufſtehen, und ſagen: was habe ich böſes gethan, daß mich ein Menſch, der ein Feind der Natur iſt, mit Füßen getreten hat, mich, die ich beſtändig an der Zeugung und Hervorbringung wirklicher Weſen gearbeitet habe?“ Dies iſt der Text dieſer fleiſchlichen Religion, und gleichwie gemeiniglich die Erklärungen weiter gehen, als die Textesworte; ſo lehren die perſiſchen Gelehrten über dieſen Punkt die abſcheulichſten Dinge: z. E. ſo bald eine Weibſperſon fleiſchliche Reizungen empfinde, müſſe man ihr eine junge Mannſperſon beylegen; wenn man der Liebe widerſtehe, ſo ſey dieſes eine groſſe Sünde; im Gegentheil ſey es ein verdienſtliches Werk, wenn man die verliebten Leidenschaften zu ſtillen ſuche: einige gehen in den viehiſchen Empfindungen ſo weit, daß ſie behaupten, man müſſe das Feuer

R. n. Perſien. I. Th.      § 1      der





der Liebe durch den ersten besten Gegenstand, den man fände, zu löschen suchen. Indessen sind die Perser nicht überhaupt so sehr ausgeartet; man findet unter ihnen wirklich Leute, die diese schändlichen Grundsätze verabscheuen. Im Ganzen genommen, muß man den Persern nachsagen, daß sie in den Sünden des Fleisches weniger viehisch sind, als die übrigen Mahomedaner. Es kommen hier zwey wichtige Punkte zu betrachten vor. Erstlich, anstatt daß die Mahomedaner vor andern Sekten die unnatürlichen Sünden nicht nur für erlaubt halten, sondern in der größten Ausdehnung wirklich begehen; so werden solche von den Persern verabscheut, und von der Obrigkeit zuweilen bestraft: und obgleich einige Casuisten unter ihnen sind, die über diesen Punkt so engherzig nicht sind, so ist doch der größte Theil derselben gegen diese schändliche Wollust. Zweytens, sie erlauben denen, welche keine Mahomedaner sind, nicht, mehrere Weiber, oder Beyschläferinnen zu haben; daher, wenn ein Mann und eine Frau, die beyde Christen oder Heiden sind, einig sind, durch eine Art eines Ehe-Contracts beständig mit einander zu leben, wie es unter den Mahomedanern üblich ist, wenn sie vor die Obrigkeit gehen, und es gerichtlich wollen niederschreiben lassen, so wird ihnen solches nicht gestattet, sondern sie werden mit





mit Schimpf zurück gewiesen. Sie führen zur Ursache von diesem Verfahren an: eine jede Religion habe ihre eigene Strenge, und auch ihre eigene Gelindigkeit, die man nicht von einander trennen dürfe. Zum Exempel, die christliche Religion gestatte ihren Anhängern, Wein nach Vergnügen zu trinken, aber sie erlaube nur eine Frau zu nehmen; hingegen, die mahomedanische Religion gestatte jedem so viel Weiber zu nehmen, als er wolle, aber sie verbiete den Wein. Die Mädchen sperrt man in die Serails ein, so lang, bis sich Gelegenheit findet, sie zu verheyrathen: den jungen Mannspersonen aber giebt man eine Sclavin, oder eine Bey-schläferin, sobald sie eine verlangen.

Die Perser können nicht begreifen, wie es möglich sey, daß ein Mensch aus freyer Wahl sich zur Keuschheit entschliessen könnte. Wenn man ihnen die Gebräuche der Christen, in Absicht auf diesen Punkt, erzählt, so halten sie es vor ein Räthsel, wovon man ihnen den wahren Sinn verberge; sie sagen, es sey nicht möglich, sich der Weibspersonen zu enthalten, wenn man nicht auf noch schlimmere Ausschweifungen gerathen wolle. — „Ihr Europäer, (sagen sie,) seyd ihr nicht gemacht, wie andere Menschen auch? Eset ihr nicht auf gleiche Art, wie wir?





Wenn ihr keine Weiber habt, so müßt ihr noch etwas schlimmeres treiben. — Das Clima, worunter diese Völker leben, und die saftigen und hitzigen Lebensmittel, die sie genießen, verursacht freylich eine Hitze in den Leidenschaften, die, Gott sey Dank! uns Europäern unbekannt ist.

Diesem allem, was ich bisher gesagt habe, ohngeachtet, wird dennoch die Hurerey bey den Mahomedanern für eine Sünde gehalten, und der Umgang mit öffentlichen Huren ist nicht nur durch ihre Religion verboten, sondern diejenigen, welche sich desselben schuldig machen, ziehen sich auch bey gesetzten und ordentlichen Personen die größte Schande zu. Und dennoch sind alle Städte von dergleichen Creaturen voll, und die angesehensten und verdientesten Personen bedienen sich derselben. Wenn man des Abends durch die Straßen geht, so sieht man überall dergleichen gemeine Huren mit ihrem Schleyer bedeckt, theils in Begleitung ihrer Mägde, theils allein, herum gehen, und hier und da in die Häuser schleichen: sobald sie hinein sind, wird die Thüre verschlossen, und des morgens mit Anbruch des Tages gehen sie wieder heraus, und kein Mensch ärgert sich darüber: eben dieses geschieht auch in den Caravanserai bey den fremden Kaufleuten. Wie reimt sich dieses zusammen? Die Perser





Perser haben Ausflüchte bey der Hand, wodurch sie diese Widersprüche zu heben glauben. Sie sagen erstlich, die öffentlichen Huren wären in dem Stand der Sünde, woraus sie nicht eher kämen, als bis sie Buße thäten, und ihre unordentliche Lebensart änderten, daher sie auch mit einem Tribut belegt würden; solche Personen aber, die eine Lebensart führten, die durch die Religion verboten sey, würden für Ungläubige gehalten. Zweytens, aller Umgang mit einer öffentlichen Hure ist eine Sünde: aber man darf sie nur heyrathen, so ist der Umgang erlaubt. Diese gewissenhafte Personen schaffen sich auf folgende Art Rath. Sie diengen eine solche Buhlschwesler durch einen Contract, auf eine Stunde, auf eine Nacht, auf einen Tag, auf eine Woche, oder so lang sie wollen, zur Frau; und nun glauben sie, daß sie mit gutem Gewissen Umgang mit einer solchen Person haben können. Einen solchen Accord nennen sie Sife Rudim, welches Wort vor Wort so viel heist, als: ich habe einen Contract über den Genuß gemacht, d. i. ich habe mich verheyrahtet.

Um nun näher auf die Materie von der Ehe der Perser zu kommen, so bemerken wir zuvörderst, daß sie, wie die übrigen Mahomedaner, die von der Sekte des Aly sind, auf dreyfache Art heyrathen;





then; sie nehmen die Weiber durch Kauf, durch einen Mieth-Contract, und durch eine eigentliche Heyrath. Diese dreyerley Ehen halten sie für erlaubt, ihre Religion lehret sie also, und das bürgerliche Gesetz hält sie in Absicht auf die Kinder, die daraus erzeugt werden, für rechtmäßige Ehen, dermassen, daß, wenn jemand mit seiner Sclavin einen Sohn zeugt, ehe er einen von seiner Frau hat, der Sohn der Sclavin für den Erstgeborenen gehalten wird, und alle Rechte, die mit der Erstgeburt verbunden sind, genießet, sogar mit Ausschließung der Kinder der rechtmäßigen Frau, und sollte sie eine Prinzessin aus königlichem Geblüte seyn. Daher wird in Persien der Adel nur allein durch den Vater fortgepflanzt.

Diese Sclavinnen, welche die Weiber ihrer Herrn sind, werden Canize genannt. Das Gesetz erlaubt, daß jemand von solchen Weibern so viel haben darf, als er ernähren kan, und weder die bürgerliche noch kirchliche Politey bekümmert sich darum, in was für Umstände eine solche Frau gesetzt wird, indem nach den morgenländischen Gewohnheiten jederman ein unumschränktes Recht über seine Sclaven hat. Wer Sclavinnen hat, kan dieselbe brauchen, wozu er will, er ist nicht nur Herr über ihre Ehre, sondern auch über ihr Leben. Es ist einer Sclavin gar keine Schan-





Schande, wenn sie ihr Herr als seine Frau braucht; im Gegentheil gereicht es ihr zur besondern Ehre, und es ist das größte Glück, das sie haben kan, wenn sie ihr Herr zu sich in sein Bett nimmt: denn alsdenn bekommt sie eine von den übrigen Sclavinnen abgesonderte Wohnung, sie wird besser gekleidet, als die andern; sie bekommt Mägde zu ihrer Bedienung; sie bekommt ihren besondern Gehalt oder Leibgeding; wird sie schwanger, so werden alle diese Vortheile vermehrt, man sieht sie nicht mehr als eine Sclavin an, sondern als die Mutter des rechtmäßigen Erben des Hauses.

Die Weiber, die sie durch einen Mieth-Contract nehmen, nennen sie *Mutaa d' Amuad*, welches so viel als eine Beyschläferin bedeutet. Man kan ihrer nehmen, so viel man will, auf eine so lange Zeit, als man will, und um einen Preis, wie man einig wird. Zu Ispahan, der Hauptstadt von Persien, miethet man junge und schöne Mädchen, jährlich um vier bis fünf hundert Livres, nebst der gehörigen Kleidung, Kost und Wohnung. Diese Art der Ehe ist ein bloß bürgerlicher Contract, aber für dem Richter wird er für eben so erlaubt und gültig gehalten, als die übrigen Ehen. Wenn die bedungene Zeit zu Ende ist, und die Parthien einig sind, so





erneuert man den Contract; man hat aber auch die Freyheit, den Contract, ehe die Zeit um ist, aufzuheben, und die Frau, die man gemiethet hat, zurück zu schicken; aber man muß ihr alsdenn die in dem Contract bedungene Summe auszahlen. Wenn aber eine solche gemiethete Frau ihren Mann verläßt, so kan sie sich vor Verlauf von vierzig Tagen nicht wieder anderwärts vermietthen, noch sich von jemand anrühren lassen. Diese Zeit nennen sie die Zeit der Reinigung. Wird sie Wittwe, so muß sie hundert und dreyßig Tage warten. Obgleich die mahomedanischen Gesetze in Absicht auf die Enthalttsamkeit sehr gelinde sind, so gereicht es dennoch einer Frau zur größten Schande, wenn sie sich nach dem Tode ihres Mannes diese Tage über des Umgangs der Männer nicht enthalten kann. Die Kenner des mosaischen Rechts wissen, daß die Mahomedaner dieses Gesetz von den Juden genommen, aber mehr eingeschränkt haben. Beyder Gesetze haben in Ansehung der Ehe viele Aenlichkeit mit einander, sowohl in Ansehung der Pflichten, als auch in Ansehung des Gehalts, welchen der Mann seiner Frau zu geben schuldig ist.

Die rechtmäßigen Frauen werden Mekaa genannt. Die mahomedanische Religion erlaubt zwar, daß man vier solcher Frauen heyra-  
then





then kan; aber man bedient sich selten dieser  
Freiheit, sondern man begnügt sich gemein-  
lich mit einer: und dieß aus zwey Ursachen.  
Erstlich entstehen aus der Mehrheit der Frauen  
in einem Hauße allerhand unangenehme Folgen:  
jede will befehlen, und die wechselseitige Eifer-  
sucht verursacht eine Unordnung nach der andern.  
Zweytens sieht man dabey auf die Sparsamkeit;  
denn da die Heyrathen in Persien sehr vielen  
Aufwand verursachen, so begnügen sie sich ge-  
meiniglich mit Beyschläferinnen oder Sclavin-  
nen. Leute von Stand heyrathen gemeiniglich  
in Familien, die der ihrigen am Stande gleich  
sind; und wenn sie ihre Lust mit derjenigen  
Frau, die sie genommen haben, nicht hinläng-  
lich befriedigen können, ein Unglück, welches  
ihnen oft widerfährt; so nehmen sie ihre Zu-  
flucht zu den Sclavinnen: durch diese wird der  
Hausfriede nicht gestört, und die rechtmäßige  
Frau bleibt immer Frau und Gebieterin. Ob  
sie übrigens damit zufrieden sey, oder nicht,  
daran nehmen ihre Verwandte keinen Antheil.  
Personen vom Mittelstand nehmen gewöhnlich  
Weiber auf Miethe; denn diese können sie am  
leichtesten wieder los werden; geringe Personen  
aber thun es selten, weil sie die Miethe nicht  
bezahlen können; Standespersonen eben so we-  
nig, weil sie dasjenige, was ein anderer übrig  
gelas-





gelassen hat, nicht mögen, auch nicht wollen, daß ein anderer eine Frau, die sie gehabt haben, bekommen soll. Trägt es sich von ohngefähr zu, daß jemand aus Liebe eine Person, die vermöge ihrer Umstände seine rechtmäßige Frau nicht seyn kan, heyrathen will, so miethet er sie auf neunzig Jahre; und so behält er sie seine ganze Lebenszeit hindurch, ohne sie im eigentlichen Verstand zu heyrathen. Standespersonen bedienen sich dieses Auskunftsmittels, wenn sie eine vornehme Person geheyrathet haben: denn ihre Verwandten würden es als eine Beleidigung ansehen, wenn ihr der Mann eine Person von niederer Herkunft an die Seite setzen wollte.

In Persien werden die meisten Heyrathen durch einen Stellvertreter geschlossen, weil sich das Frauenzimmer von Mannspersonen nicht sehen lassen darf. Die Heyraths-Ceremonien sind folgende. Die Aeltern beyder Personen kommen in dem Hause der Braut zusammen. Der Braut Vater, in Begleitung der nächsten Anverwandten, empfängt seinen künftigen Tochtermann, umarmt ihn, führt ihn zu der übrigen Gesellschaft, und geht sodann wieder weg. Er darf nicht bey Errichtung des Heyraths-Contracts zugegen seyn, damit der künftige Mann voll-





vollkommene Freyheit habe. Der Contract wird an einem besondern Ort geschlossen, woben niemand, als der Bräutigam, die Procuratoren, und der Priester zugegen ist; letzterer entwirft gemeiniglich den Heyraths-Contract. Die Procuratoren behalten den Contract, und sorgen für dessen Erfüllung. Sind die Verlobten Personen vom ersten Rang, so ladet man den Eder, d. i. den obersten Priester, oder den Scheffels-lana, d. i. den obersten bürgerlichen Richter, dazu ein. Sind es Personen vom mittlern Stand, so nehmen sie den Razy, d. i. den Policy-Lieutenant, dazu. Sind es endlich geringe Personen, so nehmen sie einen Molla, das ist, gemeinen Geseklehrer, dazu. Die Braut begiebt sich in Begleitung verschiedener Frauenzimmer in ein Zimmer, oder in ein daran stossendes Cabinet, wo die Thüre halb offen steht, aber es ist ein Vorhang vorgezogen, daß man niemand sehen kan. Darauf tritt der Procurator der Braut gegen die Thüre des Zimmers, streckt die Hände aus, und sagt: „Ich N. N. der von euch N. N. bestellte Procurator, verlobe euch mit dem N. N. hie gegenwärtig. Ihr sollt seine beständige Frau mit so und so viel bestimmter Morgengabe seyn.“ Der andere Procurator antwortet: „Ich N. N. von euch N. N. bestellter Procurator, nehme in  
euerm





euerm Namen zu einer beständigen Frau, die N. N. die euch durch ihren hier gegenwärtigen Procurator N. N. gegen so und so viel bedungene Morgengabe, versprochen ist." Hier stehet der Priester, oder wer sonst den Heyraths-Contract aufseht, auf, hält den Kopf an den Vorhang der Thüre, und sagt zur Braut: „Nehmet Ihr das Versprechen, das Euer Procurator in Euerm Namen gethan hat, als gültig an?“ Sie antwortet: „Ja.“ Darauf thut er die nemliche Frage an den Bräutigam, setzt den Contract auf, besiegelt ihn, und legt ihn der Gesellschaft, als Zeugen, vor, und giebt ihn dem Procurator der Braut. Die Frau behält hernach diesen Contract zur Versicherung ihrer Morgengabe. Je mehr Siegel darunter gedrückt sind, desto glaubwürdiger ist er; aber es müssen ihrer zum wenigsten zehn seyn. Die Heyraths-Ceremonien bey solchen Frauen, die man nur zur Miethe nimmt, sind von den vorhergehenden in nichts unterschieden, als nur in den Ausdrücken. Die Procuratoren sagen: „Ich N. N. in Kraft habender Vollmacht von der N. N. gebe sie dem N. N. zum Gebrauch, auf eine so und so lange Zeit, für den oder jenen Preis.“ Der andere sagt: „Ich N. N. in Kraft habender Vollmacht vom N. N. nehme die N. N. zur Frau, unter den eben genannten Beding-





Bedingnissen; ich nehme sie auf meine Seele.“ Geringe Personen machen bey einem solchen Contract weniger Umstände; sie nehmen keine Procuratoren dazu, sondern die Braut gehet unter ihrem Schleyer in das Zimmer, wo die Mannspersonen sind, und wenn sie sich gesetzt haben, so sagt der künftige Ehemann: „Ich N. N. mein eigner Procurator, nehme euch N. N. zur beständigen Frau unter der bedungenen Morgengabe von so und so viel; ich nehme euch zur Frau, auf meine Seele.“

Die Heyrathen werden von Weibern gestiftet. Sobald die Vergleichspunkte festgesetzt sind; so giebt der Bräutigam zur Sicherheit des Heyrathsgutes eine Anweisung auf sein Vermögen; alsdenn schickt er der Braut den Trauring und die Geschenke. Diese bestehen in Kleidern, Juwelen und baarem Geld. Die Braut schickt ihm dagegen allerhand Galanterien, z. B. genähete Schnupftücher, gestickte Mützen, und dergleichen, die sie oft mit eigenen Händen gemacht hat.

Die Hochzeit wird in dem Hause des Bräutigams gehalten, und dauert gemeiniglich zehen Tage. Am zehnten schickt man ihm bey hellem Tage die Ausstattung der Braut, welche ihr  
ihre





ihre Aeltern mitgeben. Diese besteht in Kleidern, Juwelen, Hausgeräthe, Slavinnen, Verschnittenen, u. d. g. wie es der Stand der Braut mit sich bringt. Dieses ist ihre Mitgabe, und weiter bekommt sie bey ihrer Heyrath nichts. Dieses wird von Camelen, oder andern Lastthieren, unter dem Schall musicalischer Instrumente in das Haus des Mannes getragen. Die Slavinnen und Verschnittenen reiten auf Camelen oder Pferden. Oft lehnt man den Hausrath, schickt leere Kästen, zum Pracht, um den Leuten glauben zu machen, daß die Braut eine grosse Ausstattung bekomme. Die Braut wird bey Nachtzeit in das Haus ihres Mannes gebracht. Ist es eine Person von Stand, so wird sie in einem Cagiabat, welches eine Art von wiegenförmigen Sänften ist, getragen, wovon ein Camel zwey, auf jeder Seite eine, hat. Ist sie von mittlern Stand, so reitet sie auf einem Pferd, oder gehet zu Fuß. Musicanten gehen mit ihren Instrumenten voran, darauf folgen die Bedienten, wovon ein jeder eine Kerze in der Hand hat; darauf kommen die Weiber, welche gleichfalls brennende Kerzen in den Händen haben. Die Braut ist von oben bis unten mit einem Schleyer bedeckt, und hat über dies auf dem Kopf noch einen Schleyer von Brocard, oder Goldstück, oder Seide, der in Falten gelegt





legt ist, und sie bis an den Gürtel bedeckt, dermaßen, daß man mit den schärfsten Augen ihren Wuchs nicht sehen kan. Dieses thun sie deswegen, damit die Eifersüchtigen keine Zauberey an ihr machen können. Zwey Weiber führen sie am Arm, wenn sie zu Fuß geht; reitet sie aber, so führt ein Verschnittener das Pferd am Zaum. Eine Stunde hernach, nachdem sie in dem Hauße ihres Mannes angekommen ist, so führen sie die Matronen in die Brautkammer, entkleiden sie bis auf das Hemd, und legen sie in das Bett. Gleich darauf wird der Mann entweder von Verschnittenen, oder von alten Weibern, an eben den Ort geführt; er geht in die Kammer, aber es ist kein Licht darinnen. —

Auf diese Art bekommt ein Mann seine Frau nicht eher zu sehen, als bis die Ehe vollzogen ist; — und oft ist die Frau verschiedene Tage in dem Hauße des Mannes, ehe dieses geschieht; sie flieht ihn, versteckt sich unter die Weiber, um ihren Mann nicht an sich kommen lassen. Unter den Vornehmen geschieht dieses sehr oft; denn sie glauben, ein Frauenzimmer, welches ihrem Manne die letzte Günst so bald erzeige, gäbe zu erkennen, daß sie vorher nicht sehr enthaltsam müsse gewesen seyn. Die Prinzessinnen von königlichem Geblüte haben insonderheit die Gewohn-





wohnheit, daß sie sich ganze Monathe lang zurück halten, biß sie glauben, ihr Mann sey würdig, sie anzurühren. Man erzählt von der Tochter Abbas des Grossen, die an einen General von der Armee verheyrahtet wurde, daß sie viele Monathe lang ihren Mann nicht habe ansehen wolten. Der General beschwerte sich beym König, und sagte, der König habe ihm ein Tigerthier, aber keine Frau gegeben, und er getraue sich nicht, sich ihr zu nähern: sie habe zwey mal den Dolch gegen ihn gezückt. Der König lachte darüber, und fragte ihn, wie viel er weiße Selavinnen in seinem Serail hätte? Ohngefähr fünf und vierzig, sagte der General. Gut, versetzte der König: laß eine nach der andern bey euch schlafen, ich bin versichert, eure Frau wird sich geben. Der General ließ sich dieses nicht zweymal sagen, er that es. Die Prinzessin wurde darüber äusserst aufgebracht, und fragte ihn, ob dieses die eheliche Treue wäre? Der General blieb unempfindlich bey ihrem Zorn, und fuhr in seinem Unternehmen fort. Sie beschwerte sich endlich beym König, und verlangte Gerechtigkeit gegen die Frechheit ihres Mannes, der sich kein Bedenken machte, alle seine Selavinnen zu seinem Willen zu zwingen. Der König antwortete ihr mit zornigem Gesicht, daß es auf seinen Befehl geschehe; zugleich befahl er ihr ausdrück-



Drücklich, ihren Mann zu bitten, daß er die folgende Nacht bey ihr schlafen möchte. Die Prinzessin überwand sich, und lebte hierauf sehr vergnügt mit ihrem Manne. Bey dieser Gelegenheit fällt mir eine artige Historie von einer der Beyschläferinnen des Königs Sesi, des letzten dieses Namens, ein. Sie war sehr schön, und der König liebte sie unaussprechlich. Dies machte sie stolz, und kühn in ihrem Betragen gegen den König. Sesi, der von Natur sehr grausam war, gerieth darüber einstens in eine solche Wuth, daß er sie wollte umbringen lassen. Aber der Tod schien ihm nicht hart genug zur Strafe zu seyn, er fieng es also auf folgende Art an. Erstlich nahm er ihr ihre Weiber, Verschnittene und Hausgeräthe; er ließ ihr hierauf alle ihre Kleider verbrennen, nahm ihr ihre Juwelen, zerließ sie in einem Mörtel, und warf die Stücke davon vor ihren Augen in einen See; endlich, um ihr Unglück vollkommen zu machen, zwang er sie, einen alten schwarzen Slaven, der einer seiner Köche war, zu heyrathen. Die unglückliche Frau wurde nur mit einer einzigen Kammerfrau, die er ihr gelassen hatte, in das Haus ihres neuen Mannes geschickt. Da die Kammerfrau, die eben so schön und stolz war, als ihre Frau, das schwarze Ungeheuer von einem Mann auf die Frau zukommen sahe, so zog sie einen Dolch gegen

B. n. Persien. I. Th. M m gen





gen ihn, und sagte: „Schwarzer Hund! wenn du dich unterstehst, sie nur mit einem Finger anzurühren, so durchbohre ich dir mit diesem Dolch das Herz. Der arme Koch lief voller Schrecken davon. Da die Geschichte dem Könige hinterbracht wurde; so lachte er darüber. Sein Zorn legte sich; er verheyrathete die Dame an einen Obersten, und schickte ihr, ihrem Stande gemäß, Kleider und Juwelen.

Bei den Ehen geringer Personen geschieht oft das Gegentheil. Denn wenn der Mann seiner Frau mehr Heyrathsgut zu geben versprochen hat, als er leisten kan; so schließt er, wenn man ihm die Frau in das Haus bringen will, die Thüre zu, und sagt, daß er sie um einen so hohen Preis nicht verlange. Es kommt alsdenn zwischen beyderseitigen Aeltern zu einem Streit, und die Aeltern der Frau müssen von der gesetzten Summe etwas nachlassen, nur damit er ihre Tochter nehme; denn es würde die größte Beschimpfung seyn, wenn sie wieder zurück geschickt würde.

Man sollte glauben, daß eine solche Art zu heyrathen, ehe man die Frau mit einem Auge gesehen hat, lauter unglückliche Ehen verursachen müste; aber es geschieht nicht, im Gegentheil kan man behaupten, daß die meisten Ehen in diesem Lande glücklicher sind, als wo man sich lange vorher kennt. Eine Ursache davon mag wohl diese

diese



diese seyn: weil man keine andere Frau als die seinige sieht, — so hängt man desto mehr an ihr. Indessen kan man doch auch eigentlich nicht sagen, daß sich die Perser verheyrathen, ohne zu wissen, an wen: denn die Mutter des Bräutigams, und andere Personen, denen man die Wahl einer solchen Person, die man heyrathen will, überläßt, machen gemeiniglich eine so genaue Schilderung von derselben, daß man hinlänglich daraus urtheilen kan, ob einem das Original gefallen würde, oder nicht. Noch mehr; man schließt die Mädchen nicht eher ein, als bis sie das siebente oder achte Jahr zurückgelegt haben: bis auf diese Zeit gehen sie frey in dem Hause herum, und lassen sich von jederman sehen. Da geschieht es nun, daß man die Frau, die man heyrathet, in ihrer Kindheit oft genug gesehen hat.

Die mahomedanische Religion hält die Ehescheidung für erlaubt, es mag geschehen auf was für Art, und aus was für einer Ursache, als es immer will. Wenn einer von beyden Theilen des andern überdrüssig ist, daß sie nicht mehr bey einander leben wollen, so trennen sie sich, und sollten es sonst die klügsten und vornehmsten Personen seyn. Man geht zu einem Richter, oder zu einem Geistlichen, und läßt über die Trennung eine Art einer Urkunde verfertigen. Diese nennt man Talaac, d. i. Scheidebrief: sobald

M m 2

dieser





dieser ausgefertigt ist, so können sich beyde Par-  
 theyen wieder verheyrathen, wie sie wollen.  
 Wenn der Mann auf die Ehescheidung ange-  
 tragen hat, so muß er der Frau ein Heyrathsgut  
 geben; hat aber die Frau den Anfang der  
 Trennung gemacht, so kan sie nichts verlangen.  
 Die Mahomedaner halten es auch für erlaubt,  
 eine Ehe, die einmal getrennt worden ist, wieder  
 zu erneuern. Es kan dieses dreyimal geschehen.  
 Wenn sich aber ein Paar Eheleute dreyimal von  
 einander geschieden haben; so dürfen sie einan-  
 der nicht wieder, als nur unter dieser Bedingung  
 heyrathen: die Frau heyrahet einen andern  
 Mann, bleibt vierzig Tage bey ihm, scheidet sich  
 wieder von ihm, und heyrahet alsdenn den er-  
 sten Mann. Demohngeachtet wird es unter  
 den Mahomedanern für schändlich gehalten, eine  
 Frau, von der man sich dreyimal geschieden hat,  
 wieder anzunehmen: und überhaupt bedienen  
 sich die Perser selten der Freyheit, die Ehen auf-  
 zuheben. Leute von bürgerlichem Stand thun  
 es zuweilen; aber Standespersonen würden lie-  
 ber sterben, als ihre Weiber verstoßen, und sie  
 würden ihnen eher das Leben nehmen, als ihnen  
 eine Ehescheidung zu gestatten. Ganz geringe  
 und schlechte Leute thun es auch nicht; sie scheuen  
 das Heyrathsgut, welches sie einer abgeschiedenen  
 Frau geben müssen. Unter dem gemeinen  
 Volk





Woll geschehen manchmal in diesem Punkt schreyende Ungerechtigkeiten: wenn sie einer Frau gern los seyn wollen, ohne ihr ein Heyrathsgut zu geben; so gehen sie so übel mit ihr um, daß sie endlich selbst die Ehescheidung verlangt, und ihrer Freyheit alles aufopfert. Uebrigens kommen die Streitigkeiten zwischen Eheleuten selten vor den Richter, so schlimme Streiche sie auch zuweilen einander spielen, und so viel Ursachen sie auch haben, sich von einander zu trennen. Der Ort, wo sich die Weiber aufhalten, wird, besonders bey Standespersonen, als ein heiliger Ort angesehen; man hält es für ein Verbrechen, wenn sich jemand, wer es auch sey, darnach erkundigt, was daselbst vorgehe. Der Mann übt daselbst eine unumschränkte Macht aus, ohne jemand darüber Rechenschaft zu geben. — Man sagt, daß die erschrecklichsten Grausamkeiten daselbst vorgehen, und daß manche Person mit Giffthingerichtet wird, von der man alsdenn vorgiebt, sie sey eines natürlichen Todes gestorben.

Was die verbotenen Grade der Ehe anlangt, so sind es fast die nemlichen, wie bey den Juden. Mutter, Schwieger- und Stiefmutter, leibliche und Stiefgeschwister, Muhme und Nichte darf man nicht heyrathen. Man kan zwar seines Bruders Frau heyrathen, aber es geschieht selten. Andere Mahomedaner sind darinnen bis zur Ab-





scheulichkeit gelinde, und man findet bey den Mogolen Fälle, daß Väter ihre eigne Töchter geherrathet haben.

In der Zeit, da ich mich in Erivan aufhielt, besuchte ich den Patriarchen von Armenien. Er hieß Jacob. Er war ein ehrwürdiger Greis, aber in seiner Aufführung sehr leichtsinnig, welches die Beschuldigung, die ihm seine Nation machte, hinlänglich rechtfertigt. Er wohnte in dem bischöflichen Pallast, und hatte Stadt-Arrest. Seine üble Aufführung hatte ihm dieses unangenehme Schicksal verursacht. Die Armenische Geistlichkeit treibt die Simonie auf das ärgste. Was sie am theuersten verkaufen, das ist dasjenige heilige Del, welches sie Mirone nennen. Es wird solches von dem Abend des Palmsonntags an, bis zur Messe des grünen Donnerstags bereitet. Man braucht weder gemeines Holz, noch gemeine Kohlen, um den Kessel siedend zu machen. Man macht das Del mit heiligen Holz sieden, und besonders mit solchem, das zum Gebrauch in den Kirchen gedient hatte, nemlich mit alten Bildern, abgenutzten Ornaten und zerrissenen Büchern. Alle diese Dinge werden zu diesem Gebrauch aufgehoben. Das Feuer macht eben keinen angenehmen Geruch; aber das Del, wird mit Kräutern und Spezereyen wohlriechend





thend gemacht. Dieses Del wird von dem Patriarchen selbst verfertigt, der alsdenn mit seinem ganzen hohenpriesterlichen Schmuck angethan ist, und zum wenigsten drey Prälaten bey sich hat, die eben so gekleidet sind, welche, so lange diese Ceremonie dauret, Gebete hersagen. Die Armenier glauben, daß dieser Balsam eine heilsame Kraft gegen alle Krankheiten der Seele habe; es giebt ganze christliche Gemeinden, welche glauben, daß die Gnade der Wiedergeburt, und Vergebung der Sünden durch dieses Del mitgetheilet werde. Die Geistlichkeit läßt das gemeine Volk in diesem schädlichen Glauben, und verkauft dieses Del sehr theuer. Der Patriarch verkauft es an die Bischöffe und Priester, und diese wieder an das gemeine Volk. Da das Del in Palästina wohlfeil ist, so machte der dasige Patriarch, der sich von den Türken in diese Würde hatte setzen lassen, mehr Del, als alle Armenier verbrauchen konnten, und dieß gab Gelegenheit zu einer grossen Kirchen-Trennung unter ihnen. Der armenische Patriarch von Dreykirchen that den Patriarchen zu Jerusalem, und dieser jenen, in den Bann. Der vorhin genannte Patriarch Jacob suchte die Sache dahin einzuleiten, daß kein Armenischer Geistlicher sein heiliges Del anderwärts, als





bey ihm kaufen dürfte. Die Armenier, die in der Türkei wohnten, nahmen solches bey dem Armenischen Patriarchen zu Jerusalem. Jacob behauptete im Gegentheil, daß die Armenier in der Türkei, das heilige Del nicht von Jerusalem dürften kommen lassen, ausgenommen in Kriegszeiten, wenn sie nicht zu seiner patriarchalischen Residenz kommen könnten. Er glaubte es durch Geld bey der Pforte dahin zu bringen, daß er einen Befehl auswirken würde, wodurch die Armenier angewiesen würden, ihr heiliges Del nur allein bey ihm, wie sie es vorher gethan hätten, zu nehmen. Er mußte zuvor die Einwilligung des persischen Hofes dazu haben; und da er diese hatte, so wendete er sich an den türkischen Hof, und erhielt durch Geld alles, was er wünschte.

Der Armenische Patriarch zu Jerusalem, ein Mann, der viel feiner war, als der gute Jacob, und der weit mehr Einsicht in die Geschäfte am türkischen Hof hatte, machte nicht die geringste Bewegung, so lang der andere seine Sache an dem Hofe des Großherren trieb. Er ließ ihn Geld über Geld anwenden, und kam nicht eher nach Hofe, als bis Jacob im Begriff war, abzureisen. Nun stellte er dem Divan vor, wie sehr das Interesse des Großherren mit dieser Sache verwickelt sey, und wie





wie groß der Schade sey, der für seine Staaten daraus entstehen würde, wenn die Armenier in seinem Reiche, ihr heiliges Del in Persien holen würden. Der Divan sahe es ein, und hob den Befehl, den der Patriarch von Persien zu seinem Vortheil bekommen sollte, wieder auf. Jacob suchte zu seinem und seiner Nation Unglück, die Sache mit Gewalt durchzusetzen; er fieng den Proceß wieder von neuem an, und glaubte noch immer die Sache durch Geld zu gewinnen. Ich weiß nicht genau, wie viel ihm dieser Handel gekostet hatte; aber man sagt, daß sich die Kosten auf achtmal hundert tausend Livres belaufen hätten. So viel weiß ich gewis, daß er 500,000. Livres zu Constantinopel zu diesem Rechtshandel aufgenommen hatte. Erstlich borgte er von den Armeniern so viel, als er bekommen konnte; und da dieses nicht hinreichte, so wand er sich an die Türken. Endlich verlohr er allen Credit, mußte sein Vorhaben aufgeben, und sich vom Hofe wegmachen. Er glaubte, daß er die Persischen Armenier, die von Zeit zu Zeit nach Constantinopel kommen, bewegen würde, seine Schulden zu bezahlen. Sie thaten es auch zum Theil, und bezahlten ansehnliche Summen, um ihren Patriarchen mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Sie glaubten aber nicht,

M m 4

daß





daß er so tief in Schulden steckte. Aber da sie sahen, daß wenn sie auch eine Schuldforderung getilgt hatten, sich immer wieder neue größere zeigten; so wurden sie es endlich müde. Der Patriarch Jacob stellte seinen Gläubigern vor, jemanden mit ihm nach Armenien zu schicken, wo er sie bezahlen wollte. Sie ließen ihn auf sein Wort gehen; wie er aber nach Hause kam, so fand er seine Armenier äußerst gegen ihn aufgebracht, und niemand wollte Geld vorschießen, noch gestatten, daß er etwas aus der Patriarchalischen Schatzkammer nehmen sollte. Die Abgeordnete von Constantinopel, welche gekommen waren, eine Summe von 80,000. Livres zu erhalten, mußten ohnverrichter Sachen zurück kehren. Diese wandten sich an den Großherrs, und wirkten einen Befehl an den Statthalter von Erzerum aus, um ihnen zu ihrer Bezahlung zu verhelfen. Erzerum ist eine grosse Stadt, und liegt nur zehn Meilen von der persischen Gränze, an dem Fuß einer Kette von Gebürgen. Es sind hier viele Armenier; man rechnet sie auf sechzig tausend. Die Türken, welche da sind, sind meistens Janitscharen. Die Armenier, welche da sind, stehen unter dem Patriarchen von Erivan. Diese Stadt ist die Niederlage aller Kaufmannswaren aus Persien. Der Befehlshaber der Stadt ist ein Beglerbeg. Dieser gab den Türken Empfehlungsschreiben an den





Den Khan von Erivan; aber sie richteten nichts aus. Es kam das zweyte Vorschreiben vom Großvezier, vom Caimacan von Constantinopel, und vom Pacha von Erzerum an den Gouverneur von Erivan, welche dringender als die vorhergehenden waren. Dieses hatte einige Wirkung. Der Khan ließ dem Patriarchen befehlen, schlechterdings die Summe zu bezahlen. Aber der gute Patriarch hatte kein Geld; er stellte dieses vor, und bat, eine Erlaubniß vom Hof für ihn auszuwirken, daß er diese Summe von den Kirchen in Georgien und Medien erheben dürfte. Nach vieler Mühe erhielt er sie endlich. Er schickte seine Commissarien aus; allein, da die Armenische Geistlichkeit durch die vielen Auflagen und Abgaben, denen sie beständig ausgesetzt ist, ohnedies ausgesogen war, so wollte und konnte sie nichts bezahlen. Der gute Patriarch mußte also so lang zu Erivan im Arrest bleiben, bis die Schulden bezahlt waren.

Wir merken hiebey an, daß ehemals die christlichen Patriarchen in Asien von den mahomedanischen Fürsten, unter deren Herrschaft sie stunden, ihre Besoldungen bekommen haben; aber ihre schlechte Aufführung machte, daß sie immer mehr eingeschränkt wurden. Der Patriarch von Armenien ist auf der einen Seite sehr reich, und auf der andern sehr arm. Alle Armenier, welche  
ihn





ihn erkennen, und über funfzehn Jahre alt sind, zahlen ihm jährlich etwas gewisses, die Reichen drey bis vier Thaler, und die Armen etliche Baken. Dieses soll eine Einnahme von 600,000. Thaler ausmachen. Auf der andern Seite aber ist er auch herzlich arm, weil er genöthigt ist, für diejenigen von seiner Heerde, die die Kopfsteuer nicht bezahlen können, solche zu bestehlen. Oftmals gehen alle seine Einkünfte auf diesen Tribut, und er muß noch zulegen. Ueber seine Nation hat er ein ausnehmendes Ansehen; jederman zittert, wenn er nur von weitem mit dem Bannstrahl drohet. Bey ihm ist die Pflanzschule der vornehmsten Kirchenlehrer und Bischöffe. Es sind auch jederzeit sehr viele bey ihm. Er wird aus einem von den Bischöffen gewählt; lebt äusserlich ohne Glanz und Pracht, und unterscheidet sich nur durch seine Würde von andern Geistlichen. Um sich bey seiner Würde zu erhalten, muß er dem Statthalter von Erivan und den Grossen des Hofes beständig geben.

Die Armenier sind sonst gute Leute; sie sind still, höflich, und nach ihrer Art fromm, sie leben eingezogen, und behelfen sich mit wenigen. Man darf aber nicht glauben, daß ihr Hauptsitz jezo noch in ihrem eigenen Vaterlande sey. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurde dieses Land eines grossen Theils seiner Einwohner beraubt.





beraubt. Schach Abas, der König von Persien, suchte hauptsächlich zwey Stücke, zum Besten seines Reichs, mit Nachdruck zu bewürken: er wollte es wider die Anfälle der Türken in Sicherheit setzen, und es durch Aufrichtung der Handlung bereichern. Um die erste Absicht zu erreichen, glaubte er, müsse er ihnen die Mittel benehmen, grosse Armeen auf seinen Gränzen zu halten; und da Armenien eine Provinz war, auf welche die Türken jederzeit zuerst ihr Augenmerk richteten, so entvölkerte er dieses Land so sehr, als es zu seiner Absicht dienlich war. Viele tausend Armenier mußten nach Persien wandern, und sich besonders in der Vorstadt von Ispahan niederlassen. Er glaubte ferner, daß sein Land durch den Seidenbau, einer der allerkostbarsten Waaren, besonders empor steigen könnte. Er sahe, daß die Armenier hiezu besonders aufgelegt waren. Ihre Sparsamkeit, ihre Haushaltung, ihre Treue, ihre Entschlossenheit die größten Reisen zu unternehmen, schienen ihm diejenigen Eigenschaften zu seyn, die zur Ausführung seines Vorhabens am geschicktesten wären. Die christliche Religion, die ihnen den Umgang mit allen europäischen Nationen erleichterte, schien ihm ebenfalls zur Erreichung seiner Absicht bequem zu seyn. Er machte aus den Armeniern, welche vorher nichts anders, als Ackerleute waren, lauter Kaufleute.

Er





Er gab ihnen viele Ballen Seide, um sie in fremde Länder zu verföhren. Der Erfolg stimmte mit der Erwartung des Königs überein. Die Armenier trieben damit einen starken Handel nach Europa, und brachten dagegen englische und holländische Tücher, venetianische Spiegel, Uhren und dergleichen Dinge, mit zurück, die sie in ihrem Lande wohl benutzen konnten. Durch sie wurden die morgenländischen Waaren in den Abendländern bekannt, und die abendländischen dienten den Morgenländern zu einer neuen Zierde.

Die Armenier sind zum Reisen und Handel gemacht. Sie bleiben sich immer gleich; sie fliehen die Fremden, welche unruhig sind, eben so sehr, als sie die Friedfertigen schätzen. Sie nehmen, wenn sie nicht gar zu weit reisen, ihre Lebensmittel von Haus mit. In den Städten wohnen sie beysammen, und machen wenig Aufwand. So viele Beschwerlichkeiten sie auch auf Reisen auszustehen haben, so halten sie dennoch die Fasten der Kirche sehr streng. Die Art, wie sie einen Handel schliessen, hat viel zu viel besonders, als daß wir nichts davon sagen sollten. Der Anfang wird damit gemacht, daß sie Geld auf den Tisch legen. Als denn wird über den Handel mit grossem Geräusch gestritten. Man legt Geld hin, man nimmt hinweg, man stößt einander hin und her, daß man meynen sollte, sie wür-



würden einander die Kehle zudrücken. Endlich ergreifen die Unterkäufer die Hand desjenigen, der verkaufen will, und drücken ihn mit solcher Gewalt, daß er schreyen muß; sie lassen ihn nicht eher los, bis er darein willigt, daß der Käufer die Waare um den oder jenen Preis behalten soll. Nachgehends lachen sie einander aus. Man findet Armenier in allen drey Welttheilen. Bey den Türken sind sie Wechster und Agenten, und man rühmt hiebey ihre Treue ausnehmend.

In Ansehung der Religion findet man zweyerley Gattungen, erstlich solche, die sich mit der römischen Kirche vereinigt haben, und solche, die es nicht sind, die man deswegen die armenischen Schismaticer nennt. Von den ersten sind zwischen Erivan und Tauris noch verschiedene Klöster vorhanden. Um gute Lehrer zu bekommen, schicken sie von Zeit zu Zeit junge Leute nach Rom, die daselbst erzogen werden. Der Erzbischoff von ihnen wird zu Rom bestätigt. Die schismaticen Armenier aber sind den Römisch-Catholischen äußerst auffällig. Denn weil sie glauben, daß ihnen durch sie viel Unheil an dem türkischen Hofe geschähe, und die Missionarien viele von ihrer Kirche abziehen: so liegen sie mit ihnen beständig in den Haaren, und haben an dem türkischen Hofe mancherley Handel mit ihnen. Mit  
andern





andern Religionspartheyen leben sie ziemlich friedlich. Man trifft unter ihnen vielen Aberglauben an. Wir werden an einem andern Ort Gelegenheit haben, mehr von ihrer Religion zu reden. An den Gebräuchen ihrer Vorfahren haben sie eine starke Anhänglichkeit, und pflanzen auch solche auf ihre Kinder fort. Auf die Gelehrsamkeit legen sie sich nicht stark, und diese schränkt sich bloß auf ihre kirchliche Personen ein. Ihre jetzige Sprache ist von ihrer alten sehr verschieden. Sie rühmen sie als eine bedeutungsvolle Sprache über alle andere; aber man darf sich nicht wundern: alle Morgenländer sind mit dem Nationalstolz geplagt. Zu einer andern Zeit ein mehreres von ihnen.

Den 21. März, welches der erste Tag des Monaths Zilhaje war, des morgens drey vierthel Stunden nach Aufgang der Sonnen gab die Besatzung der Festung mit dem großen und kleinen Gewehr drey mal Feuer, und kündigte damit das Neue Jahr an. Es wird solches allemal auf diese Art angekündigt, es mag bey Tag oder bey Nacht seyn, wenn die Sonne in das Zeichen des Widder tritt. Die Perser haben sehr viele Festtage, welche sowohl die Religion, als die bürgerliche Verfassung zum Gegenstand haben; diese Festtage dienen entweder die Erinnerung der Geheimnisse und Bege-





Begebenheiten der Religion, oder das Andenken wichtiger Staatsveränderungen zu erhalten. Indessen werden nur drey Religionsfeste auf eine feyerliche Art begangen: nemlich erstlich der Tag vor dem grossen Fasten, welches ihnen eben das ist, was bey den Christen die Ostern sind; zweitens das Opfer Abrahams, und drittens das Martyrthum des Alty. Das einzige bürgerliche Fest, das sie feyern, ist das Neue Jahr, aber sie begehen es mit desto grössern Feyerlichkeiten. Es dauert solches drey Tage lang, an einigen Orten, besonders bey Hof, gar acht Tage, und fängt mit dem Augenblick an, wenn die Sonne in das Zeichen des Widderß tritt. Man nennt es Naurus Sultanie, d. i. das Königliche Neue Jahr, um es von dem wirklichen neuen Jahre, nach der gegenwärtigen Zeitrechnung der Perser, zu unterscheiden, als welches auf den Tag fällt, an welchem Mahomed von Mecca, aus Furcht, das Volk möchte ihn wegen seiner neuen Lehre in Stücke hauen, entflohen ist: an diesem Tage fahen alle Mahomedaner in der ganzen Welt ihr Neujahr an. Dieses fällt auf den ersten Tag des Monats Maharram, und wird gewöhnlich Hegira, oder Hetschra, genennt. Gegenwärtig reden wir von der alten Zeitrechnung der Perser, nach welcher ihr Jahr ein Sonnenjahr ist, so wie das gegenwärtige ein Mondenjahr ist. Die

K. n. Persien. I. Th.

N n

Perser





Perser behaupten, daß Gemehid, der vierdte Kö-  
 nig in Persien, der Stifter von diesem Neujahrs-  
 feste sey. Ueberhaupt muß man hier anmerken,  
 daß die Perser ehemals die beyden Tag und Nacht-  
 gleichen, nicht weniger die beyden Solstitien, be-  
 sonders aber die Frühlings-Tag und Nacht-  
 gleiche, wo das schöne Wetter seinen Anfang  
 nimmt, feyerlich begangen haben. Dieses Fest  
 dauerte acht Tage. Am ersten empfing der Kö-  
 nig die Glückwünsche von dem gemeinen Volk;  
 der zweyte war zur Audienz der Gelehrten, und  
 besonders der Sternkündiger, gewidmet; der  
 dritte den Priestern; der vierdte den obrigkeit-  
 lichen Personen; der fünfte den Grossen des  
 Reichs; der sechste den königlichen Verwandten,  
 und die zwey folgende seinen Gemahlinnen und  
 Kindern. Die Art dieser Feyerlichkeit dauerte in  
 Persien, bis auf den Einfall der Mahomedaner;  
 diese führten mit ihrer neuen Religion auch eine  
 neue Zeitrechnung ein, in welcher der erste Tag  
 des Jahrs nicht mehr auf den Anfang des Fröh-  
 lings, sondern auf den ersten Tag des Monden-  
 monaths Maharram gesetzt wurde. Die alte  
 Gewohnheit, den Anfang des Jahres zu feyern,  
 nahm nach und nach ab, und hörte endlich ganz  
 und gar auf. Man wollte das Sonnen-Neue-  
 Jahr nicht mehr beybehalten. Die Ursache lag  
 in der Religions-Veränderung. Das Volk hieng  
 noch



noch an seiner alten Verehrung des Feuers, und heiligte den ersten Tag des Jahres der Sonne; die Mahomedaner sahen dieses als eine Abgötterey an, und schafften alle Feiertlichkeiten dieses Tages, oder des neuen Jahres, gänzlich ab. Was den ersten Tag des Mondenjahres anbelangt, so konnte man ihn deswegen nicht zu einem Tage der Freude machen, weil in Persien die ersten zehn Tage des Monats Maharram, welches der erste Monat in dem mahomedanischen Jahre ist, Tage einer öffentlichen Trauer sind, da sie dem Andenken des Todes der Söhne des Ali gewidmet sind. Dieses dauerte fort bis auf das 475ste Jahr der mahomedanischen Zeitrechnung, in welchem der König Ismael bin, gerade an dem Tage des Frühlings Anfangs zur Regierung gekommen war. Die Sternkündiger des Landes nahmen davon Gelegenheit, und stellten dem Könige vor, daß es eine göttliche Fügung wäre, daß er gerade an dem ersten Tage des Jahres nach der alten Zeitrechnung zur Regierung gekommen wäre. Sie baten ihn, daß er die Gewohnheit, die von undenklichen Zeiten her im Lande gewesen wäre, den Anfang des Jahres feyerlich zu begehen, wieder einführen möchte; da nun dieses Fest nicht auf den ersten Tag des mahomedanischen Jahres gesetzt werden konnte, weil dieses ein Trauertag sey, und es also eine

N n 2

böse





böse Vorbedeutung seyn würde, den Anfang des Jahres an dem Gedächtnistage eines Märtyrers zu feiern, so blieb nichts anders übrig, als diese Feierlichkeit auf den Anfang des Sonnenjahres zu setzen, wo sich die ganze Natur erneuerte, dieses sey eine weit schicklichere Zeit, als der Anfang des mahomedanischen Mondenjahres, welches nach und nach in alle Jahreszeiten fiel. Die Sternkündiger setzten noch ferner hinzu, wenn er dieses Fest des Sonnen-Neujahres anordnen würde, so würde die Feyer dieses Tages zugleich die Feyer über den Eintritt seiner Regierung seyn, zumal da die alten Perser die Gewohnheit gehabt hätten, ihre Jahre nach der Regierung ihrer Könige zu berechnen. Der Prinz billigte diese Vorstellung, und führte das alte Neujahrsfest wieder ein, welches seit dieser Zeit mit dem größten Pomp gefeyert wird.

Man kündigt solches in der Hauptstadt und in andern grossen Städten des Reichs, wie wir schon gemeldet haben, durch die Abfeuerung des grossen und kleinen Gewehrs, an. Die Sternkündiger gehen alsdenn, etliche Stunden vor dem Eintritt der Tag- und Nachtgleiche, in ihren prächtigsten Kleidern in den königlichen Pallast, oder in die Wohnung des Statthalters, um den Augenblick zu beobachten, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt; dieses macht man durch



Durch Abfeuerung der Canonen dem umliegenden Land bekannt; musicalische Instrumente, Cimbeln, Hörner und Trompeten machen die Luft ertönend. Es herrscht alsdenn lauter Lust und Freude bey den Grossen des Hofes. Zu Ispahān lassen sich vor dem Thore des königlichen Pallastes alle Tage, so lang das Fest dauert, musicalische Instrumente hören, es werden Tänze gehalten, Feuerwerke angestellt, Comödien gespielt, und jederman bringt diese acht Tage herrlich und in Freuden zu. Unter andern Namen, geben auch die Perser diesem Feste den Namen, das Fest der neuen Kleider, weil niemand so arm und elend ist, der nicht an diesem Feste ein neues Kleid anlegen sollte; die Reichen und Vornehmen ziehen alle Tage ein neues an. An diesen Tagen kan man den Hof in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit sehen; jederman zeigt sich in einem Pracht, der alles übertrifft. So lang das Fest dauert, ergötzt man sich an Spaziergängen an verschiedenen Orten vor der Stadt, und der Zulauf des Volks ist unaussprechlich. Man schickt sich einander Geschenke. Als etwas besonders ist hier anzumerken, daß man sich unter einander den Tag vor dem Fest gemahlte und vergoldete Eyer schickt. Ein solches Ey kostet manchmal bey drey Ducaten. Der König theilt ihrer bey fünfhundert Stücke in seinem Serail aus;





aus; sie werden den vornehmsten Damen des Hofes in den schönsten Schüsseln gebracht. Das Ey ist mit Gold überzogen, und an den Seiten mit den schönsten und feinsten Figuren in Miniature gemahlt. Die Ursache dieser Gewohnheit erklärt man dahin, weil das Ey ein Sinnbild von dem Ursprung aller Dinge sey. Man kan sich die Menge Eyer, die an diesem Tage verbraucht werden, nicht vorstellen. Sobald der Augenblick der Tag- und Nachtgleiche vorbey ist, so wünschen die Grossen des Reichs in ihrem prächtigsten Schmuck dem Könige Glück; jeder bringt ihm ein Geschenk an Juwelen, Edelgesteinen, Stoffen, Rauchwerk, Pferden, Silber oder andern Seltenheiten, jeder nach seinem Stand und Vermögen. Die meisten bringen Geld, und entschuldigen sich dabey, daß nichts in der Welt zu finden sey, welches würdig wäre, in die Kleiderkammer des Königs gebracht zu werden. Dieses erstreckt sich von fünfhundert bis auf vier tausend Ducaten. Die Grossen, die in den Provinzen ihre Aemter haben, schicken gleichfalls ihre Geschenke. Niemand bleibt zurück, jederman sucht es dem andern zuvor zu thun, ja, sich in Ansehung der Geschenke des vorigen Jahres selbst zu übertreffen. Auf diese Art bekommt der König an diesem Tage die ansehnlichsten Geschenke, die er hernach zum Theil in seinem Serail und am Hofe wieder verschenkt.





schent. Alle Tage werden die Grossen des Hofes von zehn bis ein Uhr von dem Könige herrlich bewirthet; alsdenn begiebt er sich in sein Serail. Die Grossen thun das nemliche, sie haben Besuche bey sich, und empfangen von ihren Untergebenen Geschenke. Es ist überhaupt die Gewohnheit im ganzen Morgenlande, daß der Geringere dem Vornehmen, der Arme dem Reichen Geschenke bringt, und dieses geht bis auf die geringsten Arbeiter herunter.

Fromme Personen bringen den ersten Tag des Jahres mit Andachtsübungen in ihren Häusern zu. Mit Anbruch des Tags reinigen sie sich, indem sie sich am ganzen Leibe mit Wasser baden; hernach legen sie ihre besten Kleider an, enthalten sich der Weiber, verrichten ihre gewöhnliche und auf diesen Tag gerichtete Gebete, lesen im Koran und andern guten Büchern; alles dieses thun sie, um sich ein glückliches Jahr zu verschaffen. Andere Personen aber, die nicht so andächtig, sondern Weltkinder sind, zeigen an diesem Tage ihre Reichthümer, bewundern sie, und erlauben sich alle Arten von Vergnügungen, in der Absicht, um eine gute Vorbedeutung auf ein glückliches Jahr zu haben. Um die Feyerlichkeit dieses Festes zu vermehren, so erinnert man sich, daß Aly zum Nachfolger Mahomed's ernannt worden sey. Die Mahomedaner sagen, daß Mahomed an diesem





sem Tage in Gegenwart seiner Armee seinen Nachfolger ernannt habe. Der König Abas wollte kurz vor seinem Tode die Verordnung machen, daß der Eintritt der Sonne in alle zwölf himmlische Zeichen, durch den Ton musicalischer Instrumente gefeyert werden sollte, wie es ehemals in Persien üblich gewesen wäre; aber sein plötzlicher Tod hinderte die Ausführung derselben.

Am zweyten Tage dieses Festes, den 22sten März, machte ich dem Gouverneur meine Aufwartung, um ihm zum neuen Jahre Glück zu wünschen. Ich machte ihm ein Geschenk mit einem Dolch mit elfenbeinernen Griff und Scheide, und rings herum mit emallirten Gold besetzt. Der Gouverneur nahm es sehr gnädig an, und bewunderte es. Die Gewohnheit, niemals während dieses Festes ohne ein Geschenk für einem Vornehmen zu erscheinen, ist in Persien nunmehr ein ordentliches Gesetz. Der Gouverneur setzte mir frische und trockne Früchte, und den vorzüglichsten Wein aus Georgien und Schiras, vor. Ich war noch verschiedenemalen bey ihm, und verkaufte ihm verschiedene Kostbarkeiten. Einstens, da ich einen Handel mit ihm geschlossen hatte, und bey seinem Schatzmeister war, um das Geld davor zu empfangen; so kam er in das Zimmer, und wollte noch einen grossen Spiegel von Bergerkristall in Gold gefaßt, kaufen: denn,





Denk, sagte er, es ist eine glückliche Stunde, ich muß dieses Stück noch kaufen. Wir wurden des Handels einig, und ich ließ ihm solchen für fünfhundert Thaler, die er mir sogleich auszahlen ließ. Man sagt, daß die Perser durch die Sterndeuterei ganz bezaubert wären, und daß sie den guten und schlimmen Erfolg einer Sache von dem Einfluß der Gestirne herleiteten. Wenn zwei günstige Gestirne in Verbindung mit einander stehen, so nennen sie dieses eine gute Stunde. Deswegen eilte der Gouverneur den Handel mit dem Spiegel so geschwind zu schließen.

Es ist kein Volk in der Welt, welches dem unsinnigsten Aberglauben so sehr ergeben ist, als die Perser, da sie doch sonst ein kluges und aufgeklärtes Volk sind. Sie glauben in allen Stücken ein unabänderliches Schicksal. Alle Tage, ja alle Stunden des Tages sind nach ihren Begriffen, glücklich oder unglücklich, oder, nach ihrer Art zu reden, weiß oder schwarz. Deswegen fürchten sie sich auf der einen Seite so sehr für Bezauberungen, und haben auf der andern ein so großes Zutrauen auf ihre Talismane und Amulette, wodurch sie sich für Zaubereien sicher zu stellen suchen. Sie verfertigen solche aus gewissen Stellen des Korans; sie gebrauchen auch dazu die sogenannten Hadis, d. i. die Reden der ersten Nachfolger Mahomed's, und die Gebete ihrer

R. n. Persien. I. Th.      D o      Heili.





Heiligen, die mit allerhand Cabbalistischen Ausdrücken untermischt sind. Wenn sie sie schreiben, so brauchen sie grosse Vorsichtigkeit sowohl in Ansehung des Pappiers, worauf sie schreiben, als auch der Zeit und des Orts, wenn und wo sie solche schreiben. Die Talismane und Amulette selbst tragen sie am Hals, am Gürtel, aber gemeinlich am Arm, zwischen dem Ellbogen und den Schultern, in einem seidenen Säckchen, in der Grösse eines halben Guldens. Wer es nicht weiß, sollte sie für Nadelküssen halten. Einige tragen sechs bis acht dergleichen zusammen genähte Säckchen an einem Band, als ein Armgewänge, oder in kleinen Büchsen, als wie Zahnsticher, von Gold oder Silber, damit sie sie desto besser verwahren können, und nicht nöthig haben, sie des Nachts, oder im Bade, abzulegen. Ich habe Leute gekennet, die fast den ganzen Koran auf diese Art mit sich herum getragen haben. Sie haben nicht allein dergleichen Amulette von Pappier, sondern sie haben sie auch in Steine geschnitten; aber keine auf Pergament geschrieben, weil sie die todten Thiere, und alles, was von ihnen herkommt, für unrein halten. Einige tragen sie auch in Ringen unter den Steinen. Diese Amulette nennen sie Dua, d. i. Gelübde, oder Gebete; einige dienen dazu, sie vor allem Uebel zu bewahren, andere, um ihnen alles Gute zu





zu verschaffen. Aus einem ähnlichen Aberglauben hängen sie sie auch den Thieren an den Hals, an die Kestiche der Vögel, zu Duzenden; endlich hängen sie auch solche an leblose Dinge, z. B. an Kramläden, in der Absicht, daß sie ihnen viele Kundleute zuführen sollen.

Ich werde noch mehr Gelegenheit haben, von dem Aberglauben der Perser zu reden. Gegenwärtig will ich nur noch von den talismanischen Characteren reden, die sie auf folgende Art verfertigen. Sie nehmen ein Blatt Pappier, etwas über eine Elle lang, und fünf bis sechs Zoll breit; dieses tragen sie nach und nach zu vierzig Personen, die man für die rechtschaffensten und andächtigsten im ganzen Lande hält, und bitten sie, ein Gebet, oder sonst etwas darauf zu schreiben, welches sie Gott angenehm, und von guter Wirkung zu seyn glauben. Dieses sind gemeiniglich einige Verse aus dem Koran und den Hadis. Wenn das Pappier voll ist, so wickelt man es zusammen, steckt es auf die vorher beschriebene Art in einen Beutel oder in eine Büchse, und trägt es bey sich. Zur Ursache hievon geben sie an, daß unter diesen vierzig Personen, doch wenigstens eine seyn würde, die Gott angenehm wäre, und deren Gebet seine Wirkung gegen dasjenige, wovor man sich verwahren wollte, thun würde. Die Bettelmönche, und andere, welche um Almosen bitten, haben





meistentheils ein grosses Stück Pappier in der Hand, welches sie vor sich halten, auf welchem Gebete, um eine besondere Gnade von Gott zu erbitten, geschrieben sind; an diesem Pappiere hängen unten eine Menge Siegel, welche die frommsten und andächtigsten Personen des Orts darauf gedruckt haben; sie glauben, daß sich diese Personen auf diese Art mit denjenigen im Gebete vereinigten, die dieses Pappier in der Hand haben, und mit ihnen gemeinschaftlich Gott um diejenige Gnade anrufen, die auf dem Pappier ausgedrückt wäre; es sey nicht wohl möglich, daß unter so vielen Personen nicht eine seyn sollte, deren Gebet nicht erhört werden sollte. Wenn sich diese Bettler an einem Orte aufhalten, oder über Nacht bleiben wollen, so hängen sie dieses Pappier auswendig an den Ort, wo sie bleiben.

An einem der letzten Tage des Festes erwies mir der Gouverneur die Ehre, und besuchte mich; allein ich hätte diese Ehre gern entbehret, denn sie kostete mich ein goldenes Crui von acht Pistolen, daß ich ihm für diese Ehre schenken mußte; es ist hier die Mode so, daß man die Besuche der Großen, die sie einem machen, bezahlen muß. Doch hatte ich nicht allein diese Ehre; er besuchte die übrigen Kaufleute, die in dieser Gegend ihr Quartier hatten, auf gleiche Art. Die Geschenke, die  
sie





sie ihm machten, bedeuteten zwar nicht viel; doch im Ganzen genommen, machte es schon etwas aus. Ein türkischer Kaufmann schenkte ihm etwa für zwey Thaler Caffee, ein Armenier gab ihm zwey Ellen Damast, ein anderer zwey Ducaten an Geld. Der Gouverneur kommt gewöhnlich alle Wochen zweymal, Frentags und Samstags, in die Stadt, um die nöthigen Befehle zu ertheilen. Bleibt er vor einem Hause stehen, so macht man ihm kein Geschenk, wenn man nicht will; geht er aber hinein, so erfordert es die Gewohnheit, ihm eines zu machen. Er hat deswegen immer einen Bedienten, der den Namen Ober- einnehmer der Geschenke führt, bey sich; dieser führt die Rechnung über die Geschenke, sie mögen von so geringem Werth seyn, als sie wollen. Die Gemahlin des Gouverneurs lies mir sagen, daß ich zu ihr kommen sollte; allein einige Hindernisse hielten mich ab, daß ich die Ehre dieses Besuches einige Tage verschieben mußte. Ein alter Verschnittener derselben sagte mir, daß sie sehr über mich erzürnt wäre, daß ich sie so lange hätte warten lassen; wenn dieses einer von den Landes- einwohnern gethan hätte, so würde sie ihm gewiß zweyhundert Stockschläge auf die Fußsohlen haben geben lassen. Ich lachte darüber, und fragte, ob sie denn so viel Gewalt hier im Lande hätte. O ja, sagte der Verschnittene, sie ist das hitzigste Frauenzimmer von der Welt; das geringste Versehen bestraft sie mit der größten Strenge. Wenn jemand etwas begangen hat, so schickt sie ihre Verschnittene hin; diese greifen ihn, binden ihm Hände und Füße, stecken ihn in einen Sack, und bringen ihn vor sie; hier vollziehen sie die Strafe an ihm, ohne ihn aus dem Sack zu ziehen, und ohne daß er einmal weiß, wo er ist.

Do 3

Ich





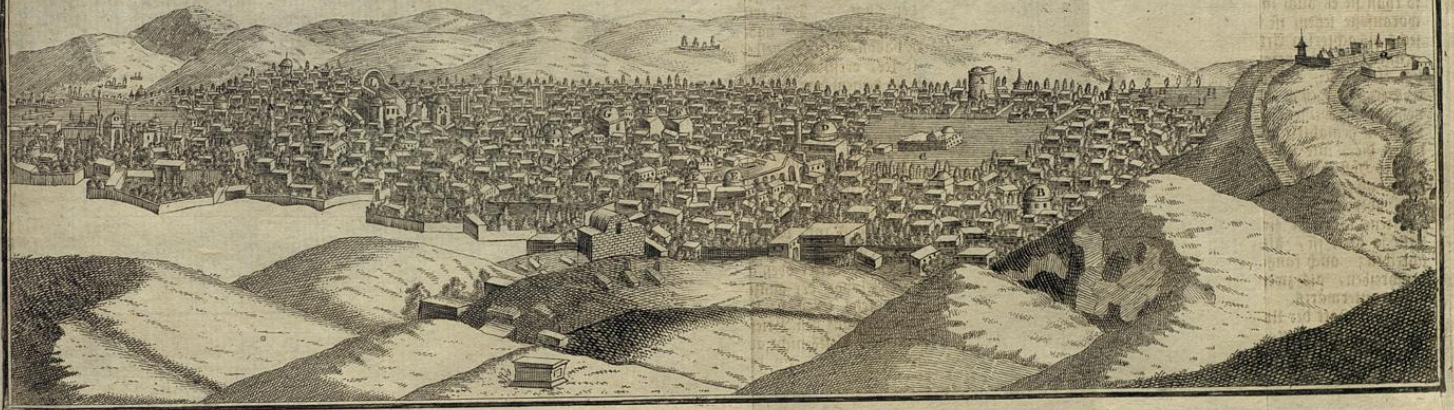
Ich machte nunmehr Anstalt, Erivan zu verlassen. Ich nahm bey dem Gouverneur Abschied, und bat ihn um Erlaubniß, daß mich der Armenische Kaufmann, Azarias, dem ich empfohlen war, bis nach Tauris begleiten sollte. Er gestattete ihm solches, und sagte, daß er so gut, als mein Mehemandar, oder Geleitsmann, seyn sollte. Zugleich bat ich ihn um ein Empfehlungsschreiben an seine beyden Söhne an dem persischen Hofe; auch dieses erhielt ich. Er gab mir noch überdies ein Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Ardebil mit. Durch diese Art von Schreiben beweisen die Morgenländer eine ungemeine Höflichkeit; so wie sie uns Europäer an wörtlichen Complimenten übertreffen, so thun sie es auch in der That. Das erste, worauf sie sehen, ist das Pappier. Sie haben sechs bis achterley Arten davon, weißes, gelbes, grünes, rothes, vergoldetes, versilbertes, großes, kleines 2c. Wenn sie denjenigen, an welchen sie schreiben, besonders ehren wollen, so nehmen sie weißes Pappier, worauf goldene Blumen gemahlt sind, sie schreiben sehr zart, damit die Tinte nicht in einander fließe. Die zweyte Höflichkeit betrifft den Namen der Person, an die sie schreiben; diesen schreiben sie mit goldenen oder gemahlten Buchstaben. Drittens lassen sie einen leeren Rand, der fast halb so breit ist, als das Blatt, worauf sie schreiben; auch fangen sie nicht weiter oben an zu schreiben, als zwey Drittel von der ganzen Länge unterwärts. Viertens setzen sie ihr Siegel, anstatt der Unterschrift, auf den Brief; der Respect erfordert, daß man dieses nicht auf die Seite, wo der Name desjenigen, an den man schreibt, steht, sondern auf die Rückseite des



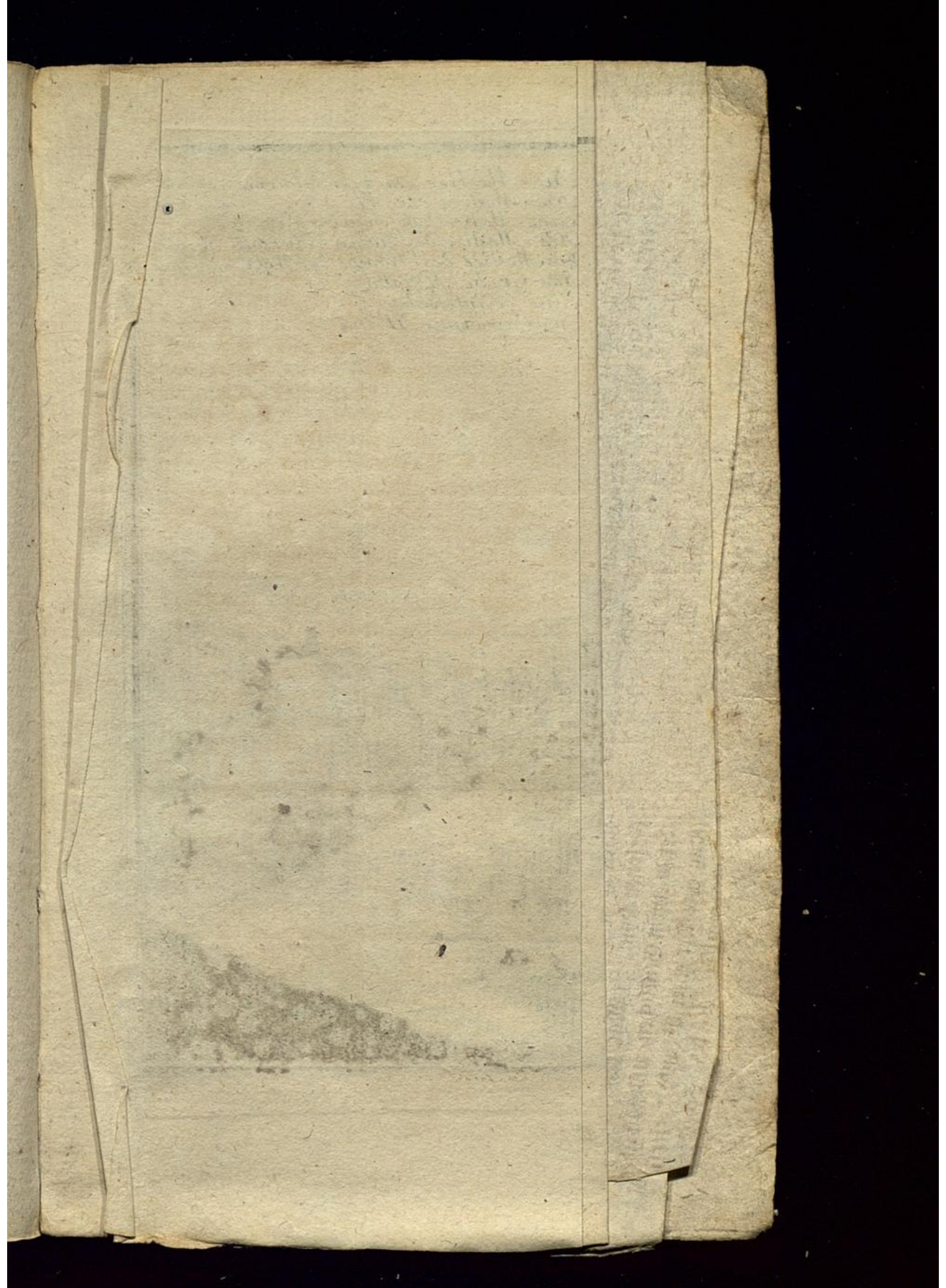
- A. Der Königl. Schatz.  
 B. Die Moskee des Kasseim.  
 C. Das Schloß des Generals Taser.  
 D. Die Moskee des Generals Kasseim.  
 E. Die Moskee des letzten Califen.  
 F. Eine andre Moskee.  
 G. Die Fürstliche Moskee.  
 H. Das Königl. Magazin.

LAURIS. نهر بنر

- I. Die Moskee der vier Thürme.  
 L. Die Moskee des Ali.  
 M. Eine Moskee Ouffa chiquere Genant.  
 N. Die Moskee der zweyn Thürme.  
 O. Die Moskee des Königs der Welt.  
 P. Das Große Hospital.  
 Q. Eine Einsiedelei.  
 R. Der Capuciner. Wohnung.









la  
un  
ni  
w  
ste  
at  
sol  
sch  
sch  
mi  
de  
Zu  
ein  
pā  
so  
we  
sed  
gr  
sch  
de  
ne  
W  
da  
im  
son  
mi  
De  
hal  
sch  
zu  
Lā  
Si  
der  
die  
ma



des Briefes setze, und zwar unten in die Ecke, doch darf nicht das ganze Siegel ausgedrückt seyn, sondern es muß ein Theil davon fehlen, als wenn man sagen wolle, man sey nur halb würdig, vor ihm zu erscheinen. Man hat aber dreyerley Arten, wie man das Siegel ausdrückt: wenn man an seines Gleichen schreibt, so setzt man das Siegel unten auf die rechte Seite; schreibt man einen Geringern, so setzt man das Siegel oben hin; schreibt man an einen Vornehmern, so setzt man es auf die vorhin gemeldte Art unten hin, etwas auf die Seite. Endlich sieht man auch auf den Umschlag der Briefe; man steckt sie in kleine Taschen von genähter oder mit Gold oder Seide gestickter Arbeit; und diese werden mit spanischem Wachs verwahrt. Auch bey diesen Briefen haben sie verschiedene abergläubische Gebräuche, wovon ich aber keine, wenigstens keine gültige Ursache anführen kan. Erstlich schneiden sie das rechte Eck an dem Blatt mit der Scheere ab, so daß es nicht mehr viereckigt, sondern fünfeckigt ist. Sie wollen dadurch zu erkennen geben, weil sie dem Blatt, welches vorher eine regelmäßige viereckigte Figur hatte, jetzt eine unregelmäßige geben, so seyen alle menschliche Werke der Unvollkommenheit unterworfen. Zweytens auf die Briefe, die sie in einen Umschlag von Pappier stecken, schreiben sie nahe bey das Petschaft drey mal das Wort: Eratin, ein Wort, welches in der persischen Sprache gar keine Bedeutung hat. Es geben zwar einige einen Grund davon an, aber er ist äußerst lächerlich. Sie sagen, daß Eratin der Name des Hundes der sieben Schläfer sey, wovon die Perser eine ähnliche Legende haben, als die morgenländischen Christen, und daß dieser Hund über die Briefe gesetzt sey. Sie sagen,  
dieser





dieser Hund sey in der Höle der sieben Schläfer gewesen, wo er die dreihundert Jahre, als sie geschlafen hätten, Wacht gehalten hätte; und als Gott diese sieben Schläfer in das Paradies aufgenommen habe, so hätte sich dieser Hund einem an den Rock gehängt, und sey auf diese Art mit in das Paradies gekommen; da es nun Gott wahrgenommen, so habe er gesagt: Eratin, wie bist du in das Paradies gekommen? ich habe dich nicht hieher gebracht, so will ich dich auch nicht fort jagen; damit du aber nicht ohne Verrichtung hier seyn mögest, so sollst du über die Briefe gesetzt seyn, und acht haben, daß die Felleisen nicht bestohlen werden, während der Zeit, wenn die Boten schlafen. Der dritte aberglaubische Gebrauch ist, daß sie die Briefe denen, die ihnen gleich, oder geringer sind, nicht in die Hände geben, sondern ihnen auf die Knie legen; geben sie solche den Boten, so werfen sie solche in eine gewisse Entfernung weg. Hievon können sie gar keinen Grund anführen, sondern sie berufen sich bloß auf die herrschende Mode.

Den 8ten Aprill reiste ich endlich von Erivan ab. Ich nahm meinen Weg über Nachivan, Abrenem, Esquijulfa, Marant, und kam den 17. nach Tauris, welches in Ansehung der Größe und des Reichthums nach Ispahan die zweyte Stadt im ganzen Königreich ist; wovon die nähere Beschreibung in dem folgenden Band erscheinen wird.

Ende des ersten Bandes.

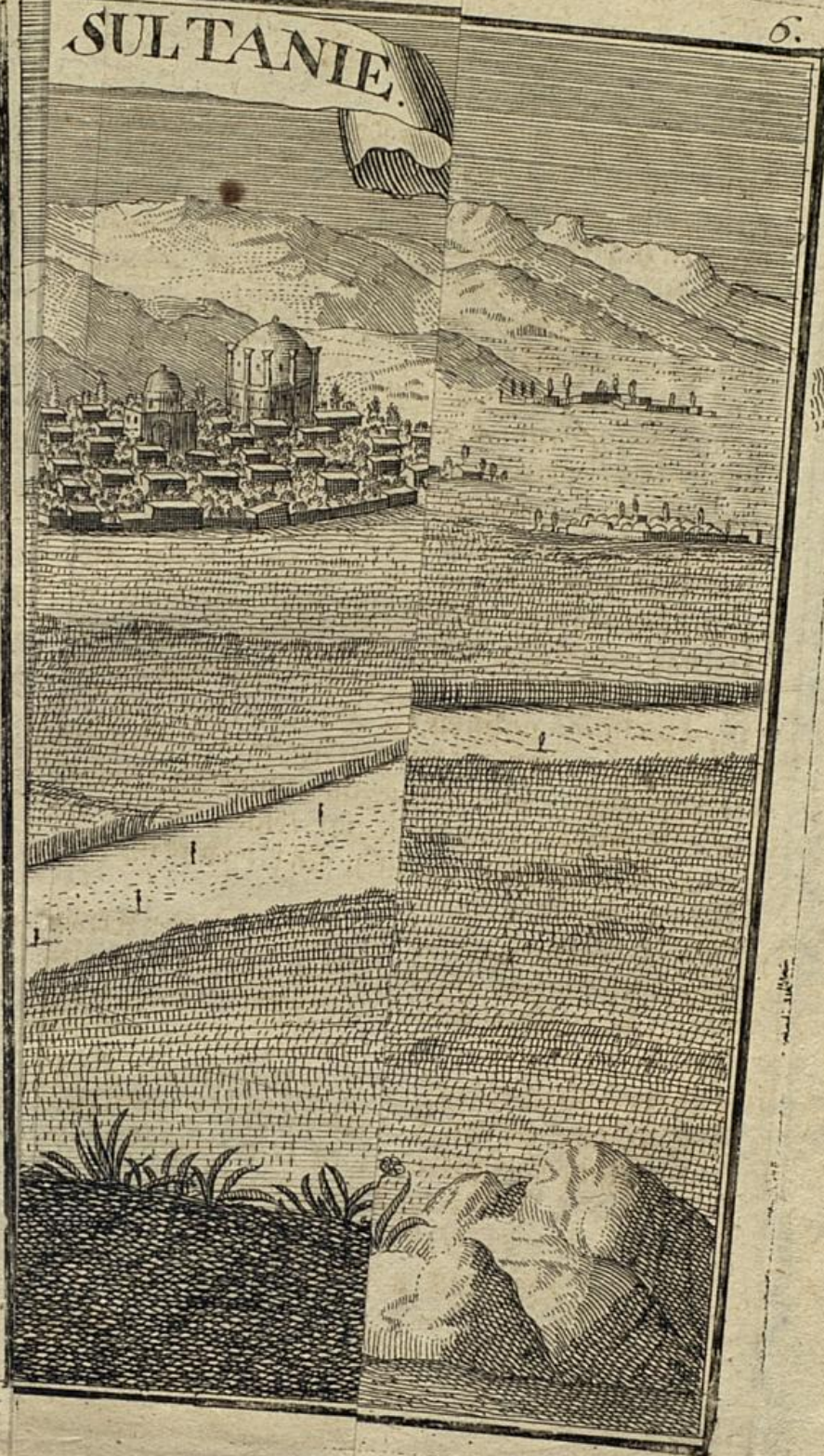




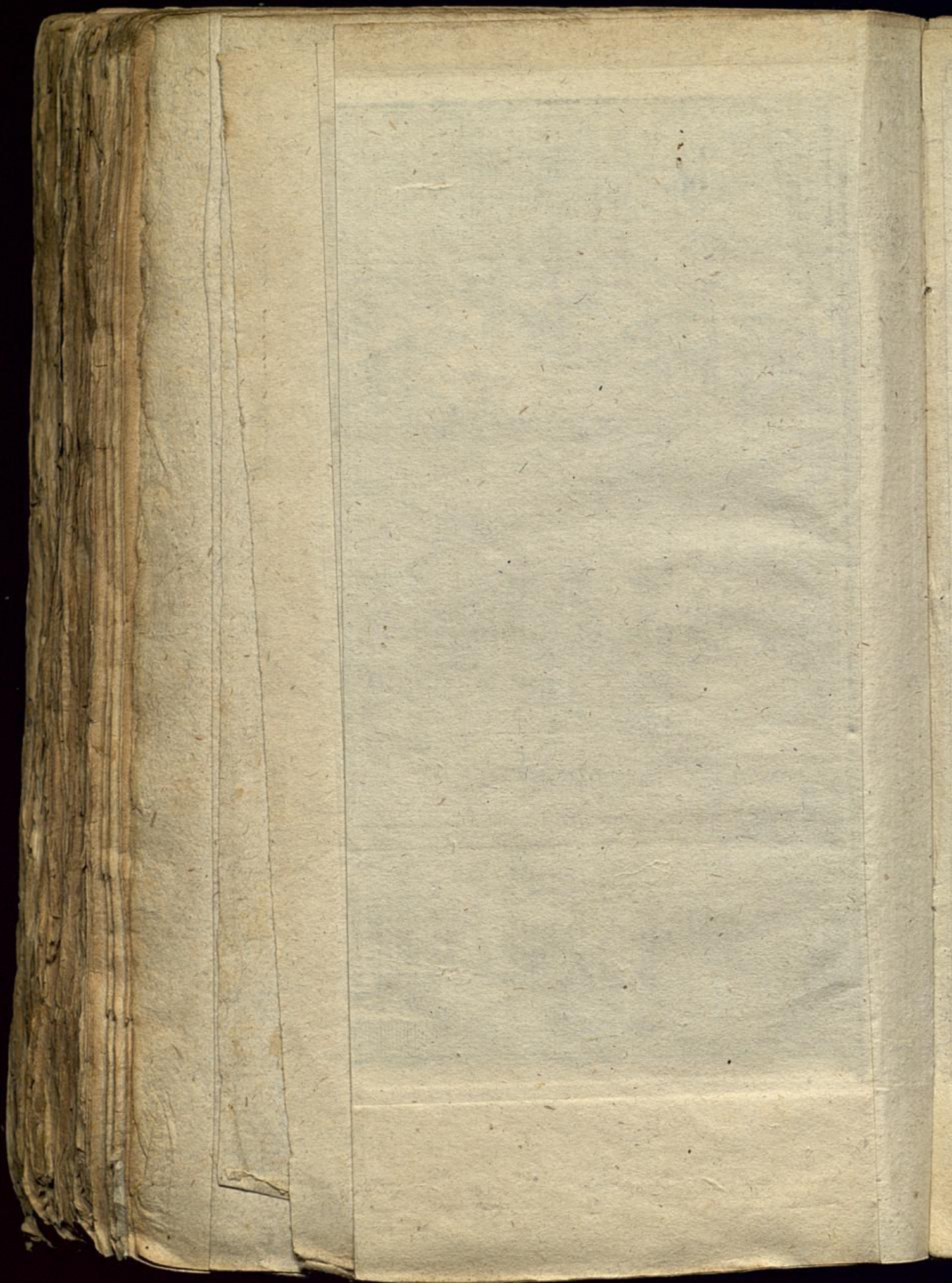


# SULTANIE.

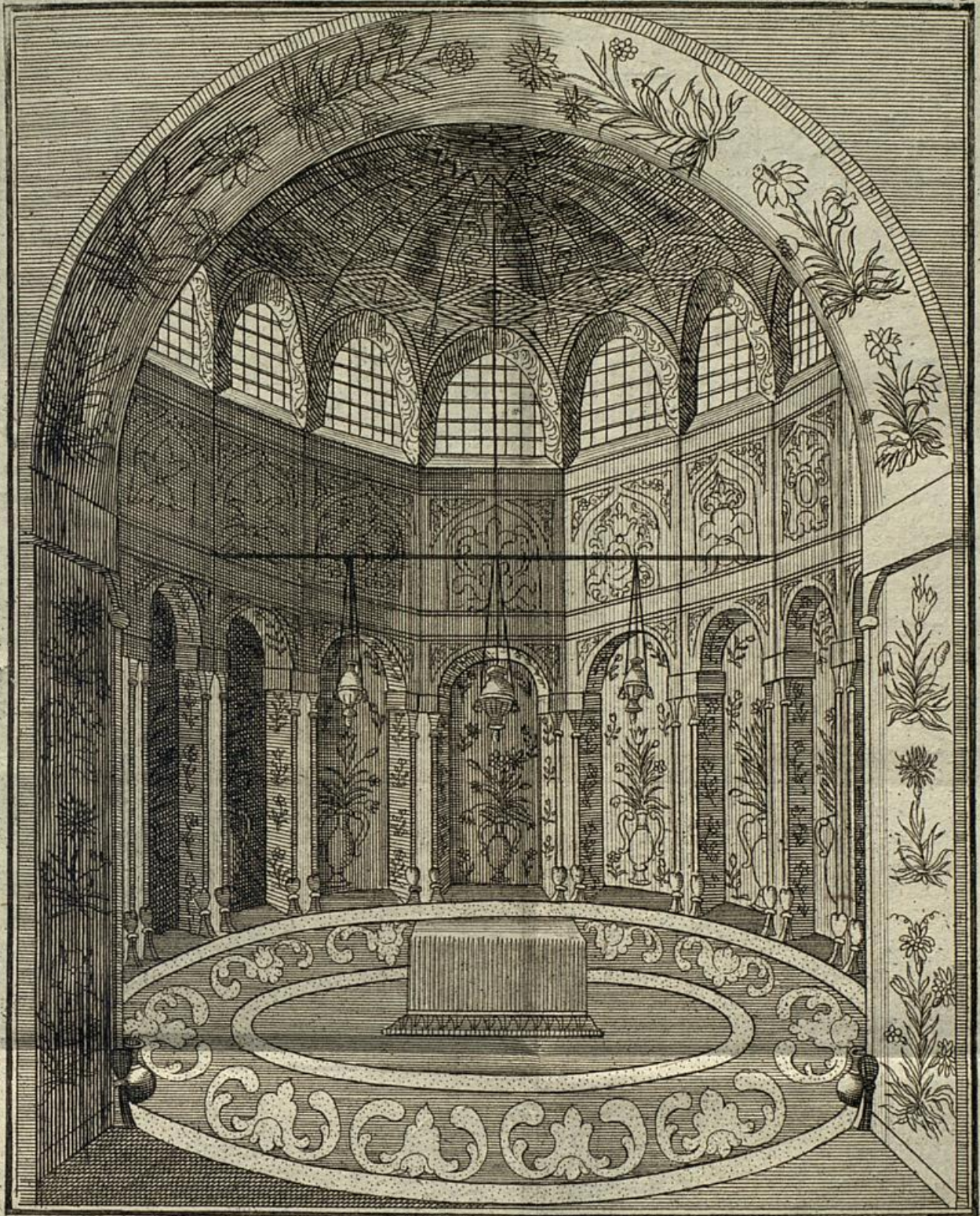
6.







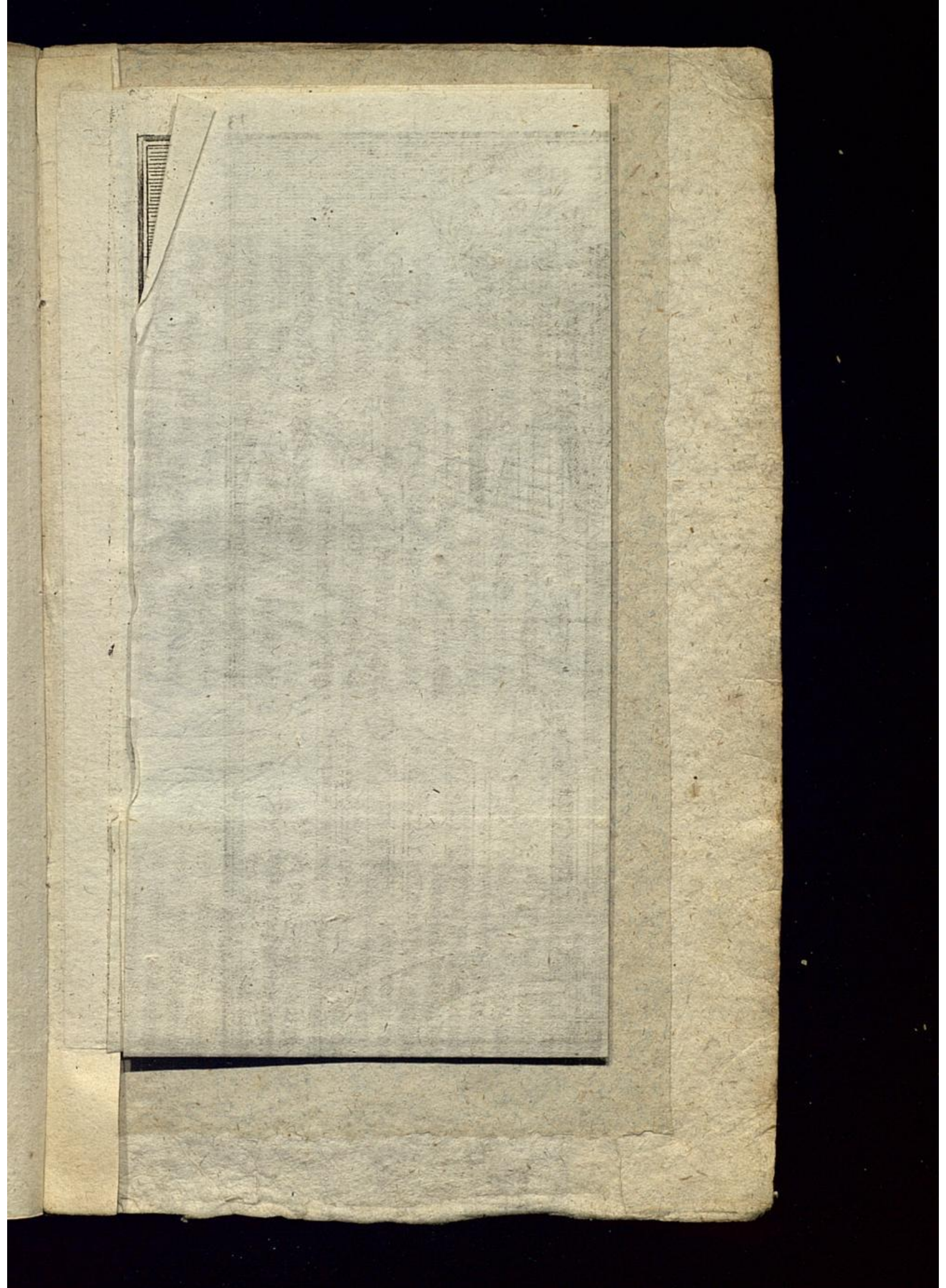




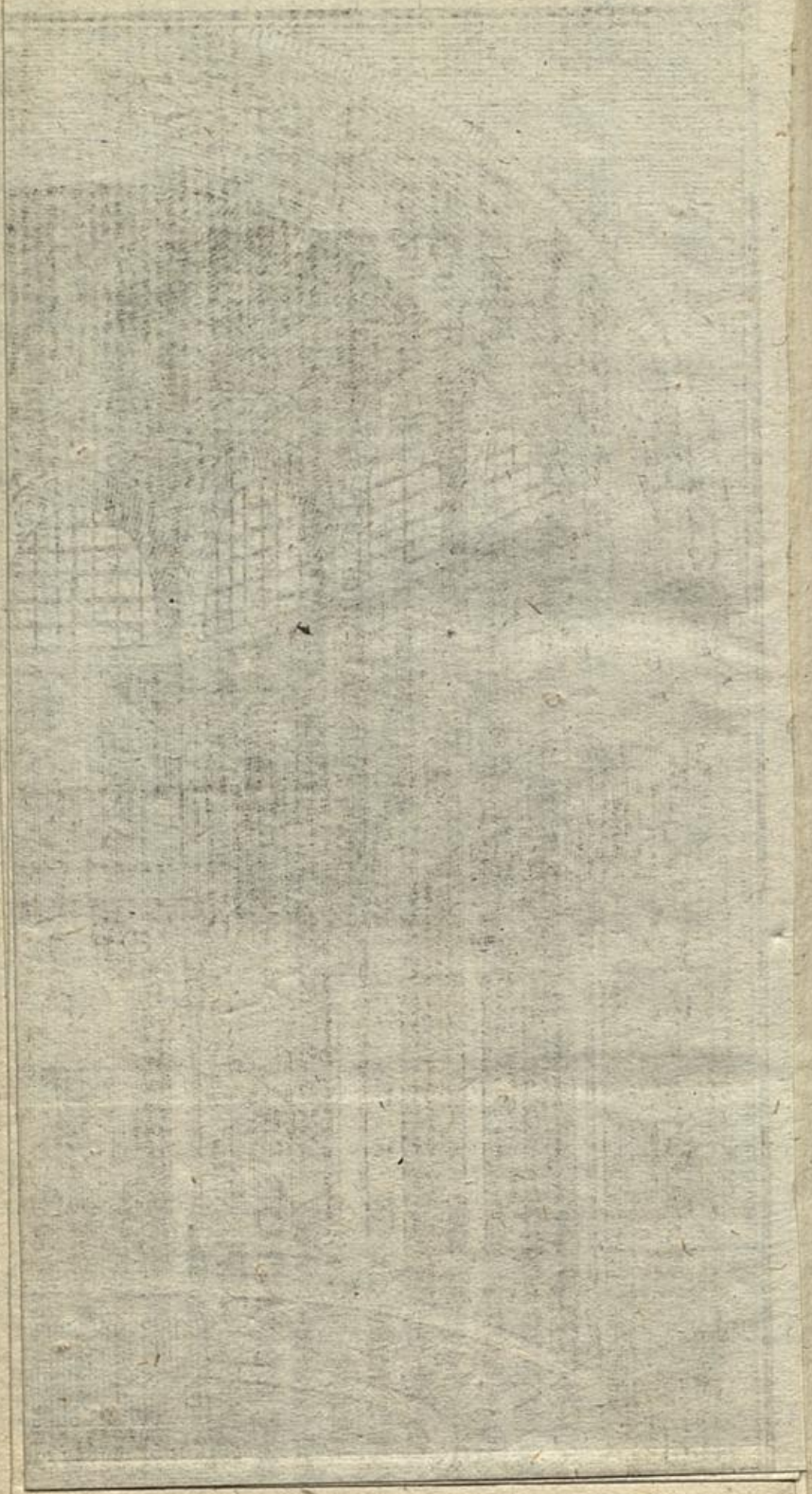
*Grabmal des Königs Abbas des Zweijten.*

*Zeichn.*

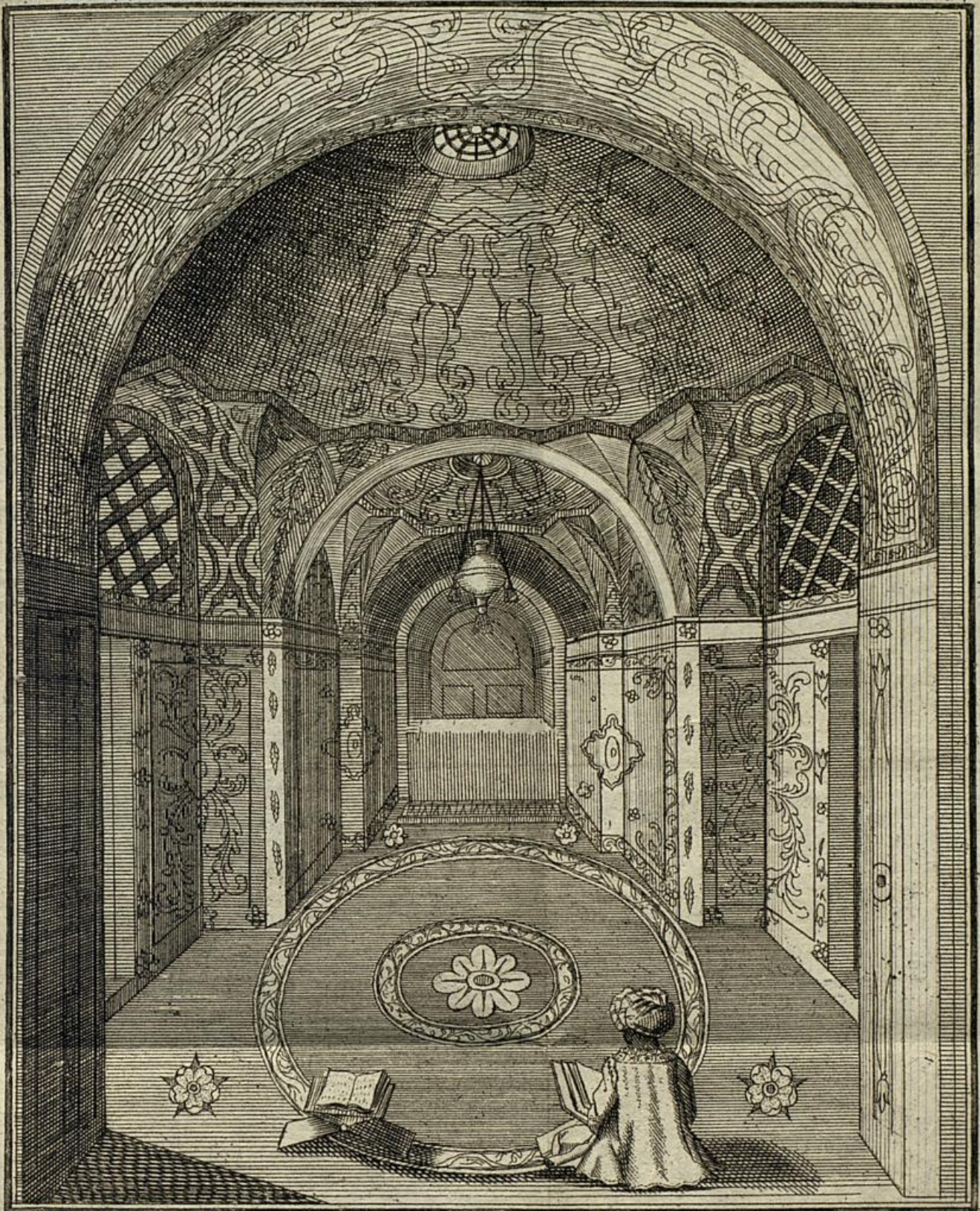












*Grabmal des Königs Sefi des ersten.*



